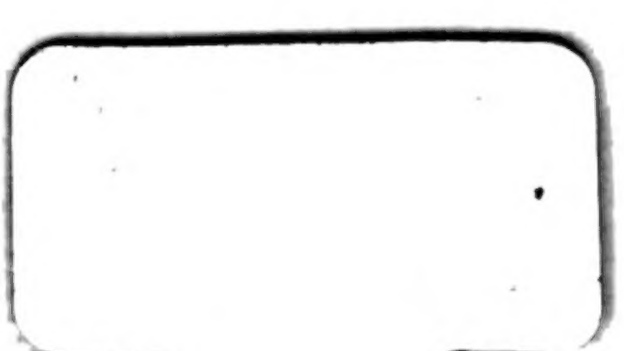
31a

KC 15497 (5)



Digitized by Google

Digitized by Google

Fortsezzung und Beschluß

des

Handbuchs

der

Brandenburgischen Geschichte

in zwei Bänden

von

Gottfried Traugott Gallus,

Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Erste Fortsezzung,

welche die ganze Geschichte Friedrich Wilhelm's I. und einen Theil der Begebenheiten Friedrich's des Großen enthält.

Züllichau und Freystadt

in der Darnmannschen Buchhandlung.

1803.

Digitized by Google

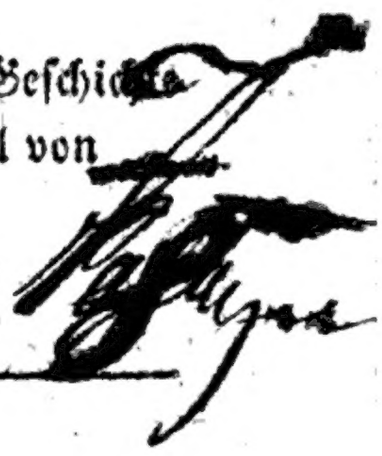
Geschichte
der
Mark Brandenburg
für
Freunde historischer Kunde.

---

von

Gottfried Traugott Gallus,
Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Fünfter Band,
welcher einen vollständigen Abriß der Geschichte Friedrich Wilhelm's I. und einen Theil von Friedrich II. enthält.



Züllichau und Freystadt
in der Darnmannschen Buchhandlung.
1803.

Digitized by Google

KC15497.(5)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 12 1954

unrestricted

Digitized by Google

Abriß

der

vornehmsten Begebenheiten

des Königs

Friedrich Wilhelm's I.

seines Sohnes

Friedrich's II.

und

seines Enkels

Friedrich Wilhelm's II.

entworfen in 2 Bänden

von

Gottfried Traugott Gallus,
Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Erster Band,

welcher in einem Anhange einige Berichtigungen mancher Umstände aus Friedrich's II. Leben von einem Augenzeugen enthält.

Züllichau und Freystadt
in der Darnmannschen Buchhandlung.
1803.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Nicht die Saumseligkeit des Verlegers, sondern die unfreiwillige Schuld des Verfassers, eine langwierige Augenkrankheit verzögerte die Erscheinung der gegenwärtigen Fortsezzung der Brandenburgischen Geschichte. Freuen werden sich beide, wenn kein wahrheitliebender, und kein wahrheitsuchender Recensent die Bemerkung machen darf, daß die Herausgabe noch länger oder auf immer hätte verschoben werden sollen. Ich fühle ganz die Wichtigkeit und Kühnheit des Vorsazzes, auch nur etwas über Friedrich den Großen zu schreiben; wenn ein Garve — quem honoris causa nomino — die Verfassung einer Geschichte Friedrich's für eine Sache ansahe, die seine Kräfte überstiege, so gehört gewiß ein starkes Selbstvertrauen dazu, das zu wagen, was einen Mann von solchen Talenten abschrekte. Ich bekenne, daß mir dies Selbstvertrauen fehlt, und daß nur die einzige Betrachtung, die einmal angefangne und so weit fortgeführte Brandenburgische Geschichte nicht unvollendet zu lassen, mich bewegen konnte, diesen Theil, welchem noch ein Band folgen wird, auszuarbeiten. Ich empfinde es lebhafter, als irgend jemand mir es zurufen mag,

daß

daß weit günstigere Umstände, weit höhere Geisteskräfte, ein näherer Zutritt zu Archiven und Urkunden, und selbst eine festere Gesundheit, als die meinige, dazu unerlaßlich erfordert werden, um ein Werk zu schreiben, welches bei Zeitgenossen und Nachkommen auf den Titel: Geschichte Friedrich's des Großen, mit Grunde Anspruch machen darf. Meine Arbeit gebe ich so wenig im Ernste, als Scherz dafür aus; die Benennung eines Abrisses seiner vornehmsten Thaten und Meinungen schien mir noch die leidlichste und erlaubteste zu sein, die ich mir anmaßen zu können glaubte. Mehr war meine Absicht nicht, mehr konnte ich nicht leisten, mehr erwarte und fordre keiner. Wenn studirende Jünglinge, Freunde und Lehrer der Jugend, Liebhaber der Geschichte, denen es nur um Kenntniß der Hauptvorfälle, um Richtigkeit der Thatsachen, um Ordnung in der Erzählung, und um eine angenehme Darstellung zu thun ist, ihre Wünsche und Forderungen einigermaßen in diesem Buche befriediget finden, so werde ich die Zeit nicht für verloren halten, welche ich auf das Aufsuchen, Zusammenstellen und Ausbilden vorliegender Bruchstükke verwendet habe. Neue, bis jezt unerhörte, ganz verborgen gewesene Dinge wird Niemand hier suchen; und ob ich gleich einen wichtigen Umstand in Friedrich's Jugendleben, den allgemein geglaubten Irrthum, daß er die Hinrichtung seines

Ver-

Vertrauten, des Lieutenant Katte, mit angesehen habe, berichtigen konnte, so rechne ich mir das zu keinem Verdienste an, weil nur ein glükliches Ungefähr, die Bekanntschaft mit dem Herrn Obersten von Münchow mich in den Stand sezte, ein falsches Gerücht, das so lange als historische Wahrheit galt, zu widerlegen. Das Bekannte, was aber doch vielen derer Leser, die ich beabsichtige, theils gar nicht, theils unvollständig, theils unrichtig bekannt sein kann, in einem nicht ganz ungefälligen Gewande vorzulegen, war mein Zwek; und blos hiernach wird der billige Kunstrichter sein Urtheil leiten. Damit drei Gattungen von Käufern diese Schrift brauchen können, so ist ihr ein dreifacher Titel vorgesezt worden. Die Besizzer der ersten Auflage werden es nicht ungern sehen, daß sie eine Fortsezzung des Handbuchs erhalten. Diejenigen, welche sich die zweite Edition angeschaft haben, werden vielleicht nicht bis auf die Zeit, wo auch dieser Theil wieder aufgelegt werden möchte, warten wollen; darum suchte man ihnen den Ankauf der jezzigen Auflage durch einen eignen Titel passend zu machen. Und sollten sich noch außerdem Einige finden, die nur diese beiden leztern Bände zu kaufen Lust bezeigten: so sorgt ein drittes Titelblatt dafür, daß sie ihren Wunsch, eine besondere Geschichte von Preußen's neusten Veränderungen hier zu bekommen, erfüllen können. Wegen Entfernung des Druckorts sind mehrere bedeu-

deutende Drukfehler eingeschlichen; die wesentlichsten sind bis Seite 224 in der Anlage verbessert; weiter habe ich die schon völlig rein abgedrukten Aushängebogen vor der Messe nicht zu Gesichte bekommen. In Absicht der Orthographie hat der Sezzer wider mein Wissen und wider das Manuskript solche Veränderungen vorgenommen, welche mit meinen in der Vorrede zur zweiten Auflage des 4ten Bandes geäußerten Grundsäzzen im Widerspruche stehen; dies betrift unter andern das zu häufig gebrauchte und nach meiner Ueberzeugung so oft überflüssig gesezte H. Es sei genug, hiermit anzuzeigen, daß dieser Mangel an Harmonie in der Buchstabenschreibung nicht von mir herrührt.

Ende April 1803.

Gallus.

Neueste
Brandenburgische Geschichte.

So viel Böses eine einseitige Ansicht der Dinge dem 18. Jahrhunderte auch nachsagen mag, so darf es sich doch nicht schämen, einem unpartheiischen Richter, der Geschichte vor die Augen zu treten, um von ihm sein Urtheil zu empfangen. Es wird den Ruhm des aufgeklärten gegen unwissende Thoren, gegen leichtsinnige Spötter, und gegen boshafte Feinde der Humanität immer mit vollem Rechte behaupten: nicht als ob vorher gar keine Aufklärung unter den Menschen gewesen, oder dies große Werk nun vollendet wäre; sondern weil eine hellere Denkart, ehemals der Antheil nur einiger Weisen, sich allgemeiner zu verbreiten angefangen hat; weil die Vernunft reifer, männlicher, veredelter geworden, dem Aberglauben, den Vorurtheilen jeder Art, religiösen und politischen Tiranneien einen fast tödtlichen Stoß versezzet, und selbst einige Stralen ihres wohlthätigen Lichtes bis in die finstersten Winkel Europen's, bis in die öden Steppen Asien's, und in die dikken Wälder Amerika's ausgegossen hat. Die unbe-

greiflichen Dogmen der scholastischen Theologen, und die schwerfälligen Formeln der positiven Rechtslehrer, müssen sich in unsern Zeiten eben so wohl, als die ungerechten Anmaßungen der willkührlichen Gewalt einer offnen Prüfung der mündig gewordenen Vernunft unterwerfen; und Machtsprüche haben in dem Gebiete der Wissenschaften, und in dem Heiligthume der Kirche; in den Richterstuben der Themis und selbst vom Throne herab ihr Ansehn und ihre Gültigkeit verloren. Waget jemand dergleichen, so werden sie nicht mehr knechtisch als Weisheit bewundert, nicht mehr geduldig als Pflicht ertragen. Eine gewaltige Stimme, Publicität genannt, erhebt sich dagegen, und scheucht sie in ihre dunkeln Schlupfwinkel zurük. Die Regierungen sind menschlicher, für das gemeine Beste eifriger, und auf ihren wahren Ruhm aufmerksamer geworden. Es ist überall ein Streben sichtbar, die Meinung des Volks, welche man sonst nicht achtete, für sich zu gewinnen. Ist darum die Welt noch nicht von Greueln gereinigt, so ist dies kein eigenthümlicher Schandflek des geendigten Säkulum's: in allen Jahrhunderten sind empörende Auftritte, scheusliche Unthaten zu finden; nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei durch das Gute, dessen wir uns jezt erfreuen, nicht vergütiget wurden. Diese wohlthätige Veränderung beginnt mit der Regierungs-Periode des Königs Friedrich's, dem noch kein Nebenbuhler unter den Fürsten den Zunamen des Einzigen entrissen hat; — denn noch ist kein zweiter Friedrich aufgestanden. —

Sein

Sein Geist, (vorurtheilsfreier war nie einer) und seine Thätigkeit, (kein Kronenträger übertraf ihn darin) wirkten weiter, als die Grenzen seines Reichs sich erstrekten. Indem er dem menschlichen Geiste die Fesseln abnahm, welche Unverstand oder böser Wille ihm angelegt hatten, so gab er seinen gelähmten Kräften die Spannung wieder, die ihn in den Stand sezte, seine ganze Wirksamkeit zu äußern. Und hierdurch hat Friedrich das große Werk der Aufklärung der menschlichen Begriffe über die wichtigsten Angelegenheiten theils befördert, theils veranlasset. Dies gibt seiner Regierung Interesse für die Menschheit. Auch vor ihm gab es Helden, welche langjährige Kriege führten; Staatsmänner, welche listige Streiche durchsezten; Könige, welche ihre Freundschaft sich abkaufen ließen; und Eroberer, welche nach vielem Blutvergießen endlich Friede schlossen: aber zulezt kam alles wieder in's alte Gleis. Sie starben; ihr Leben und ihr Andenken verging in Nichts. Ganz anders verhält es sich mit Friedrich. Nicht seine Kriege, nicht seine Schlachten, nicht seine Eroberungen, sind das merkwürdige, was er verrichtete; weit mehr erregen seine Arbeiten im Frieden, und die Veränderungen, die er in der Denkungsart und in der Handlungsweise der Menschen bewirkte, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Seine Geschichte verdienet daher nicht bloß gelesen, sondern studiret zu werden. So unterhaltend ist sie für den Neugierigen, so belehrend für den Nachdenkenden, so nützlich für den Regierer und Re-

gierten, so anziehend für alle. Es ist aber nicht genug, zu wissen, was Friedrich war, und was er that: sondern auch, wie er es wurde, und was ihn geschikt machte, es zu thun. Ueber beides gibt die Erzählung von der Regierung seines Vaters manche Aufschlüsse. Hätte er einen andern Vater gehabt, eine andere Erziehung genossen, eine andere Behandlung erfahren: so würde sein Geist ohne Zweifel in manchen Stükken eine andere Richtung, und sein Karakter hie und da eine andere Schattirung erhalten haben. Und ohne den Grund, welchen sein Vater legte, ohne die zahlreichen, gut abgerichteten Streiter, welche er ihm hinterließ, ohne die vollgefüllten Schäzze, die er ihm sammelte, und ohne die strenge Ordnung, und den pünktlichen Gehorsam, an welchen er sein Volk gewöhnt hatte, würde selbst einem Friedrich nicht möglich gewesen sein, sich dasjenige Uebergewicht über seine Feinde, und dasjenige Ansehen unter den ersten Mächten unserer Halbkugel zu erringen, wodurch sein Leben Bedeutung für die Welt und Einfluß in die Veränderungen, die sich zu seiner Zeit ereigneten, erhielt. Gerade nach seiner Thronbesteigung führte ihm das Glück günstige Gelegenheiten zu, sein Reich mächtig, und seine Regierung merkwürdig zu machen; sein vielumfassender Geist gab ihm die Einsicht und die Entschlossenheit, die nöthig war, um den Zufall zu benüzzen; aber die Verfassung, in welcher er von seinem Vater das Land erbte, verschafften ihm die Mittel, seine Entwürfe durchzusezzen. Zur Vollständigkeit der Geschichte Friedrich's gehört

daher

daher ein Ueberblik der Thaten, Gesinnungen und Anstalten seines Vaters. Für die Besizzer der vorigen Bände dieses Handbuchs ist ohnedem eine Geschichte Friedrich Wilhelm's nothwendig, damit keine Lükke entstehe: für die übrigen Käufer, welche nur den Abriß von Friedrich's Thaten verlangen, wird jene Geschichte die Stelle einer Einleitung vertreten können.

13. Friedrich Wilhelm I.

König in Preußen von 1713 — 1740.

Friedrich Wilhelm der Erste gehörte nicht zu den ausgezeichnet großen Geistern, darum aber auch gerade nicht zu den Alltagsmenschen. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn für nichts weiter, als für einen rohen Sohn der Natur erklärt; man lobt ihn über die Gebühr, wenn man ihn zum Muster eines weisen Regenten erhebt. Zu diesem lezten fehlte ihm noch gar viel. Er hat als König Verdienste um sein Land, die ihm unsere Achtung erwerben; als Mensch aber Fehler, die unser Gefühl empören. In vielen seiner Handlungen zeigte er sich groß, in manchen gut, in keinen liebenswürdig. Dies ist der Haupteindruk, welchen dieser König in dem Gemüthe eines jeden Lesers zurüklaßt, der seine Geschichte sine ira et studio, ohne Abneigung und ohne Vorliebe erwogen hat. Das Urtheil über ihn fällt so und nicht anders aus, und dies aus der ganz natürlichen Ursache, weil er so und nicht anders gehandelt hat. Die Geschichte

schichte soll Menschen schildern, wie sie sind; aber nicht ihre Thaten vergöttern; sonst wäre sie eine Schmeichlerin, und keine Darstellerin. Wenn von vielen Fürsten nicht lauter Gutes gesagt werden kann; so ist daran niemand schuld, als sie selber, weil sie sich nicht bemüht haben, lauter Gutes zu thun. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun die einzelnen Züge zu seinem Karakter sammeln, woraus sich der Leser sein Gemälde selbst wird entwerfen können.

Friedrich Wilhelm hatte einen wohlgebildeten Leib und ein schönes Ansehn; eine Länge von 5 Fuß und 5 Zollen; ein Auge voll Feuer und Lebhaftigkeit, mit welchem er jedem scharf und ernst in's Gesicht sahe, und eben so angesehen zu werden verlangte; mehrentheils war sein Aeußeres düster, und nur gegen seine Vertranten zuweilen lachend. Bei zunehmenden Jahren wurde sein Unterleib außerordentlich dik, und sein ganzer Körper so schwer, daß er an drittehalb Centner wog, welches ihm ein weniger großes Ansehen gab, als er wirklich hatte. Sein schönes Haar ließ er sich nach der damaligen Mode abschneiden, und trug Anfangs braune Zopfperükken; im Alter sezte er nur kleine, weiße und schlecht gemachte Haarmüzzen auf. In Absicht der Kleidung und aller Pracht überhaupt war er der grade Antipode seines glanzliebenden Vaters. Er haßte alles, was nur den Schein des Luxus hatte. Sein Vater schenkte ihm, da er noch ein Kind war, einen prächtigen seidenen Schlafrok;

rok; kaum hatte jener den Rükken gewendet, so warf er ihn in's Feuer. Ein gleiches Schiksal hatte eine große Staatsperükke, die er bei einem Hoffeste tragen mußte. Nach Endigung der Feierlichkeit hielt er mit ihr ein Auto da fe, er opferte sie den Flammen. Mit Schrekken erkannten hieraus die Hofleute, welche von der Verschwendung Friedrich's I. Nuzzen zogen, daß ihr Reich unter dem Sohne ein Ende nehmen möchte. Und darin irrten sie nicht. Friedrich Wilhelm kleidete sich ganz soldatisch; er trug die Uniform seines Regimentes, die fest an den Leib anschloß, einen langen Degen, weiße Stiefeletten, öfters aber Stiefeln. Nur auf Jagden, Reisen, und an fremden Höfen machte er hierin häufige Ausnahmen. Nicht einmal bey Frauenzimmern gefiel ihm Puz und Kleiderpracht. Seine eigne Gemalin und seine Töchter mußten sich einfach kleiden. Wenn ihn die Königin auf Jagdpartien oder Lustreisen begleitete, durfte sie nur ein Kammermädchen mit seinem Wissen mitnehmen, weil er ein solches zu Anordnung ihres Puzzes und zu ihrer Bedienung für hinlänglich hielt. Seine Gemalin verstekte aber dennoch mehrere Kammerfrauen und Puzjungfern heimlich in den Rüstwagen, weil sie mehr Geschmak an einem ausgesuchten, doch nicht übertriebenen Anzuge fand. Mit Zittern saßen die Dienerinnen in ihren verborgenen Behältnissen; denn tödtliche Mishandlungen warteten ihrer, wenn sie der König entdekte, welches ein und das anderemal, obwohl selten, geschahe. Im Essen konnte er eben

so

wenig großen Aufwand leiden. Er liebte keine Lekkereien; verlangte nur Hausmannskost, viel Fleisch und derbe Gerichte. Erbsen und Spek, Kohl und Wurst, Rüben und gesalzene Fische, Hammelfleisch und ein tüchtiger Kälberbraten machten sein Lieblingsessen aus. Er aß schnell und gierig; fast verschlang er alles. Er ließ sich gern von Generalen, Ministern und Officieren bewirthen; nahm von Städten und Beamten aus den Provinzen Geschenke in die Küche mit Wohlgefallen an; führte daher auch auf seinen Reisen keine Küchenwagen mit, und aß zuweilen nach einer Jagd bei den geringsten Leuten. Er verschmähte den Wein nicht; doch wegen seines Podagra's, woran er in der Folge viel litt, enthielt er sich desselben, und nahm mit Bier vorlieb. Bei Hoffesten wurde von seinen Tischgenossen stark im Rheinweine gezecht, den er im größten Ueberflusse reichen ließ. Bei allem liebte er die Reinlichkeit, vornämlich die Holländische, wovon er in seiner Jugend Augenzeuge gewesen war, und die er sehr schäzte. Er zog holländische Kastellane den übrigen vor. — Theils aus Widerwillen gegen Pracht und Weichlichkeit, theils aus Neigung zur Reinlichkeit, mochte er nicht gerne auf Stühlen sitzen; statt ihrer bediente er sich hölzerner Schemmel. In einem Stükke wich er von seiner gewohnten Reinlichkeit ab. Er schrieb als Prinz eine gute Hand. Als König suchte er einen Vorzug darin, seine Schreibereien durch Dintenflekke mit Fleiß verunstaltet, durch stumpfe Federn unleserlich, und durch unförmliche

Züge

Züge widerlich zu machen. Die Ursache dieses sonderbaren Betragens wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Die Natur hatte ihn mit vortreflichen Anlagen des Geistes ausgestattet; er besaß einen guten Verstand, ein großes Gedächtniß, eine richtige Urtheilskraft, eine schnelle Fassungsgabe. Aber er that nichts, diese Fähigkeiten auszubilden, er unterdrükte sie vielmehr; er verachtete die Wissenschaften; er hatte einen Ekel vor allem, was gelehrte Kenntniß heißt, er wünschte, daß Niemand mehr lernen möchte, als was dazu gehört, ein abgehärteter Soldat, ein arbeitsamer Bürger, ein sparsamer Wirth, und ein ehrlicher Christ zu sein. Er hielt die ganze Gelehrsamkeit für einen unnüzzen Plunder, der einen vernünftigen Mann schlecht kleide. Er meinte ohne sistematisches Denken, ohne philosophische Grundsäzze, ohne weise Rathgeber seinen Weg gehen zu können. Doch verstand er einige Sprachen, als die Französische, die er aber ungern, und nur im höchsten Nothfall, und die Holländische, die er desto lieber, und häufiger redete. Schlechter sprach und schrieb er seine Muttersprache. Eine Probe beweise dieses. Der Kaufmann Destinon zu Hamburg mußte ihm zuweilen Eßwaren besorgen. Er schikte ihm einmal 6 große Taschen-Krebse, worauf der König diese eigenhändige Antwort ertheilte: gut, soll auch ein großen Kalbes Braten senden, der recht weis fleis hat, und wohll

ein

ein Bakken (soll ihn wohl einpakken) das der Geschmak von der Matte sich nit in fleis ziehe. Dies ist noch lange nicht das schlechteste Stük seiner Schriftstellerei. Gelehrte betrachtete er für nicht viel besser, als Narren; sie waren ihm nur Grübler, Dintenklekker und Schmierer. Ein Officier, der mehr konnte, als seinen Namen zur Noth krizzeln, kam bei ihm in üblen Ruf. Am Hofe litt und achtete er keinen anderen Gelehrten, als der zugleich ein Hofnarr und Possenreißer war. Man hat zwar Beispiele, daß er verdienstvolle Gelehrte, einen Hoffmann, Heineccius, Böhmer, wenn sie vor ihm erschienen, anständig und würdig behandelte. Aber hieraus folgt gar nicht, wie einige neuere Schriftsteller zu voreilig schließen, daß dieser König wahre Wissenschaft und Kunst geehret, und nur den Aberwiz mancher Gelehrten verspottet habe. In dem Karakter und den Handlungen eines jeden Menschen finden sich Widersprüche; kein Sterblicher handelt zu aller Zeit gleich; es entstehen bei jedem durch besondere Umstände augenblikliche Aufwallungen, die ihn zu solchen Thaten hinreißen, die von seiner beständigen, durch Natur, Erziehung und Gewohnheit erzeugten Handlungsweise abweichen; der zornigste Mensch kann sich zuweilen sanftmüthig, und der gelassenste manchmal hart betragen. Man muß wohl unterscheiden, wo jemand nach Laune und Leidenschaft, und wo er nach Gewohnheit und Karakter handelt. Dies vorausgesezt, behaupte ich, daß Verachtung aller Wissenschaften, und Geringschätzung aller

Gei-

stesbildung Karakterzug des Königs Friedrich Wilhelm's I. war. Dies bezeuget sein Zorn über den großen Friedrich, weil er den Musen opferte, den Grazien huldigte, der Weisheit Schüler ward; dies beweiset eine Disputation, welche er im Jahre 1737 auf der Universität Frankfurt veranstaltete, wo in seiner Gegenwart und auf seinen Befehl der Saz vertheidigt werden sollte: daß alle klassische Schriftsteller Griechenlandes und Rom's nur Saalbader und Narren gewesen wären; dies deutet der Ernst an, mit welchem er die ausbleibenden Professoren durch Unterofficiere gewaltsam zum Hörsale treiben ließ, um sich verspotten zu lassen. Er wollte sogar die Akademie der Wissenschaften und die Universitäten selber aufheben. Die erste behielt er nur bei, weil er Kalendermacher; und die andere, weil er Wundärzte bei der Armee, und Prediger in der Kirche brauchte. Doch würdigte er die Akademie dadurch herab, daß er beständig Hofnarren zu ihren Präsidenten ernannte, und ihnen lächerliche Bestallungsbriefe ertheilte. Er machte ihnen z. B. zur Pflicht, ihr möglichstes zu thun, daß die Kobolde, Alpen, Irrwische, Wassernixen, verwünschte Leute und Satansgesellen ausgerottet würden; sie sollten dergleichen Unthiere todt oder lebendig bei dem Könige einliefern, und für jedes Stük 6 Thaler Belohnung erhalten. Er befahl ihnen, auf die Kabbala Kenntniß der guten und bösen Geister, auf die schwarze Kunst, und Astrologie besondern Fleiß zu verwenden, es sogleich

anzu-

anzuzeigen, wenn der Thierkreis am Himmel sich verrükke, der Mars einen feindlichen Blik auf die Sonne würfe, oder die Venus mit dem Merkur im Quadrat stünde; sie sollten dann alle Mitglieder der Akademie versammeln, und über die Mittel berathschlagen, wie man solchen Unordnungen abhelfen könne. Ein König, der sich dergleichen Lächerlichkeiten zu Schulden kommen läßt, muß ein entschiedener Feind des Edelsten, der Aufklärung, der Seelenbildung sein. Er mochte daher auch von methodischen Demonstrationen, von gründlichen Belehrungen nichts wissen; hörte auf die Rathschläge seiner Minister wenig, und verlangte nur selten ihr Gutachten, befolgte es aber bloß, wenn es mit seinen Einfällen übereinstimmte. Hatte er etwas beschlossen, oder fiel seine Laune, deren er zuweilen gar wunderliche hatte, auf etwas, so fertigte er alle, auch die durchdachtesten Einwendungen der klügsten und erfahrensten Männer mit dem Donnerworte ab: nicht räsonnirt; schrieb oft unter vernünftige und bescheidene Vorstellungen: ich will das Räsonniren durchaus nicht haben; und wies hohe und niedere Personen, so stark, so wichtig, so dringend ihre vorgebrachten Gründe sein mochten, mit dem Zuruf zurük: Kerl! räsonnir er nicht. Diese widerlichen Worte wurden durch den Ton seiner Stimme noch widerlicher. Denn er sprach schnarrend durch die Nase, und konnte nur mit Mühe von denen verstanden werden, die ihn das erste Mal hörten.

Bei alle diesem hatte er ein ehrliches treues Herz, haßte alle Ränke und Hinterlist, und schäzte die Ehrlichkeit als eine vorzügliche Bürgertugend, und das mit Recht. Gleichen und noch höhern Werth sezte er auf die eheliche Treue. Gegen alle Versuchungen zur Wollust, die für einen Prinzen stets zahlreicher und reizbarer sind, gegen alle Fallstrikke, welche ihm listige Hofleute legten, blieb er standhaft, wie ein Stoiker. Wenn wir ihm hierin unsere Bewunderung und Achtung nicht versagen können; so bemerkt man zugleich mit Betrübniß, daß er sich auf diese Tugend ein wenig gar zu viel zu Gute that, daß er sie für das ganze Christenthum ansahe, daß er sein Gewissen bei allen empörenden Ausbrüchen seines Zornes, bei manchen grausamen Ungerechtigkeiten, bei der menschenfeindlichsten Härte damit beruhigte: er sei doch kein Uebertreter des sechsten Gebotes. Als ihm der lutherische Probst Roloff, der ihn auf sein Begehren zum Tode bereiten sollte, ernstlich und freimüthig an's Herz redete, an so viel strenge und gewaltsame Handlungen erinnerte, die er begangen hätte, und ihn ermahnte, sie zu bereuen; so betrachtete er dies anfänglich als eine unbedeutende Kleinigkeit; er sei, meinte er, seiner Seligkeit gewiß, weil er sich nie eines Ehebruchs schuldig gemacht; und so lange er verheirathet sei, nie die eheliche Treue verlezzet hätte. Nur schwer war er dahin zu bringen, sich für einen Sünder zu erkennen. Es war an ihm gewiß lobenswerth, daß er nicht nach dem Beispiele so vieler andern Fürsten ein Knecht sinnlicher

licher Lüste, und ein Spielball weiblicher Buhlerinnen ward; nur hätte er nicht das wichtigste im Gesez, Liebe und Barmherzigkeit darüber vergessen sollen. Man muß das eine thun, und das andere nicht unterlassen. Die beste Antwort, die ihm bei seiner fast abergläubischen Verehrung der Keuschheit gegeben werden konnte, ertheilte ihm ein sächsischer Hofprediger, welcher 1733 bald nach des Königs August Tode in Geschäften zu Berlin war, und zur königlichen Tafel geladen wurde. Friedrich Wilhelm zog gewaltig über seinen verstorbenen Nachbar August los, und verdammte ihn gerade zu als einen schlechten Christen, weil er die Frauenzimmer zu sehr geliebet hätte. Der Hofprediger hörte diese Verdammungsurtheile eine Zeitlang geduldig an; da aber Friedrich Wilhelm gar nicht nachließ, so gerieth er in eine lebhafte Bewegung und antwortete: „es ist wahr, daß mein verstorbener Landesherr von dieser Seite einigen Tadel verdienet: aber es gereicht ihm doch zum Ruhme, daß er niemals mit Menschenleben gescherzt, niemals einen Unschuldigen zum Tode verurtheilt, niemals eine Grausamkeit begangen hat. Und es stehet geschrieben: wer Barmherzigkeit übt, der soll Barmherzigkeit empfahen.“ Alles schwieg, und kein Laut erhob sich mehr gegen den Todten. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit seiner Religiosität. Er war ein eifriger Beobachter der äußerlichen Kirchengebräuche, hielt viel auf Gottesfurcht und Demuth vor dem höchsten Wesen, zwang die Soldaten mit Gewalt zum Gottesdienst, kommandirte

dirte sie zum Abendmahl, stellte Unterofficiere vor die Kirchthüren, und prägte seinen eigenen Kindern mit eben der Strenge mit harten Zuchtmitteln die Religion ein. Jedoch dieser Eifer war im Grunde nichts als knechtische Furcht; wie er alle seine Unterthanen in Furcht und Demuth erhielt, eben so stellte er sich sein Verhältniß gegen Gott im umgekehrten Falle vor; er sahe in ihm nur den strengen Herrn, den man sich durch Ausübung gewisser heiliger Gebräuche gewogen machen müsse. An die Hauptsache der Religion, sein Herz zu bessern, seine Leidenschaften zu zähmen, ein wohlwollender, liebreicher, guter, gerechter Mensch zu werden, dachte man nicht. Es fiel dem Könige nicht von ferne ein, daß Sanftmuth und Gelindigkeit, daß Milde und Menschenliebe Pflichten wären, ohne welche aller Gottesdienst nichts bedeute; und daß Härte, grausame Gefühllosigkeit, Jähzorn und die Anwendung seiner Macht zur Rache zu den erschrecklichsten Lastern gehörten, welche dem Gott der Liebe unmöglich gefallen könnten. Friedrich Wilhelm, der so viel auf äußerliche Religion hielt, so viel von Gottesfurcht sprach, nahm doch nichts von dem ersten aller Gebote des Christenthums, von der Liebe, an. Er ließ sich oft bei einem geringen Anlaß von dem wüthendsten Zorne beherrschen, und von einem Grimme regieren, dessen Ausbrüche Tod und Verderben verbreiteten. Gerieth er in Heftigkeit, so vergaß er alle Rükksichten, die sonst andre lebhafte Gemüther, welche auch zum Zorn geneigt sind, von dem Uebermaas

zurük-

halten. Weder seine Kinder noch Räthe, weder Bürger noch Soldaten waren vor Mishandlungen gesichert. Nicht genug, daß er auf der Parade und bei'm Exerciren bald mit dem Stokke, bald mit der Faust blindlings zuschlug: er stieß auch den Unglücklichen, auf die er erbittert war, mit seinem spanischen Rohre in die Zähne, hieb ihnen über's Gesicht, oder gab ihnen Fußtritte. Und dieses ging, wie man denken kann, ohne Fluchen nicht ab. Von dieser üblen Gewohnheit ließ er so wenig nach, daß er noch im Angesicht des Todes nicht Herr darüber werden konnte. Er hatte dem Fürsten von Dessau, und seinem Adjutanten von Hakke zum lezten Andenken jedem ein Pferd geschenkt; er ließ sich an's Fenster tragen, sie zu besehen; hier bemerkte er, daß die Stallknechte nicht das Sattelzeug so gelegt hatten, als er es wünschte: Ach! wenn ich nur gesund wäre, rief er hastig, ich wollte die Schurken derb abprügeln. Gehn sie doch herunter, sprach er hierauf zu Hakke, und prügeln sie sie tüchtig durch. Dies geschahe Vormittags; den Nachmittag darauf starb er.

Damit nicht wichtigere Personen des Königs schwere Hand fühlen möchten, so hatten die Hofleute den Leibkutscher zum Zorn-Ableiter ausersehen; er trug ein dikkes Koller von Elendsleder unter dem Rokke, und reizte, von den Bitten der Uebrigen bestürmt, den König, wenn er zornig wurde, durch grobe Antworten so sehr, daß er ihn fluchend und scheltend so lange schlug, als es die Kräfte verstatteten.

Doch

Doch zuweilen kamen die Kutscher übel an; nicht immer spielten sie eine Rolle; es ward auch Ernst. Auf einer Reise nach Westfalen brach der Wagen des Königs ohne des Kutschers Schuld, denn er hatte es zu rechter Zeit vorher gemeldet; dennoch ergrimmte der König über den Zufall; er stieg aus, und schlug den Kutscher so anhaltend und heftig über den Kopf und in's Gesicht, daß Stirn, Nase Wange und Mund von Wunden zerrissen und von herabstürzendem Blute verunstaltet wurden. Man war einige Stunden weit von Hannover entfernt; Friedrich Wilhelm sezte sich in einen offnen, so genannten Hünerwagen, auf welchem damals die Bauren ihr Federvieh nach Herrenhausen, einem Lustschlosse des Königs von England bei Hannover, brachten; der große Friedrich saß hinterwärts, sein Rücken diente dem Vater statt einer Lehne; in diesem Aufzuge kamen beide in das Dorf Engelbostel, wo man bald andre Anstalten traf. Der zerschlagene Kutscher ward in das Predigerhaus gebracht, wo man ihn abwusch und ihm Weinumschläge machte. Der entkräftete, schrecklich zugerichtete Mensch schrie einmal über das andre: der Tirann! so hat er mich zerschlagen; und ich war doch ganz unschuldig *).

Aller

*) Diese Anekdote steht noch in keinem andern Buche; sie ist aber ganz zuverläßig. Der damalige Prediger zu Engelbostel war mein Schwieger-Großvater; sein Sohn, mein noch lebender Schwiegervater, war als ein Knabe von 8 Jahren Augenzeuge dieser Scene,

Aller dieser Fehler ungeachtet verdient Friedrich Wilhelm dennoch das gröſste Lob, und die ungeheucheltste Hochachtung, sobald wir sein öffentliches Leben betrachten. Im schönsten Lichte zeigt er sich an der Spizze der innern Staatsverwaltung. Thätigkeit, Ordnung, Sparsamkeit — dies waren die einfachen Mittel, wodurch er dem verfallnen Lande in kurzem aufhalf, neue Quellen des Wohlstandes eröfnete, und den künftigen Zeiten vorarbeitete. Obgleich ein enthusiastischer Freund der Soldaten liebte er den Krieg doch nicht; während seiner ganzen 27 jährigen Regierung genoß das Land das Glük eines ungestörten Friedens; denn sein kurzer Feldzug in Pommern, und die Hülfe, welche er dem Kaiser und Reiche gegen Frankreich leistete, sind für keine Kriege zu achten; die Ruhe der preuſsischen Staaten wurde dadurch nicht im mindesten unterbrochen. Schon diese beständige Entfernung aller Kriegsübel mußte für den Fleiß der Fabrikanten, für das Fortkommen neuer Anlagen, für die Ansiedlung fremder Kolonisten, für das Gewerbe sämmtlicher Unterthanen überwiegende Vortheile bringen. Die Verdienste edler Fürsten, die den Feind alles Menschenwohls, den Dämon des Krieges durch eine weise Aufführung von ihren Ländern abzuhalten wissen, werden immer noch zu wenig erkannt, zu wenig nach ihrem groſsen Werthe erhoben.

deren Schrekken sich seinem Gedächtniß unvertilgbar eindrükte. Für die Wahrheitsliebe dieses redlichen Mannes bürge ich.

ben. Aber die schönste aller Kronen, die friedliche, unverwelkliche Bürgerkrone gebührt ihnen; gebührt dem Könige Friedrich Wilhelm. Er ließ sich nicht von dem falschen, zu theuer erkauften Schimmer des Heldenruhms blenden, und nicht von der Habsucht gewinnsüchtiger Eroberer zu Ungerechtigkeiten verleiten. Zufrieden mit seinen ererbten Besizzungen suchte er seine Macht lieber durch eine kluge Haushaltung im Innern zu vermehren, als durch gefährliche Unternehmungen von außen zu erweitern. Zwar erwarb er Obergeldern und einen Theil von Vorpommern; aber jenes hatte eigentlich schon sein Vater errungen, nur daß unter ihm erst das Besizrecht durch den Utrechter Frieden 1713 befestigt wurde; dieses war die Frucht großer vorgeschoßner Geldsummen, und eines Feldzuges, zu welchem er durch den Drang der Umstände genöthigt wurde. Hingegen andre Gelegenheiten, etwas zu erobern, ergriff er nicht, weil er den Krieg verabscheute. Desto mehr Sorgfalt verwendete er auf die Verstärkung der innern Staatskräfte; und wie groß hierin sein Eifer, und wie glüklich davon der Erfolg war, ist allgemein bekannt. Beim Antritt der Regierung fand er ein verschuldetes Land, eine zerrüttete Finanzwirthschaft, überall verödete Bauplässe, wenig Fabriken. Bei seinem Tode hinterließ er einen schuldenfreien Staat, 8,700,000 Thaler im Schazze, ein über die Hälfte vermehrtes, gut gekleidetes, pünktlich bezahltes, und musterhaft geübtes Kriegsheer von 76000 Streitern, blühende Manufakturen, über 50000 neu angesezte

Familien, eine Menge erweiterter Städte und neu erbauter Dörfer, und eine so wohl organisirte Staatsverwaltung, daß der große Friedrich sie nicht abschafte, sondern sie vielmehr ihrer einfachen Einrichtung, ihrer bewunderungswürdigen Ordnung, und ihrer ganzen Wirksamkeit wegen im Gange erhielt, und nur den Zeitbedürfnissen nach in einzelnen Stükken verbesserte.

Durch eine zweckmäßigere Bestimmung und Erhebung der Abgaben, durch bessere Benuzzung der Domänen oder herrschaftlichen Güter, am mehresten aber durch eine strenge Sparsamkeit erhöhte er seine Einkünfte auf 7 Millionen und 400000 Thaler, und doch zahlten die Unterthanen nicht so viel, als unter seinem Vater, wo sie durch viele willkührliche Auflagen gedrükt waren. Diese Summe, die für den geringen Umfang seiner Länder ansehnlich war, zu großen Unternehmungen aber klein zu sein schien, reichte für ihn dennoch hin, Dinge auszuführen, die andern Fürsten bei weit stärkern Einkünften unmöglich vorkommen. Er unterhielt davon eine Armee, deren Stärke die Bewunderung Europen's erregte, verwendete jährlich Tonnen Goldes auf Bauten für seine Unterthanen, öfters Millionen für neue Anpflanzer, Unterstüzzung jeder Art auf Gewerbe und nüzliche Verbesserungen, bezahlte alle Schulden, und sammelte noch einen Schaz. Im Jahre 1728 zählte man allein im Königreiche Preußen 20000 Kolonisten Familien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken,

ken, Sachsen und der Oberpfalz, denen er wüste Plätze geschenket, und zu deren Einrichtung er 50 Tonnen Goldes verwendet hatte. Einige Jahre nachher verpflanzte er noch 17000 vertriebene Salzburger eben dahin, und sparte keine Kosten, um diesen Unglüklichen eine Zuflucht, und seinem Lande Nuzzen zu verschaffen.

Seine Thätigkeit war so groß, daß er alles, was zur innern Regierung, besonders zum Finanzfache gehörte, selbst durchsahe, mit seinen Randglossen begleitet, und eigenhändig unterschrieb. Kein Minister durfte es wagen, etwas allein zu beschließen oder auszufertigen; kein Befehl an Civilbeamte oder Kriegsaufseher ging ohne sein Wissen und ohne seine Billigung ab; kein Tag verfloß, wo nicht mehrere königliche Handschreiben erlassen wurden. Diese Emsigkeit des Regenten sezte alle Staatsdiener in eine gleiche Thätigkeit, und lehrte sie, auf ihrer Hut sein, weil sie vor einer Untersuchung des Königs niemals sicher waren. Eben so ging er jedermann mit dem Exempel der Sparsamkeit voran. Wie sehr er sich einschränkte, ist aus seiner Hauswirthschaft zu ersehen. Bald nach Antritt seiner Regierung sezte er fest, daß für seine Tafel, Kellerei, Besoldung und Bekleidung der Hofbedienten und für den Stall monatlich nicht mehr als 4000 Thaler ausgezahlt werden sollten. Der Königin hatte er jährlich zu ihrem Hofstaate 50000 Thaler angewiesen, wovon sie aber auch noch ihre und der königlichen Kinder Kleidung,

Wäsche

Wäsche für sich und den König, und Pulver und Blei für die Jagden besorgen mußte. Er führte überhaupt eine strenge Lebensart, und entbehrte freiwillig so vieler Bequemlichkeiten, daß mancher Hauptmann unter seinem Riesenregimente viel gemächlicher lebte. Gleiche Strenge bewies er gegen seine Gemalin und Kinder, gegen Diener und Unterthanen; und was er einmal als Grundsaz angenommen hatte, dabei blieb er, es mochte nun andern Menschen richtig oder unrichtig, gut oder schlecht, wohl oder übel angebracht vorkommen.

Gottesfurcht und gute Sitten, Ehrlichkeit und Sparsamkeit waren die Tugenden, auf welche er vorzüglich hielt. Religion, Sittsamkeit, Kinderzucht und Wirthschaft machten den gewöhnlichsten und liebsten Inhalt seiner Gespräche aus. Ob er gleich für die reformirte Religion sehr eingenommen war, und gern eine Vereinigung unter den protestantischen Kirchen gestiftet hätte, so gereicht es ihm dennoch zum Ruhme, und dem Lande zum Vortheile, daß er alle Parteien und Sekten in den Religionen duldete, keine verfolgte, keine wegen ihrer Lehrmeinungen drükte. Nur durften sie freilich, und das war ganz Recht, die Ruhe des Staats nicht stören; und — dem Willen des Königs, besonders in militairischen Dingen nicht zuwider sein. Denn in diesem Stükke verstand er keinen Scherz. Sein Verfahren gegen die Katholiken, gegen die er einige Male nachdrükliche Verfügungen ergehen ließ, rührte nicht aus Unduldsamkeit,

samkeit, sondern aus ganz andern, und zum Theil sehr edlen Absichten her, wie die Folge lehren wird. Selbst die Juden, die damals noch nirgends Bürgerrechte genossen, hatten sich im Grunde über Friedrich Wilhelm nicht zu beklagen; er behandelte sie weit schonender, weit menschlicher, als alle andere Regenten. Freilich ließ er 1721 die ganze Judengemeine durch den Oberrabbinen und durch seinen Hofprediger Jeblonsky in den Bann thun. Aber ihr Wuchergeist, welcher 18 vom Hundert Zinsen nahm, und große entdekte Betrügereien reizten des Königs Unwillen. Ein anderer Fürst hätte sie wegen solcher Schelmereien gewiß alle des Landes verwiesen. Härter mußte es ihnen dünken, daß sie die wilden Schweine, welche der König auf seinen Jagden haufenweise erlegte, oder erlegen ließ, für eine bestimmte Taxe kaufen sollten. Vermöge ihres Gesezzes weigerten sie sich dessen. Aber der König, welcher niemals Widerspruch vertragen konnte, ließ ihnen die Schweine vor ihre Hausthären hinlegen; wollten die Juden von diesen unreinen Thieren befreit werden, so sahen sie kein andres Mittel vor sich, als sie entweder wohlfeil zu verkaufen, oder an Armenhäuser zu verschenken, und dem Könige die Taxe zu erlegen. Zur Entschuldigung des letztern dient hiebei der Umstand, daß diese Strenge nicht um der jüdischen Religion, sondern um ihres schlechten Betragens willen, über sie erging; und nicht beständig, sondern nur dann verfügt wurde, wenn sie seinen Zorn erregt hatten.

Es gehörte ganz zum Karakter dieses Königs, daß er bürgerliche Gewerbe mehr, als gelehrte Ausbildung, sparsamen Fleiß mehr als wissenschaftliche Kultur achtete. Und nach dieser Rangordnung legte er auf seine Finanz- und Domänenkammern, die sich mit der Besorgung wirthschaftlicher Dinge beschäftigten, mehr Werth, als auf die eigentlichen Regierungskollegien, welche die Erhaltung der Gesezze, und die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten zu besorgen hatten. Dies bewies er bei mehrern Gelegenheiten, unter andern auch im Jahre 1723, als ihn der Sohn seines Kanzlers um eine Versorgung bat. Der König schrieb eigenhändig an die Räthe des Generaldirektoriums: „„sie sollen ihn „„examiniren, ob er Verstand und guten Kop hat, „„hat er das soll er in Kur Merk Kris (Kriegs) „„Dom (Domänen) Kamer zu führen sein, und soll „„da fleisich habilitiren — ist es ein Dummer „„Deufel sollen ihn in die Klevische Regir. Raht „„machen, dazu ist er gut genuch.“ Hieraus mag man seine Schreibart und seine Gesinnung erkennen. Schon hieraus erklärt es sich, daß er für die Verbesserung des Justizwesens nicht so viel, als für den Gewerbefleiß that. Dennoch ließ er diesen wichtigen Zweig der Regierung nicht ganz außer Acht. Er verbot alles gerichtliche Verfahren gegen die Hexen, wie schon sein Vater verordnet hatte, nochmals ernstlich; drang auf die Beschleunigung der Prozesse, weswegen er sich seit 1718 jährlich Tabellen über die vor den Gerichten angebrachten Streithändel überreichen ließ; verminderte die

An-

zahl der Advokaten, verbot ihre Ausezzung auf dem Lande ganz, und bestimmte ihre Zahl bei allen Justizkollegien mit Inbegriff der Prokuratoren auf 24. Von den wirklich vorhandenen Gebrechen der Rechtspflege war er so überzeugt, daß er ausrief: „die „schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn „ich's nicht remedire, so lade ich die Verantwor„tung auf mich selber.“ Durchdrungen von diesem edlen Gefühl sezte er auch bereits 1713 eine Kommission zu Untersuchung und Abhelfung jener Mängel nieder. Aber der Geist der Zeit war für eine gründliche Verbesserung noch nicht empfänglich, und umnebelt von düstern Vorurtheilen bloßer positiven Formeln nicht fähig, den Siz des Uebels zu entdekken. Der König meinte, die Advokaten allein wären an allem Unheil der unvollkommnen Justiz Schuld, er hätte sie gern alle verjagt. Er hatte zu wenig wissenschaftliche Kenntniß, zu wenig philosophische Geistesbildung, um einsehen zu können, daß die ganze Gesezgebung einer Umarbeitung und die Gerichtsordnung einer Abänderung bedürfe. Die von ihm befohlnen Verbesserungen waren nur schwache Nothbehelfe; und die Ausführung eines der wichtigsten Werke, die Gesezze selber nach richtigen Grundsäzzen zu verbessern, blieb seinem hellersehenden Nachfolger, und glüklichern Zeiten aufbewahrt. So sollten nun die Advokaten die einzigen Beförderer des Justizunfuges sein, der freilich oft genug getrieben wurde, aber größtentheils noch ganz andre Ursachen hatte. Friedrich Wilhelm, der hierin nicht auf den Grund sahe, stets von den Advokaten

die

die ungünstigste Meinung hegte, hielt sie für nichts weiter, als Rechtsverdreher, Sophisten, Aufhezzer und Prozeßstifter. In diesen Gedanken bestärkte ihn eine Erfahrung, die er zu Minden gemacht hatte. Er wohnte daselbst einmal einer Sizzung des Gerichts bei. Als der Advokat der klagenden Partei seine Sache mit allen möglichen Gründen vortrug, leuchtete dies dem Könige mit solcher Wahrscheinlichkeit ein, daß er sagte: Der Kerl hat Recht. Aber nun trat der Advokat von der Gegenpartei auf, widerlegte jenen mit solchem Nachdruk, und behauptete seine Gerechtsame mit so viel Kunst, daß der Monarch ganz verwirrt wurde, die Versammlung verließ, und im Weggehen sprach: der Kerl hat auch Recht. Eine solche Erscheinung mußte allerdings einem Fürsten auffallen, der von keiner Philosophie, von keinem Zweige der menschlichen Gelehrsamkeit etwas verstand, an kein sistematisches Denken gewohnt war, und daher das Blendende von dem Wahren, das Spizfündige von dem Gründlichen nicht zu unterscheiden wußte. Seine üble Laune gegen die Advokaten zeigte er auch dadurch, daß er sie durch eine besondere Kleidung vor der übrigen Welt auszeichnete. Sie mußten schwarze Rökke, mit einem bis auf die Knie reichenden Mantel tragen. Dieser Befehl, welcher schon im ersten Regierungsjahre erging, und noch im lezten wiederholt wurde, mißfiel den Advokaten höchlich. Häufig übertraten sie ihn, kräftig schrien sie dagegen; alles umsonst; der König schärfte ihn immer wieder ein. Durch ihr

La-

Lamentiren erregten sie erst die Aufmerksamkeit des Publikums, und zogen sich seinen Spott zu. Am mehrsten verdroß es sie, daß die Drechsler Puppen im Advokatenschmukke auf den Straßen und Jahrmärkten feil boten; sie hielten dies für ein solches Aergerniß, daß sie den König in einer langen Bittschrift um Abstellung dieses vermeintlichen Mandats anflehten. Er ließ ihnen aber eine Drechslerpuppe, die das königliche Bildniß vorstellte, zeigen, und zur Antwort geben, daß sie sich mit ihm trösten möchten, da es ihm selber nicht besser gehe.

Irrte der König gleich hiebei in den Mitteln, so war seine Absicht doch gut. Diese war auch bei seiner Sorge für die niedern Schulen nicht zu verkennen. Er ließ viele neue Landschulen erbauen, schenkte im Jahr 1734 für Preußen 150000 Thaler blos zu Schulstiftungen, und machte sein Gedächtniß unsterblich, daß er 1722 das große Potsdammer Waisenhaus für 2500 arme Kinder anlegte, und mit den reichsten Einkünften versorgte. Diese Stiftung lag ihm so sehr am Herzen, daß er sie dem Schuzze aller seiner Nachfolger in der Regierung empfahl, ja selbst alle künftigen Regenten von einem andern Stamme, im Fall seine Familie ausstürbe, um Aufrechthaltung derselben ersuchte; würden sie seine Bitte verschmähen, so drohte er ihnen mit seinem ernsten Fluche und mit Gottes unausbleiblichen Strafgerichten. Lobenswerth ist es zugleich, daß er die Prüfung der neu anzustellenden Schullehrer anordnete, welches vorher in

der

der Regel nicht geschehen war; aber zwekwidrig war es, daß er die Ernennung von Schneidern, Schmidten, Leinwebern und Rademachern zu Küstern und Schullehrern auf dem Lande durch einen öffentlichen Befehl gut hieß; eine Verordnung, die aus dem Wahne floß, als ob in den Schulen nichts gelehrt werden dürfe, als was die Kinder zu gläubigen Christen und gehorsamen Unterthanen machen könne.

Am mehrsten beschäftigte ihn die Errichtung, Vermehrung, Erhaltung und Verschönerung seines Kriegsheeres. Seine Neigung für die Soldaten war Anfangs blos Vorliebe, nachher wurde sie Grundsaz. Der Fürst Leopold von Dessau bestärkte ihn vollends hierin. Dieser General, der nichts höher schäzte, als die Kriegskunst, der den Soldaten für den ersten Mann im Staate ansahe, der das Kriegshandwerk als den einzigen Stand der Ehre betrachtete, der alle Vorzüge, welche die Weisheit, Kunst und Wissenschaft gibt, für nichtswürdige Dinge hielt, dieser Grenadier unter den Fürsten redete dem Könige unaufhörlich vor, daß das Glük eines Staates, und die Sicherheit eines Landes nur auf einer starken Armee beruhe, daß der Soldat das unentbehrliche Werkzeug zur Erhaltung des Thrones sei, und daß ohne ihn das ganze Land zu Grunde gehen müsse. Viel Wahres liegt gewiß in diesem Räsonnement; aber offenbar auch viel Einseitiges und Uebertriebenes. Die Denkungsart des Fürsten Leopold schildert ein einziger

ziger Zug. Der Oestreichische Feldherr, Prinz Eugen, unter dessen Oberbefehl Leopold die preußischen Hülfstruppen in Italien kommandirte, nannte ihn einstens wegen seiner bewundrungswürdigen Tapferkeit einen Bullenbeißer.

Als Soldat hat er die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit der preußischen Monarchen; und wohlverdient hat er die Bildsäule, welche ihm der jezzige König zu Ende des 18ten Jahrhunderts für seine Siege im Anfange und im Fortgange desselben sezzen ließ. Er war nicht blos persönlich tapfer, sondern bildete auch seine Waffenbrüder dazu. Er war die Seele des Militairs unter Friedrich Wilhelm: er brachte durch seine Vorschläge bei ihm, durch seine Anweisungen bei den Officieren, und durch seine Thätigkeit im Excercieren die Infanterie zu einer Vollkommenheit, die sie bis dahin noch bei keinem andern Monarchen erreicht hatte, wenn freilich gleich vieles in einen Kleinigkeitsgeist, und und zulezt in übertriebene Puzliebe ausartete. Er war es, auf dessen Rath jene strenge, unerbittliche Kriegszucht eingeführt wurde, wodurch man den Soldaten in eine Maschine verwandelte, die sich ohne den Willen der Obern nicht regen und bewegen darf. Leopold selbst versüßte dem gemeinen Soldaten diese Härte durch eine treue Vorsorge, die er für seine Verpflegung trug, durch eine vertrauliche Herablassung, durch sonderbare, launige Einfälle, die ihn bei den Niedern empfohlen, und durch lustige Schwänke. Gegen die übrigen Stände

zeigte

zeigte er nur selten eine ähnliche Güte. Er war ein Feind der Pracht und des Glanzes, hingegen ein Freund der willkührlichen Gewalt, und hätte gern die ganze Welt zu Sklaven gemacht. Sein Geschmak in den Vergnügungen, sein Umgang und seine ganze Lebensweise hatten jene Würde und jene Feinheit nicht, die man sonst an Fürsten gewohnt ist. Er verachtete alle Geistesbildung, und um eine Probe zu machen, was aus einem Menschen würde, der gar keinen Unterricht erhielte, ließ er seinen eigenen Prinzen Moriz ohne alle Anweisung eines Lehrers als ein freies Kind der Natur aufwachsen: ob dieser gleich nachher ein geachteter General unter Friedrich dem Großen wurde, so konnte er doch weder Gedrukktes lesen, noch seinen Namen schreiben. Diese Schilderung Leopold's wird hier nicht unzwekmäßig scheinen können, da er einen so großen Einfluß in die Regierung Friedrich Wilhelm's hatte, und ihm seine Gesinnungen und Meinungen in fast allen Stükken annehmlich und eigenthümlich zu machen wußte *).

Die

*) Da in der folgenden Geschichte noch oft der Fürsten zu Dessau Erwähnung geschehen wird, und nicht jeder Leser immer wissen möchte, von wem jedesmal die Rede ist, so füge ich hier einige genealogische Nachrichten bei. Leopold regierte in Dessau von 1693 bis 1747, also 54 Jahre. Anfangs diente er unter den Oesterreichern. Schon im 8ten Lebensjahre erhielt er ein kaiserliches Regiment, welches er aber 1695 abgab, und in Brandenburgische Dienste trat, in welchen er unter 3 Regenten bis an seinen Tod blieb. Seine

Ge-

Die allerschwächste Seite in Friedrich Wilhelm's Karakter war die unersättliche, die ausschweifende, die ganz unbegreifliche Begierde nach Soldaten von riesenmäßigem Wuchse. Es ist bekannt,

Gemahlin, eines Dessauischen Apothekers Tochter, vom Kaiser aber in den Fürstenstand erhoben, gebahr ihm 10 Kinder, von denen sich folgende Prinzen ausgezeichnet haben:

1. Wilhelm Gustav, der Erbprinz, starb noch vor dem Vater 1737 als Preuß. Generallieutenant. Auf dem Krankenbette entdekte er, daß er sich schon 1726 mit einem Bürgermädchen, Sophia Herrin, heimlich vereheligt, und nachher mehrere Kinder mit ihr gezeugt habe. Der alte Leopold sorgte fur diese seine Enkel, und der Kaiser Franz I. erhob sie in den Reichsgrafenstand. Dies sind die bekannten Grafen von Anhalt, von denen 3 im siebenjährigen Kriege blieben, ein vierter sich ebenfalls zum Preußischen General aufschwang, und der fünfte Friedrich von der Kaiserin Katharina 1783 nach Petersburg berufen wurde.

2. Leopold Maximilian folgte dem Vater in der Regierung 1747, starb aber schon 1751. Auch er war Soldat. In der Schlacht bei Czaslau zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn Friedrich der Große auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannte. Sein ältester Sohn, der jezt noch regierende Fürst Leopold Friedrich Franz stand bis 1758 unter der Vormundschaft seines Onkels Dietrich, und wurde nicht zum Heerführer, sondern zu einem weisen, aufgeklärten und wohlwollenden Landesregenten erzogen, der sich

durch

kannt, daß er ein Leibregiment von wirklichen Riesen hatte; und wer sonst nicht viel von dem Thun und Lassen dieses Königs weiß, der hat doch wenigstens das von ihm gehört, daß er in allen Theilen

durch seinen Eifer für einen verbesserten Jugendunterricht, und andere zwar geräuschlose, aber gewiß ruhmwürdige Anstalten um sein Land und die Menschheit verdient gemacht hat.

3. Dietrich that sich in den 2 ersten schlesischen Kriegen hervor, wurde 1747 Preuß. Feldmarschall, nahm 1750 seinen Abschied, führte vom folgenden Jahre an die Vormundschaft in Dessau und starb 1769 unvermählt.

4. Friedrich Heinrich Eugen trat in sächsische Dienste, wo er Feldmarschall wurde.

5. Moriz, eben der, welcher ohne allen Unterricht aufwuchs, aber wegen seiner frühzeitigen Neigung zum Soldatenleben des Vaters Liebling ward. Noch hatte er nicht das 7te Jahr völlig angetreten, als ihm der Vater eine Kompagnie von Knaben anwarb, mit denen er exercierte, und welche der König Friedrich Wilhelm bis 1727 ordentlich besoldete. Im 9ten Jahre machte ihn Leopold zu seinem Adjutanten, und im 13ten zum wirklichen Hauptmann. Gleich in dem ersten schlesischen Kriege focht er mit so viel Geschicklichkeit und Ruhm, daß ihn Friedrich II. besonders lieb gewann. In der unglücklichen Schlacht von Hochkirch 1758, wo er als Feldmarschall mit seinem gewohnten Muthe focht, ward er gefährlich verwundet, und zum Gefangenen gemacht, auf eine versprochene Ranzion aber in die preußischen Quartiere zurükgebracht; doch er starb ehe er ranzionirt werden konnte.

Theilen der Erde großen Leuten heimlich und öffentlich nachstellen ließ, um sie unter sein Riesenregiment aufzunehmen. Und in der That, keine Nation in Europa, fast kein Volk in der Welt war vorhanden, aus welchem sich nicht Menschen unter seiner Garde befunden hätten. In allen Gegenden Europens hielt er Auflaurer und Menschenfischer, welche die schönsten und längsten Leute gutwillig oder gezwungen, durch List oder Gewalt zu seinen Soldaten anwarben. Hiebei fielen zuweilen die größten Ungerechtigkeiten vor; ruhige Bürger, verheirathete Männer, wohlhabende Einwohner, wurden aus dem Schoße ihre Familien, aus dem Kreise ihrer Bekannten aus fernen Ländern weggerissen, und nach Potsdam geschleppt, um die sonderbare Laune eines Königs zu stillen, welcher im Ernst behauptete, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Höhe vermacht, er habe sie blos darum erschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönern möchten; sie gehörten ihm mit Recht an, weil andere Fürsten sie nicht zu schäzzen wüßten. Friedrich Wilhelm wurde dieser Lieblingslust wegen in viele Streitigkeiten mit den Regenten, mehrmals fast in Kriege verwikkelt, aber nichts konnte ihn von seiner Neigung abbringen. Er, der sonst die genaueste Sparsamkeit in allen übrigen Dingen beobachtete, verschwendete die größten Summen, um Riesen zu erhalten, und zu besolden. Auf welche Art bei solchen Anwerbungen verfahren wurde, und welche Kosten sie verursachten, mag folgendes Beispiel beweisen. Der geheime Rath

von Bork schrieb 1734 von Gravesand an den König: er habe einen Irländer James Kirkland als seinen Bedienten für 60 Pfund Sterling auf 3 Jahr gemiethet, sich selbst aber einen andern Namen gegeben, damit jener nicht wissen möge, in wessen Dienst er gekommen sei; hierauf habe er ihn mit guter Manier auf ein hamburgisches Schiff bringen, und eine Kommission erdichten lassen, die er dort ausrichten solle; man habe keine Mühe, keine Kosten, keine Gefahr geachtet, man habe viel gewaget, ihn fortzuschaffen; ein gewisser Mann habe Leib und Leben daran gesezt, und verlange dafür auch 1000 Pfund Sterling zur Belohnung; die übrigen Kosten betrügen 166 Pfund; es wären Bekannte dieses Menschen, die ihn auslieferten, bestochen, ein Friedensrichter gewonnen, Englische Gardesoldaten und noch andere Leute dazu gebraucht worden. Der Wagehals, welcher sein eigenes Leben auf's Spiel gesezt habe, erbiete sich zu mehr solchen Diensten, bäte aber auf's äußerste, nicht genannt zu werden. Wenn der König des geheimen Raths Lage verbessern wollte, daß er mehr auf's Ungefähr daran wenden könnte, so habe er Hoffnung noch mehr Leute zu bekommen. — Ein andrer Rekrut, Joseph Große, welcher freiwillig in preußische Dienste trat, erhielt 5000 Gulden Handgeld: das Kloster, dessen Unterthan er war, empfing 1500 Thaler Abkaufungsgeld; nimmt man noch Transport und Unterhaltungskosten hinzu, so kam dieser einzige Soldat über 5033 Thaler zu stehen. Ein andermal zahlte der König dem General Dohna 12664

Tha-

Thaler für 18 Mann aus, die er von seinem Regimente wegen ihrer besondern Größe ausgehoben, und unter seine Riesen versezt hatte. Nur selten wurden Ausländer nach Potsdam geliefert, die nicht einzeln mehrere tausend Thaler gekostet hätten, ehe sie an Ort und Stelle kamen *). Aber nicht bloß die Anwerbung, sondern auch die Erhaltung dieser riesenmäßigen Soldaten war sehr kostbar. Denn alle erhielten ganz ungewöhnliche Löhnung. Der geringste hatte täglich einen Gulden, viele etliche Thaler zu verzehren. Manche waren Leute von guter Erziehung, manche von adlicher Geburt, der große Gewinn lokte sie, daß sie sich selbst zum Dienst gemeiner Musketiere und Grenadiere unter der Garde anboten. Sie führten auch wirklich ein beneidenswerthes Leben gegen die übrigen Regimenter gerechnet. Der König schenkte ihnen Güter und Grundstükke, ertheilte ihnen Kanonikate und Pfründen, baute ihnen Häuser und Wirthschaften, erlaubte ihnen den Wein- und Bierschank, schoß

*) Von der Größe dieser Leute kann man sich aus folgender Anekdote einen Begrif machen. — Der König August von Polen, der wegen seiner Leibesstärke so berühmt ist, besah im Jahre 1728, während eines Besuchs bei seinem königl. Nachbar, das riesenmäßige Leibregiment. Ob er nun gleich selbst einen hohen Wuchs hatte, so konnte er doch mit seiner ausgestreckten Hand dem Flügelmann Hohmann nicht bis an den Kopf reichen.

ihnen Geld vor, um Kaufladen anlegen zu können, zwang reiche, wohlgewachsene Mädchen, ihnen die Hand zu geben, unterstüzte sie, wenn sie Noth litten, mit erhöhten Besoldungen und außerordentlichen Geschenken. Seine Zuneigung gegen sie ging so weit, daß er ihnen vergönnte, Bittschriften für andere Leute, die ihnen reichliche Bezahlungen geben mußten, mit Uebergehung aller Gerichtsbehörden, bei ihm einzureichen, worauf er niemals eine abschlägige Antwort ertheilte. Welche Unordnungen hieraus entstehen mußten, sieht jeder Nachdenkende ein, erkannte am Ende der König selber, daher er auch andere Maasregeln ergriff; Maasregeln, die seine Vorliebe für seine Riesen noch mehr in's Licht sezten. Denn er verbot nicht etwa — welches doch der kürzeste Weg, und das natürlichste Mittel gewesen wäre — den Leibsoldaten dergleichen Bittschriften zu übergeben, sondern er untersagte den Einwohnern, sich hinter seine Soldaten zu stekken, und wegen Justiz — Gnaden — Dispensations — oder anderer Sachen durch sie schriftliche Gesuche bei Hofe übergeben zu lassen. Unter'm 18. Nov. 1739 wurde dieses Verbot mit den stärksten Drohungen wiederholt, und an alle Kirchthüren angeschlagen. Den bürgerlichen, aber nicht den militärischen Uebertretern kündigte der König in dem gedruckten Edikte an, daß sie unfehlbar mit der Karre bestraft, ja, wenn dies nicht hülfe, in Gesellschaft eines Hundes aufgehangen werden sollten. Und um seinen Ernst zu beweisen, und Furcht und Schrekken zu verbreiten, ließ er einen Holzstich beifügen,

welcher

welcher einen Galgen mit einem daran hängenden Missethäter und Hunde vorstellte.

Diese Schilderung wird das obenstehende Urtheil rechtfertigen, daß des Königs Neigung nach großen Leuten nicht blos sonderbar, sondern auch seine schwächste Seite, daß sie selbst schädlich war. Nicht zu gedenken, daß große Summen Geldes für eine bloße Augenbelustigung weggeworfen wurden; Summen, deren Belauf Friedrich Wilhelm nie recht bekannt werden ließ, da er die Rechnungen davon vor seinem Ende in's Feuer warf: so entstanden hieraus Nachtheile von außen, Misbräuche von innen.

Wer bei dem Könige eine Gnadenbezeugung, eine gute Versorgung, ein einträgliches Amt suchte, durfte ihm nur große Leute verschaffen, Rekruten von Riesenwuchs anwerben, oder sich als Unterhändler dabei geschäftig beweisen; da war er gewiß, nie eine Fehlbitte zu thun. Auf Fähigkeit zu der gebetenen Stelle, auf Geschicklichkeit, auf Verdienst wurde nicht gesehen. Das Leibregiment mit großem Zuwachs versorgt zu haben, war das non plus ultra aller Verdienste. Der würdige Geschäftsmann, der schon Jahre lang in niedern und mühsamen Stellen mit Auszeichnung gearbeitet hatte, wurde übersehen; der untauglichste Mensch hingegen ihm vorgezogen, sobald er das Werberhandwerk mit Glük trieb. Die andern Regenten machten sich des Königs unersättliche Riesenlust ebenfalls

zu

zu Nuzze. Hatten sie seine Freundschaft nöthig, oder fanden sie es sonst für gut, ihn in ihr Interesse zu ziehen, gleich machten sie ihm mit einem halben oder ganzen Duzzend großer Leute ein Geschenk, und nun waren sie gewiß, ihn auf ihrer Seite zu haben. Wenn es fremde Mächte nur verstanden, diese Lieblingslaune Friedrich Wilhelms zu befriedigen, wenn sie nur seine Werber in ihren Staaten duldeten und begünstigten, wenn sie nur von Zeit zu Zeit mit Geschenken von Rekruten fortfuhren; so konnten sie ihn ganz nach ihren Absichten leiten, so fanden ihre Vorstellungen bei ihm Eingang und Billigung, und sollten sie auch dem Ruhme des Königs, und dem Nuzzen seines Landes gerade zuwider laufen. Wer statt dessen dieser Neigung des Königs Abbruch that, den betrachtete er als seinen gehässigsten Feind, von dem mochte er nichts wissen, nichts hören, dessen Anerbietungen verwarf er ohne alle weitere Untersuchung, mochten sie an und für sich noch so billig, noch so vortheilhaft, noch so reizend sein. Ueberhaupt war die auswärtige Politik Friedrich Wilhelm's nicht nach eben dem richtigen Ueberblik berechnet, nicht nach den weisen Grundsäzzen abgewogen, nach welchen er die innere Staatsverwaltung leitete; sondern seine persönliche Zu- oder Abneigung, seine Lieblingslaune entschied hier. Seine Gesandten an den fremden Höfen hatten Anweisungen, deren Sinn sie ohne viel Nachdenken begreifen und ohne große Mühe ausführen konnten. „Ihr sollt, schrieb er seinem Botschafter

„schafter zu Regensburg, einmal für allemal wis-
„sen, daß ihr, wenn ich mit des Kaisers Majestät
„Freund bin, mit euern Stimmen und Unterhand-
„lungen euch nach den kaiserlichen Ministern rich-
„ten; im Gegentheil aber, wenn ich erzürnt bin,
„eben denselben überall widersprechen müßt.“

Um die Grundzüge von der Abbildung dieses Königs zu vollenden, müssen wir noch einen kurzen Abriß von seinen Vergnügungen entwerfen. Zu seinen liebsten Ergözzungen gehörten die Musterungen, welche er jährlich über seine Truppen hielt; die Reisen, von welchen er alle Jahre wenigstens eine große und schnelle, bis in seine entferntesten Provinzen machte; die Jagden, welche er leidenschaftlich liebte; die Hofnarren und das Tobakskollegium, welche ihm die Abendstunden verkürzten. Der Jagd wegen hielt er sich häufig in dem angenehm gelegenen, und von Waldungen umgebenen Lustschlosse Wusterhausen, 3 Meilen von Berlin, auf. In jedem Jahre, nur das lezte ausgenommen, wo ihn seine Krankheit verhinderte, beschäftigte er sich hier viele Tage lang bloß mit der Jagd, und fand sein Hauptvergnügen darin, recht viel Wild zu erlegen. Einige Proben mögen dies erläutern. Im Jahre 1717 hatte er hier 41 Tage, freilich nicht hintereinander, mit Jagen zugebracht, und 259 Rebhüner, 10 Fasanen und 3 Wachteln erlegt; 1724 hatte er in 37 Jagdtagen, 1244 Rebhüner, 12 Fasanen, 158 Hasen und 19 wilde Schweine geschossen; 1728 hatte er nur 20

Tage

Tage gejagt, und doch 2017 Rebhüner, 60 Fasanen und 219 Hasen getödtet; 1732 waren von ihm an 26 Tagen 2143 Rebhüner, 102 Fasanen und 48 Hasen geschossen worden. Außerdem jagte er noch an andern Orten. Sein Beispiel wirkte auf seine Diener. Das Jagen wurde in allen Provinzen zur Lust geübt. Hierdurch häufte sich das geschossene Wild so an, daß es für ein Spottgeld verkauft, und doch nicht immer angebracht wurde. Im Jahre 1733 meldete der Stettinsche Oberforstmeister Bock, daß in seinen Gehegen diesmal 1084 Sauen, die nach der Taxe 2770 Thaler betrügen, geschossen worden wären. In andern Provinzen stieg die Zahl noch höher. Das Wildpret los zu werden, drang es der König, wie schon erzählt ist, zuweilen den Juden um die Taxe auf.

Das gewöhnlichste Vergnügen des Königs bestand in dem Tobakskollegium, oder der Abendgesellschaft, die sich der Regel nach, besondere Ursachen ausgenommen, alle Tage nach 5 Uhr bei ihm versammelte, und oft erst um Mitternacht auseinanderging. Dies Kollegium ward zu Berlin sowohl, als zu Potsdam und Wusterhausen gehalten. Die königliche Familie, die Minister und Generale, Räthe und Stabsofficiere, die fremden Gesandten und Standespersonen, Durchreisende von Bedeutung, besonders Gelehrte, die wegen ihres Rufes oder ihrer Abentheuer berühmt waren, mußten oder durften an diesen Versammlungen Theil nehmen. Man trank gutes Dukfteiner oder

anderes Bier, rauchte aus langen holländischen Pfeifen Königstobak, und aß zum Abendbrodte kalte Küche, welche in Brodt, Butter und Käse bestand; jeder nahm sich hiervon, und von einem zugleich vorhandenen Schinken oder Kälberbraten nach Belieben. Denn Abends gab der König gewöhnlich keine ordentliche Mahlzeit. Wer nicht rauchte, wie z. B. der alte Fürst von Dessau und der kaiserliche Gesandte, Graf Sekkendorf, nahm doch die leere Pfeife in den Mund. Hier wurde frei und ohne Rükhalt von geistlichen und weltlichen Dingen gesprochen, wenn es nur diente, Spaß zu machen, und Lachen zu erregen. Die wichtigsten Welthändel wurden abgethan und allerlei Schwänke vorgebracht. In dieser Absicht unterhielt der König ein halb Duzzend Lustigmacher und Hofnarren, Zeitungsleser und Referenten. Alle damals nur vorhandene deutsche Zeitungen wurden hier vorgelesen, von Gundling, einem der gelehrten Hofnarren mit Erklärungen aus der Geographie und Geschichte begleitet, und mit Possenreissereien gewürzt. Zwei andere Hofnarren mußten mündlichen Bericht von lustigen Neuigkeiten aus allen Ländern abstatten: jeder hatte sein ordentliches Departement, der eine vom Norden, von Deutschland und Italien, der andere von Britannien, Frankreich, Spanien und Portugall; die preußischen Minister an den fremden Höfen waren angewiesen, den Hofnarren von Zeit zu Zeit dergleichen Nachrichten mitzutheilen und Depeschen an sie abzusenden. Der König unterbrach bisweilen

len das Gespräch mit seinen Anmerkungen, und ließ seinem beißenden Spotte über die Dinge, welche ihm mißfielen, freien Lauf. Am mehrsten und öftersten ergoß sich sein tadelnder Wiz über seines Vaters prachtvollen Hof, über seiner Mutter gelehrte Gesellschaften, über ihre Unterhaltungen mit dem Philosophen Leibnitz, über die kleinen Höfe, und über die Untugenden des schönen Geschlechts, von deren Keuschheit er nicht viel hielt; nur bei seiner Gemahlin, und etwa noch 2 oder 3 Damen machte er eine ehrenvolle Ausnahme. Ein Gemälde im Berliner Schlosse, welches noch vorhanden ist, stellt den König mit seiner Tobaksgesellschaft vor, wie er in der Mitte sizt, und sich die Tobakspfeife von der Königin mit einem Fidibus anzünden läßt; rund herum befinden sich die Minister und Generale mit Ordensbändern behangen und mit Tobakspfeifen geschmükt. Wie verschieden sind diese Gesinnungen von Friedrich's II. Denkungsart, der nie anders als mit der tiefsten Hochachtung von seinen Eltern sprach! wie verschieden sind diese Versammlungen von seinen vertrauten Gesellschaften, wo er im frölichen Kreise der schönen Geister Italiens und Frankreichs nur dem attischen Wizze huldigte, nur der Pallas, den Musen und Grazien opferte!

Unter den Hofnarren Friedrich Wilhelm's darf man sich nicht solche geschente Leute, solche wizzige Köpfe vorstellen, die nur das Gewand der Narrheit anlegen, um lachend Wahrheiten zu sagen, wel-

welche andre im Ernste vorzutragen sich scheuen; sondern es waren gemeine Possenreisser, ungesalzne Schalksnarren, höchstens gelehrte Pedanten, die dem Hofe blos zur Kurzweil dienten. Fand der König Leute nach seinem Geschmak, so übergab er sie der Zucht strenger Aufseher, die sie so übel behandelten, daß sie alle Lust verloren, munter und spaßhaft zu sein. Lernte er bessere kennen, so foderte er übermenschliche Wissenschaften, und einen schönen hinreißenden Vortrag von ihnen, und unterschied sie doch nicht von den alltäglichsten Lustigmachern; er verlangte, daß sie so gut wie diese, die bunte Narrenjakke anziehen, und läppische Possen treiben sollten. Wer sich noch fühlte, lief lieber davon, wie Faßmann that. Die bekanntesten Hofnarren waren: Gundling, Morgenstern, Graben zum Stein, Arnold von Dobrslav, Noßig, Wenzel. Der Freiherr von Gundling war Geheimer Oberappellations- Kriegs- und Domänenrath, Präsident der Akademie der Wissenschaften, und doch ein — Narr, und ließ sich zum gemeinen Gek gebrauchen. Er besaß wirklich manche gelehrte Kenntnisse, hatte ein starkes Gedächtniß, und galt für einen Vielwisser. Er sezte die Hofleute oft durch einen Schwall von erdichteten Historien in Verwunderung, die sie auf guten Glauben annahmen, weil sie in der Geschichtskunde selbst Ignoranten waren. Da es Gundlingen ganz an Beurtheilungskraft fehlte, und er dabei eine unmäßige Lebensart führte, die Trunkenheit liebte, die Saufgelage besuchte,

te, so machte er sich dem Hofe zum Gespötte, und wurde den Vernünftigen verächtlich. Dessen ungeachtet trug ihm der König auf, die Geschichte der brandenburgischen Fürsten zu beschreiben; er machte den Anfang damit, und bearbeitete die Lebensgeschichte der ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern; aber ohne Geschmak, ohne Auswahl, ohne Beurtheilung. Ob er gleich die besten Quellen benuzzen konnte, so hat er doch nicht viel geleistet. Der König bezahlte die Drukkosten oder befahl den Officieren, die diesem abenteuerlichen Pedanten gar zu arge Possen gespielt hatten, das Geld zum Drukke seiner Schriften statt einer Genugthuung herzugeben. Wie wenig Ehre ein solcher Mann der Akademie machen konnte, ist leicht einzusehen.

Noch mehr sank diese gelehrte Anstalt in der Achtung des In- und Auslandes, als ein noch verächtlicherer Hofnarr nach Gundling's Tode ihr Präsident wurde. Dies war ein verlaufener Mönch, der sich für einen Edelmann aus Tirol ausgab, und Otto Graben zum Stein nannte. Auf Empfehlung des kaiserlichen Gesandten hatte ihn der König zum Hofnarren angenommen, zum Zeitungsreferenten im Tobakskollegium ernannt, und der Akademie zum Vorsteher gegeben. Er hatte noch weniger Wiz und Gelehrsamkeit als Gundling, und war eben so ungebildet in der Seele, als ungestaltet am Leibe. Sein Hauptgeschäfte war, den König durch Erzählungen von Märchen in den Schlaf

zu versenken. Deswegen mußte er in dem Zimmer des Königs so lange wachen, sich mit einem Bedienten unterhalten und erzählen, bis der König eingeschlafen war. Hörte er oft zu zeitig auf, weil er meinte der König schliefe schon, so bekam er tüchtige Peitschenhiebe für sein Schweigen, und mußte sodann weiter mit Märchen oder Possen aufwarten. Diese Erniedrigungen ertrug er mit aller Geduld bis an sein Ende. Weil er sich seiner astronomischen Kenntnisse rühmte, wovon er doch wenig verstand, so gab man ihm den Spottnamen Astralikus. Alle auswärtigen Mitglieder der Akademie schämten sich der Gemeinschaft mit einem solchen Präsidenten: sie hoben alle Verbindung mit ihm und der Anstalt auf. Die Einheimischen seufzten in der Stille, und warteten auf bessere Zeiten.

Arnold von Dobrslav war ebenfalls dem Kloster entlaufen, kam zu Friedrich Wilhelm, ließ sich von ihm zum lutherischen Glauben bereden, bekam den Posten eines Hofnarren mit 400 Thalern Gehalt, und ward zum Hofrath und Professor zu Frankfurt an der Oder ernannt. Weil er aber nicht blos ein Narr, sondern ein ganz unwissender Mensch war, so mußte er wieder in die Schule gehen: der König schikte ihn ins Joachimsthalsche Gimnasium, gab ihm hier eine Freistelle, schrieb an ihn: an Unsern lieben Getreuen, den Hofrath und Gimnasiasten Arnold von Dobrslav, und gebrauchte ihn zu Possenreissereien.

Da der König fortfuhr, Männer, die sich durch Unwissenheit, Thorheiten und pöbelhafte Aufführung beschimpften, an die Spizze der gelehrten Bildungsanstalten zu stellen, da er einen andern Lustigmacher Morgenstern zum Vicekanzler und Hakemann zum Professor zu Frankfurt alles Widerspruchs der Weisen ungeachtet erwählte: so mußte die Ausbreitung nüzlicher Kenntnisse verhindert, und die plumpe Göttin der Ignoranz auf den Ehrenthron erhoben werden, welcher nur der Weisheit gebührt. Noßig gehörte mit zu den eifrigsten Anbetern jener Gottheit, denn, ob er gleich Forst- und Jagdrath war, so besaß er doch nicht mehr Lebensweisheit, als das Wild, worüber er die Aufsicht führte. Er schikte sich daher recht gut zu dem Posten eines Hofnarren nach dem Geschmakke jener Zeit. So nicht ein gewisser Wenzel aus Preußen, den der König zu Narrendiensten zwang, und der geschikter war, Thränen zu erpressen, als Lachen zu erregen; denn er war einer der Unglüklichen, die ihren Verstand verloren haben. Er bildete sich in seiner Geisteszerrüttung ein, von den alten Großherzogen von Lithauen abzustammen. Einstens schikte er eine Denkschrift an den König, worin er seine Ansprüche an dies Großherzogthum auseinandersezte, um ein Hülfskorps von 10000 Mann zu Eroberung desselben bat, und die königliche Tochter, Prinzessin Ulrike, zu heirathen versprach; im Fall aber der König sich auf dieses alles nicht einlassen wollte, ersuchte er ihn um einen — Küsterdienst. Diese

Bitt-

Bittschrift belustigte den König; er befahl dem General Katt, ihm den Verfasser davon nach Wusterhausen zu schikken. Es geschahe. Der arme Mensch, der Mitleiden verdiente, mußte sich zum Spott gebrauchen lassen.

Friedrich Wilhelm, welcher auf die bildenden Künste so wenig, als auf die belehrenden Wissenschaften hielt, glaubte, daß die Mahlerei einer Ausnahme werth sei. Zwar that er nicht viel für sie, aber doch einiges in ihr. Der Akademie der bildenden Künste, welche sein Vater gestiftet, und durch seine Aufmunterungen zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht hatte, entzog er alle Einkünfte bis auf 200 Thaler, die er ihr ließ. Alle Rektoren und Professoren verloren ihre Gehalte; nur der Rektor Weidemann behielt 600 Thaler, und der Mahler Pesne, welchen der König besonders schäzte, 1500 Thaler Pension. In seiner Jugend hatte er Anweisung in der Zeichenkunst erhalten, und am väterlichen Hofe, so wie auf seinen Reisen in Holland viele vortrefliche Kunstwerke gesehen. Aber ob er gleich Lust zum Malen bewies, so fehlte es ihm doch an Geduld und Beharrlichkeit, um seinen Geschmak zu veredlen, und sein Kunstgefühl zu verfeinern. In den Stunden der Muße, vornämlich bei den Anfällen des Podagra's, die ihn wochenlang an das Zimmer und Bette hefteten, fand er seinen Zeitvertreib darin, viel und oft zu mahlen. Seine Gemälde hatten indessen kein richtiges Ebenmaaß, keine gehörige

Ver-

Vertheilung des Lichts und Schattens, kein Verhältniß im Gebrauch der Farben. Dennoch meinte er im Ernst, etwas in der Mahlerei leisten zu können, weil ihn die Hofleute aus Schmeichelei und aus Furcht in diesem Glauben bestärkten. Er mahlte entweder nach seinen eigenen Ideen, oder fing an, alte Meisterwerke zu kopiren, die er aber bald liegen ließ, wenn er merkte, daß er sie nicht erreichen könnte. Oft mahlte er auch nach dem Leben; seine Grenadiere mußten ihm sizzen; doch bald verließ ihn die Geduld; sah er, daß seine Abbildung blaßer oder röther war, als das Original, so überstrich er zornig den Grenadier und das Portrait mit einem großen Pinsel voll weißer oder rother Farbe, und rief aus: „nun ist eins dem andern vollkommen ähnlich!“ Diejenigen Stükke, welche er während des Podagra's verfertigte, bezeichnete er mit der Unterschrift: Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit. In den königlichen Schlössern sind deren noch verschiedene vorhanden.

Friedrich Wilhelm liebte auch die Musik, doch nach seiner Art und in seinem Geiste der Oekonomie. Gleich nach Antritt seiner Regierung dankte er die ganze, wohleingerichtete Musikkapelle seines Vaters ab. Die Künstler zerstreuten sich, viele suchten ihr Brodt an fremden Höfen, viele ergriffen eine andere Lebensart. Nur den einzigen Musiker Gottfried Pepusch behielt er bei, und machte ihn zum Kapellmeister des ersten Chors der Hautboisten seines großen Leibregiments. Er

ließ

ließ oft, wöchentlich doch einigemale in seinem Zimmer musiciren, aber blos mit blasenden Instrumenten; denn er achtete nur die Feld = und Jagdmusik. Bei Hoffesten mußten die Hautboisten der Regimenter die Stelle der fehlenden Kapelle vertreten; eine solche zu halten, war ihm zu kostspielig. Einst, da König August II. von Polen den berühmten Violinspieler Lokatelli mit nach Berlin brachte, und in ihn drang, ihn in einem öffentlichen Konzerte bei Hofe zu hören, gerieth Friedrich Wilhelm in große Bestürzung, weil er glaubte, nun würde die Musik wieder wie bei seinem Vater am Hofe in Gang kommen, welches seine Gemahlin außerordentlich gern wünschte. Aber er blieb standhaft; Lokatelli, der keine andere Begleiter als Hautboisten haben konnte, spielte zu aller Bewunderung, nur auf den König machte es weiter keinen Eindruk, als daß er höchst verdrüßlich wurde, da er ihm Ehrenthalber ein Geschenk reichen mußte. Am mehrsten liebte er die Händelsche Musik, besonders die Opern. Die Arien und Chöre der Opern Alessandro und Siroë sind mehr als 100 mal vor ihm durchgespielt worden; gesungen wurde nicht. Am Ende eines langen Saals stunden die Hautboisten vor ihren Pulten und Lichtern; am andern Ende saß der König ganz allein. Zuweilen wenn er Mittags stark gegessen und viel Bier getrunken hatte, schlief er unter der Musik ein; dies machten sich die Musiker zu Nuzze, sie ließen viele Arien aus. Aber ehe sie es vermutheten, erwachte er wieder, und rief: ihr laßt ja was

aus; diese und jene Arie, deren Thema er dann vorsang, fehlt noch: frisch, gleich gespielt. Wurde er erst nach dem Ende der Musik munter, und schien es ihm, es habe zu kurz gedauert, so mußte das Ganze von vorn nochmals angefangen, und von neuen durchgespielt werden.

Um die Lebensweise dieses Königs, und die Eigenthümlichkeiten seines Karakters noch anschauender kennen zu lernen, mögen hier zum Schlusse der Schilderung folgende Nachrichten aus den Briefen *) zweier Augenzeugen und Zeitgenossen desselben stehen. Der bekannte Kammerherr Baron von Pöllnitz schrieb unterm 7. Oktober 1736 von Wusterhausen aus an den Grafen von Manteufel, gewesenen Sächsischen Staatsminister:

„Das tragisch-komische Leben, welches wir hier führen, ist werth, daß ich es Ihnen ein wenig genau schildere.

1. Sie wissen, daß Prinz Wilhelm **) die Blattern hat. Da er der Liebling des Fürsten ist, so können Sie denken, wie sehr dieser Zufall uns alle beunruhigt hat. Man schikte eiligst einen Husar an Herrn Ellert ab, und 3 — 4 andere mußten

*) Die Briefe selbst befinden sich Französisch im 4ten Theile des Versuchs einer Lebensbeschreibung des Feldmarschals Grafen von Sekkendorf.

**) Zweiter Sohn des Königs, Vater des Königs Friedrich Wilhelm's II., hieß eigentlich August Wilhelm.

ten ihm entgegen, um seine Ankunft zu beschleunigen. Endlich erschien der Aeskulap ganz athemlos, und verjagte unsere Angst, indem er versicherte, es wären die gutartigsten Blattern von der Welt. S. M. waren über diese Nachricht so entzükt, daß sie, um dem Arzte ihre ausgezeichnetste Dankbarkeit zu beweisen, und ihn für die Mühe, welche er bei der Wartung des Kranken haben sollte, zu belohnen, sogleich ihrem Kellermeister befahlen, ihm täglich, während seines hiesigen Aufenthalts, 2 Bouteillen Duksteiner Bier unentgeltlich zu geben, und dem Amtmann wurde angedeutet, ihn zu speisen, aber die Mahlzeit nie höher als 6 ggr. anzurechnen.

2. Da alle königlichen Kinder hier sind, und keines von ihnen die Blattern gehabt hat, so hat man Sr. M. gerathen, sie nach Berlin zu schikken, um sie vor der Ansteckung zu schüzzen, und weil sie dort bessere Wohnung und Pflege haben würden, wenn sie aller dieser Vorkehrungen ungeachtet doch von den Blattern ergriffen werden sollten: aber es scheint bis jezt nicht, als wolle man sich hierzu verstehn. Auch wurde in der That hierdurch die Einrichtung der täglichen Ausgabe unterbrochen, weil man sie dort besonders unterhalten mußte.

3. Hieraus ist leicht zu ersehen, daß diese besondern Umstände der königlichen Familie uns kein gut Blut machen. Glüklicher Weise macht die Nachricht, daß die Herzogin von Wolfenbüt-

tel *) von einem 2ten Sohne entbunden worden ist, eine kleine Zerstreuung. Hierüber sind wir seit einigen Tagen in einer außerordentlichen Freude gewesen; um diese zu erhalten, haben wir alle Musiker vom Potsdammer Regiment kommen lassen, welche uns mit ihren Simfonien ununterbrochen belustigen müssen, vom Augenblik des Erwachens unsers Herrn bis zu dem des Schlafes, unter Bedrohung sonst derb durchgeprügelt zu werden. Am sonderbarsten ist bei diesen ewigen Konzerten, daß die Virtuosen ein Stük nie zweimal spielen dürfen; um nun einige Veränderungen hervorzubringen, müssen sie bald alle alte Wirthshausliedchen zu Hülfe rufen, bald ihre eignen Einfälle aufspielen; Sie können sich den Wirrwar denken, der hieraus entsteht.

4. Die Musik ist aber nicht das einzige Mittel, welches unsere düstere Launen vertreiben soll. Die Jagd ist auch noch eine Hülfsquelle, wenn es die Witterung gestattet. Aber am allerbesten sind doch die Zerstreuungen, welche uns die stets dazu aufgeforderten Hofnarren geben. Es sind ihrer 5, die öffentlich dafür anerkannt sind; aber man sagt sich ins Ohr, es gäbe einen 6ten, welcher nur noch nicht diesen Namen führt. u. s. w."

Der Graf von Manteufel, an welchen der vorige Brief gerichtet war, gab dem preußischen Minister und General Grumbkow von einem Be-

*) Philippine Charlotte, 3te Tochter des Königs.

Besuche Nachricht, welchen er bei dem Könige im Magdeburgischen abgestattet hatte. Sein Brief ist den 30sten Aug. 1731 zu Parey, einem Rittergute im Jerichavschen Kreise, wo der Plauesche Kanal zur Verbindung der Elbe mit der Havel anfängt, geschrieben. Er lautet in der Uebersezzung also: „Da ich ehegestern erfuhr, daß der König von Preußen $\frac{1}{2}$ Meile von hier vorbei nach Schartau gereiset sei, so schikte ich meinen getreuen Uechteriz mit einem Briefe an den Generalmajor Bodenbruk, um mich zu erkundigen, ob es gut aufgenommen werden würde, wenn ich dem Könige anwartete. Mein Merkur (Abgesandter) begegnete dem Könige auf dem Hofplazze, und fand ihn mit dem Haushalte beschäftigt. Auf die Frage, was er hier wolle? antwortete er, daß er einen Brief an den obengenannten General habe. Hierauf rufte Se. Maj. selber den General, ließ einen Augenblik darnach den Uechteriz in's Tobakskollegium treten, klopfte ihm auf die Schulter, und befahl ihm, mir zu sagen, daß ich ihm willkommen sein würde, wenn ich bei einem Magdeburgischen Junker mit einer Schüssel Erbsen und Spek vorlieb nehmen wollte. Auf diese freundliche Einladung begab ich mich gestern früh nach Schartau. Ich kam um 11 Uhr an. Ich fand hier die Herren Bodenbruk, Dockum, Möllendorf, den Obersten Grafen von Dohna, einen alten Geheimen Rath Schulenburg, den Vauban von Magdeburg *), und

*) Den Oberstlieutenant Walrave.

und 2 Majors, die eben von der Jagd kamen, und den Herrn erwarteten, der noch auf der Fährte des Wildes war. Der erste versicherte mich, daß ich dem Könige eine große Freude gemacht hätte, ihn zu besuchen; die Anordnung des Mittagessens, welches er selbst noch am vorigen Abende nach dem Weggange meines Abgesandten eingerichtet hätte, würde mich davon überzeugen. Er kam endlich nach Verlauf einer Stunde, ganz vergnügt, ein Häschen, einen Fasan und 11 Rebhüner geschossen zu haben. Er fing mit vielen Entschuldigungen über die schlechte Mahlzeit an, welche wir halten würden; ärgerte sich ein wenig über 2 arme Supplikanten, welche ihn eben mit ihren Bittschriften beunruhigt hatten; lief in die Küche; zog darauf andere Wäsche und Kleider an, und kam kurz vorher, ehe man auftrug, wieder zur Gesellschaft. Die Tafel, welche von gewöhnlicher Form war, das heißt, länglich und viereckig, war kostbarer servirt, als ich es erwartet hatte, nämlich mit sehr schönem Silbergeräthe, welches, wie es mir schien, ganz neu verfertigt, und mit dem Namenszuge des Königs bezeichnet war; aber was dem Ganzen nicht entsprach, ist dies, daß die Messer und Gabeln nur von Horn waren. Indessen sie schnitten doch; und leisteten eben die Dienste, als wenn sie von Gold gewesen wären. Nachdem uns der Wirth einmal über das andre auf eine sehr verbindliche Art wiederholt hatte: „Hört man, Kinderchens, ihr müßt vorlieb nehmen"; so sezte er sich, wie gewöhnlich, an eine Tischekke, und wies mir meinen

nen Plaz zu seiner Linken, und dem Grafen Dohna den seinigen ihm gegenüber an. Der erste Gang bestand in 2 großen und tiefen silbernen Schüsseln, jede an einem Ende der Tafel, mit Erbsen und eingesalznem Schweinfleisch gefüllt; sodann kamen 2 fette und herrliche Stükke Rindfleisch, darauf de belles caepes *) mit Kirschsauce; alsdann ein sehr gutes Frikassee, ich weiß nicht mehr wovon; (denn ich muß bemerken, daß mir Bodenbruk auf Befehl des Königs gleich von den Erbsen an ein Tönnchen von der Größe einer Bouteille auf die Gesundheit des Junkers von Schartau überreichte; und daß der König selbst bei jedem Gange ein Paar Gläser ausleerte); sodann gute Pasteten; darauf köstliche Braten, als junge Hasen, Fasanen, kleine und große Rebhüner in Piramiden-Gestalt; sodann, ich weiß nicht, was? welches auch sehr gut war; denn wir zählten an 7 Gänge, obgleich der König, welcher es freilich besser wissen mußte, als wir, deren nur 6 zählte; und zulezt ein Nachtisch von ausgesuchten Früchten. Der Rheinwein, welchen wir tranken, war vortreflich, und der Wirth versicherte uns

*) Was caepes bedeute, darüber gibt kein Wörterbuch Auskunft. Gelehrte Nazional-Franzosen, die ich darum befragte, wußten nicht, was sie aus diesem Worte machen sollten. Der bekannte Abbé Pierrard, Verfasser eines französischen Dictionaire, behauptete grade zu, dies sei gar kein französisch Wort. Ein anderer Abbé, Namens Latour, hielt es für Kapern; und noch ein andrer für Champignons.

schwache Seite der Festungen, vornämlich von Magdeburg, bald die Religion; der König trieb alle Augenblikke den Grafen Dohna und Walrave (welche einen geheimen Groll gegen einander zu haben scheinen) an, über alle dergleichen Gegenstände mit einander zu disputiren, wobei der lezte immer aus dem Sattel gehoben wurde. Es würde mir nicht schwer sein, Ihnen alle diese Zänkereien bis auf die geringfügigsten Umstände vorzulegen, da mein Gedächtniß damit noch ganz angefüllt ist; aber aus Furcht, Ihnen Langeweile zu machen, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sie begreifen leicht, lieber Freund, daß alle diese Gesundheiten, und alle diese Disputationen das Mittagsmahl nicht eben abkürzten. Wir saßen 4 volle Stunden an Tafel, ehe man abdekte; und dies geschahe nur, um das Tobakskollegium anzuordnen, bei welchem wir uns wieder bis Abends 9 Uhr unterhielten; alsdann bekamen wir Appetit, frische Heringe mit Zwiebeln bestreut, und mit comvuebres *) begleitet, zu essen; (ein Ragout, bei welchem Sie alle Finger gelekt hätten, wenn Sie von der Partie gewesen wären) sodann noch ein Pfeifchen, und endlich gute Nacht; so daß ich erst um Mitternacht hieher zurük-

*) Der Abbé Pierrard kennet auch dieses Wort nicht. Auch alle übrigen Franzosen, die ich zu Rathe zog, versicherten, daß comvuebres ein Wortzeichen ohne Sinn und Bedeutung sei. Vielleicht ist es ein Druk- oder Schreibfehler; und der Verfasser hat etwas anders geschrieben.

rükkam. Sehen Sie, dies ist die Geschichte meines Besuchs u. s. w."

Friedrich Wilhelm I., dessen körperliche und moralische Eigenschaften wir bisher geschildert haben, war den 4. August alten, oder den 14. Aug. neuen Stils 1688 geboren. Da er damals der einzige Prinz des Kurfürsten Friedrichs III. war, und in der Folge das einzige Kind seiner Eltern blieb, so wurde auf die Erhaltung seines Lebens die größte Sorgfalt verwendet. Man übergab ihn der Aufsicht der Frau von Rocoule, einer reformirten Französin, die der Religionsverfolgungen wegen ihr Vaterland verlassen hatte, und die Auszeichnung, welche man ihr erwies, vollkommen verdiente. Ein geringer Umstand hätte beinahe sein Leben verkürzt, und der Nachwelt eine andre Gestalt gegeben. Der 2 jährige Prinz spielte mit einer goldenen Schuhschnalle, und schlukte sie herunter. Ein panischer Schrek bemächtigte sich des Hofes. Man suchte bei dem Himmel und bei der Erde Hülfe. Es wurden öffentliche Gebete veranstaltet, und die geschiktesten Aerzte gerufen. Die Schnalle ward glüklich abgetrieben, und zum Andenken in der Kunstkammer zu Berlin aufbewahrt. Allgemeine Dankfeste im Lande bezeugten die Freude über dies glükliche Ereigniß. An welchen kleinen Begebenheiten doch die Schikfale ganzer Völker und Erdtheile hängen! Eine Schnalle durfte ein 2 jähriges Kind tödten, und kein Friedrich Wilhelm regierte über Preußen, und kein Friedrich der

Große

Große erblikte das Tageslicht, und alle die bewundrungswürdigen Dinge, wodurch er das Erstaunen der Welt erregte, geschahen nicht; wir hatten eine ganz andre Weltgeschichte!

Auf das sehnliche Verlangen und wiederholte Ansuchen ihrer Eltern brachte Sophie Charlotte, damalige Kurfürstin von Brandenburg, ihren 3 jährigen Sohn Friedrich Wilhelm 1691 nach Hannover, und ließ ihn daselbst einige Jahre in der Gesellschaft der Kinder ihres Bruders, des Hannöverschen Kurprinzen Georg's I. Diese waren George II., nachmaliger König von England, 5 Jahr, und Sophie Dorothee, 1 und ein halb Jahr älter. Gegen die leztere gewann er eine besondere Zuneigung, und sie wurde in der Folge seine Gemahlin. Mit dem ersten aber konnte er sich durchaus nicht vertragen. Ihr Karakter, ihre Neigungen, ihre Beschäftigungen gingen weit von einander ab; sie hatten unaufhörliche Streitigkeiten unter sich; keiner konnte den andern leiden. Ihr Widerwille gegen einander nahm mit den Jahren zu. Und ob sie gleich nachher Schwäger wurden, und ohne dem schon nahe Verwandte waren, so blieben sie einander doch stets abgeneigt. Dieser persönliche Haß, diese natürliche Erbitterung wäre beinahe für die Völker unglüklich ausgeschlagen, als sie beide den Thron bestiegen hatten. Wegen ihrer Uneinigkeit konnte man die beiden Prinzen nicht länger beisammen lassen. Zu Ende des Jahrs 1693 kam Friedrich Wilhelm nach Berlin zurük. Im folgenden Jahre wurde die Frau von

Ro=

Rocoule mit einem Geschenk von 6000 Thalern, und mit einer Pension von 700 Thalern der Oberaufsicht über den 6 jährigen Prinzen entlassen, weil es nun Zeit war, ihn aus den Händen der Frauenzimmer einer männlichen Leitung und Erziehung zu übergeben. Nach dem Willen der Kurfürstin, die im Ganzen genommen, keinen großen Einfluß bei Hofe hatte, aber günstige Augenblikke bei ihrem Gemahl zu benuzzen wußte, wurde der Minister und Generallieutenant, Graf Alexander von Dohna mit großen Vorrechten zum *) Oberhofmeister des Prinzen ernannt. Ungeachtet er bei dem Kurfürsten nicht in Gunst, und bei den Hofleuten nicht in Liebe stand, so war er dieses Vorzugs doch werth; zu seinem Ruhme ist es genug, daß ihn Sophie Charlotte, die Kennerin und Beschüzzerin wahrer Verdienste, zum Aufseher über ihren Sohn erwählt hatte. Der Graf von Dohna war streng in seinen Sitten, stoisch in seinen Tugenden, religiös gegen Gott, rechtschaffen gegen die Menschen, und voll Ehrgefühls in seinen Handlungen. Er haßte die Verschwendung, tadelte laut die Prachtliebe des Kurfürsten, und befliß sich der genausten Oekonomie und Sparsamkeit. Er sprach wenig, aber nachdrüklich, und verstand, allem, was er sagte, ein besonderes Gewicht zu geben. Ein stolzes und befehlshaberisches Wesen ist das Einzige, was ihm seine Neider mit Grunde vor-

*) Diesen Posten verwaltete er nur 8 Jahre; er starb als Feldmarschall 1728 zu Königsberg in Preußen.

vorwarfen; und welches sich daraus, daß er von Jugend auf Soldat gewesen war, und über Soldaten geherrscht hatte, erklären läßt. Es ist sehr begreiflich, daß Friedrich Wilhelm von einem solchen Führer vieles annahm; und die vorhergegangene Schilderung seines Karakters zeigt mehrere Züge, die mit denen des Grafen Dohna die größte Aehnlichkeit haben. Die Wahl des eigentlichen Lehrers bei dem Prinzen fiel nicht so glüklich aus. Ein gewisser Rebeur, aus der französischen Schweiz, empfahl sich dem Grafen Dohna schon darum, weil er in einem Städtchen geboren war, das zu den Dohnaschen Güthern gehörte; noch mehr dadurch, daß sich einer seiner Zöglinge, ein Herr von Brand zu einem edlen und vortreflichen Menschen gebildet hatte. Hierbei hatte jedoch Rebeur wenig Verdienst, die Mutter Natur, ein glükliches Genie, und günstige Umstände hatten das mehrste dazu beigetragen. Man schrieb indessen die guten Eigenschaften des Schülers auf die Rechnung des Hofmeisters, und darum wurde Rebeur zum Lehrer Friedrich Wilhelms ernannt. Rebeur aber schikte sich zu diesem Amte schlecht, und verwaltete es nachläßig. Er machte elende Verse, und bildete sich ein, unter die Poeten zu gehören, er war ein Pedant und sehr von sich eingenommen. Er versäumte seine Pflichten, und spielte den schönen Geist. Er quälte den Prinzen mit Wissenschaften, die er selber nicht verstand; und hatte eine Methode, die mehr darauf zielte, Ekel an der Gelehrsamkeit zu erregen, als Lust zu

Kennt-

Kenntnissen einzuflößen. War es nun ein Wunder, daß Friedrich Wilhelm einen Widerwillen gegen die Wissenschaften bekam?

Noch nachtheiliger, als der Lehrer, war bei dieser Erziehung der Umstand, daß Friedrich Wilhelm keine Geschwister hatte, und auf ihm die einzige Hofnung seiner Eltern beruhte. Die Sorge, sein Leben zu erhalten, und seine Gesundheit zu schonen, war daher größer, als die Bemühung, seine Leidenschaften zu mäßigen, und seinen Neigungen die beste Richtung zu geben. Man schmeichelte ihm, verzärtelte ihn, sah ihm in allen nach, ließ ihm stets seinen Willen, und getrgute sich nicht, ihm zu widersprechen, aus Furcht, es möchte ihm schaden. Selbst seine sonst so verständige und einsichtsvolle Mutter beging die Schwachheit, ihn durch zu große Nachgiebigkeit zu verziehen, und durch Verzärtelung zum Eigenwillen zu verleiten. Zu spät sahe man den Fehler ein, und wollte ihn durch ein andres Extrem verbessern; man sezte nun seinen Wünschen Härte, seinen Behauptungen Widerspruch, und seinen Neigungen unerbittliche Strenge entgegen. Aber dies war gerade das Mittel, ihn eigensinnig, heftig, zornig und mistrauisch zu machen. Sophie Charlotte bemühte sich zwar ernstlich, seinen moralischen Sinn und seinen Geschmak für's Gute zu wekken und zu veredlen, sie ertheilte ihm selber die weisesten Lehren zu seinem künftigen Regentenberufe: sie machte ihn auf seine Fehler, die jedoch schon eingewurzelt waren, aufmerksam, und suchte ihn zum Lesen geistvoller Bücher.

cher zu ermuntern. Allein es schien nicht, daß der Sohn an moralischen Vorlesungen und philosophischen Untersuchungen eben den Gefallen fand, als seine Mutter. Dies erhellet auch daraus, daß er in der Folge öfters zu erkennen gab, seine Mutter sei eine scharfsinnige Philosophin, aber keine gute Christin gewesen. Man hat noch einen Auszug aus dem Telemach *), den sie zur Belehrung

*) Telemach, oder eigentlich Les Avantures de Telemaque, fils d'Ulysse, ist ein angenehmer und geistreicher Roman, worin die wichtigsten Lehren der Weisheit und Tugend, besonders aber die bewährtesten Grundsäzze der Regierungskunst in einer reizenden Erzählung und in einer blühenden poetischen Schreibart vorgetragen werden. Fenelon, Französischer Prinzen-Erzieher, und nachheriger Erzbischof von Kambrai, ist der Verfasser davon. Es ist zunächst für solche bestimmt, die einmal herrschen und regieren sollen. Aber auch jeder Jüngling von Kopf und Herz kann es mit Vortheil und Vergnügen lesen. Dies Buch enthält zugleich einen reichen Schaz von antiquarischen, mithologischen und historischen Kenntnissen, und verdient die Gleichgültigkeit nicht, mit welcher es heutiges Tages von vielen betrachtet wird. Fenelon beschreibt in dem genannten Romane die Schiksale des Telemachs, der seinem vom Trojanischen Kriege zurükkehrenden und von Stürmen in der Irre herumgetriebenen Vater Ulysses aufsuchte. Sein weiches Herz war jedem Eindrukke, den guten sowohl als den bösen, offen; aber durch die heilsamen Rathschläge der Göttin der Weisheit Minerva, die ihn unter der Gestalt eines Hofmeisters Namens Mentor begleitete, vermied er alle Abwege, und von ihr gewekt, siegte seine bessere Natur über die Sinnlichkeit.

rung ihres Sohnes aufſezte, und ihm als eine Vorſchrift, wie er einſt regieren ſolle, widmete. Einſt unterredete ſie ſich mit ihm über dies Buch, und da ſie vernahm, daß er es noch gar nicht geleſen hätte, empfahl ſie ihm nicht eine einmalige, oder noch einmal wiederholte, ſondern eine 100 malige Leſung deſſelben; ſie ermahnte ihn, vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit auf die Schilderungen vom Telemach, dem Helden des Stüks, vom Seſoſtris, dem weiſen Könige Egipten's, und vom Pigmalion, dem verabſcheuungswerthen Tiraunen von Tirus zu richten. Der erſte würde ihm Empfindungen einflößen, welche ſie auch ihm wünſche; er würde ſehen, wie er ſeinen Stolz, ſeinen Uebermuth abgelegt, und eine liebreiche, freundliche Geſprächigkeit gegen jedermann angenommen habe. Vom Seſoſtris könnte er lernen, was Volksliebe bedeute, und wie glüklich ein Fürſt ſei, den ſeine Unterthanen lieben. Pigmalion würde ihm das Elend aufdekken, in welches ein Regent ſich gewiß ſtürze, der ſeine Gewalt auf Ungerechtigkeit, auf Furcht, auf Haß gründe. Einen Monat nachher fragte ſie ihn, ob und wie viel er in dem Buche geleſen, und was ihm am beſten darin gefallen habe? Der 12 jährige Prinz antwortete: er habe von den 24 Abtheilungen deſſelben eben fünfe zu Ende gebracht, und nichts mehr bewundert, als den Muth und die Entſchloſſenheit des Telemachs, der ſich von einer Nimphe, die er leidenſchaftlich liebte, getrennt habe, weil Weisheit und Pflicht dies Opfer foderten. Auf die Anfrage, ob er ſich einer ſolchen That

fähig fühle, erwiederte er rasch: ja, sobald die Ehre ihm winke. Schon früh sezte also Friedrich Wilhelm auf die Enthaltsamkeit in der Liebe den grösten Werth, und wenn dies allerdings zu billigen ist, so kann es doch nicht unbemerkt bleiben, daß er diejenigen Karakterzüge weniger beachtete, auf welche seine edle Mutter sein Nachdenken am mehrsten hinlenken wollte. Sie leitete die fernere Unterredung darauf, und entwikkelte ihm auf eine eben so geschikte, als eindringende Art die Pflichten eines Fürsten, und zeigte ihm, wie liebenswürdig, wie glüklich ein Regent sei, der sie nach ihrem ganzen Umfange erfülle. Der Prinz ertheilte ihr zuweilen Antworten, die von einer richtigen und schnellen Urtheilskraft zeugten, und zu erkennen gaben, daß er sich ohne Zweifel in vielen Dingen andre Grundsäzze zu eigen gemacht haben würde, als er in Zukunft nicht selten befolgte, wenn alle seine Lehrer vom ersten Unterricht an, mit gleicher Weisheit, mit ähnlicher Annehmlichkeit seinen Geist und sein Herz gebildet, und ihn mit praktischer Klugheit nur zu guten Gewohnheiten angeführt hätten. Aber sein Widerwille gegen die Wissenschaften war schon zu groß, gewisse Eigenheiten seines Karakters waren durch unrechte Behandlung zu stark geworden, als daß sie jezt noch hätten verbessert werden können; und wenn er in Gegenwart seiner Mutter manchmal Bücher las, oder darüber sprach, so that er dies mehr aus Gehorsam, als aus Geschmak.

Seine Lieblingsbeschäftigung bestand schon in der Jugend darin, Soldaten zu exerciren. Auf

sein

dringendes Verlangen hatte ihm sein Vater 2 Kompagnien aus lauter jungen Edelleuten angeworben, die er an bestimmten Tagen in der Woche in den Waffen übte. Diese militairischen Spielereien machten seine angenehmsten Erholungsstunden aus. Bald darauf bekam er ein eignes Regiment, mit welchem er sich unaufhörlich beschäftigte, um ihm eine schöne Gestalt zu geben. Einige Kompagnien, die aus den größten Leuten gesammelt waren, hielt er heimlich in Wusterhausen. Sein Vater sah es nicht gern, daß er seine ganze Neigung dem Soldatenwesen schenkte, und bezeigte ihm seine Unzufriedenheit darüber. Dies hatte aber weiter keine Folgen bei ihm, als daß er die riesenmäßigen Soldaten zu Wusterhausen sorgfältig versteckte, wenn sein Vater einmal dahin kam. Die Mutter zeigte sich gefälliger gegen ihn; sie wohnte zuweilen sogar den kriegerischen Uebungen bei, die er mit seinen Kadetten anstellte.

Im Jahre 1702 verlor der Graf von Dohna auf Betrieb des damaligen Günstlings Wartenberg, der ihn haßte, die Oberaufsicht über den Kronprinzen, behielt jedoch seine übrigen Ehrenämter. An seine Stelle trat der Oberste Fink von Finkenstein, welcher sich im Kriegsstande rühmlich auszeichnete, 1710 zum Grafen erhoben wurde, und 1735 als Feldmarschall starb. Er war ein Mann von unbescholtenem Rufe, von gradem, ofnem Wesen, von vortreflichem Karakter, doch kalt in seinem Umgange, und sehr für das Militair ein-

nommen. Durch ihn bildete sich Friedrich Wilhelm zum Soldaten aus. Das Jahr darauf wurde der Prinz in den geheimen Staats- und Kriegsrath eingeführt, in welchem bei dem damaligen Erbfolgekriege, an dem der König Friedrich I. Antheil nahm, fast nur militairische Sachen abgehandelt wurden. Im Jahre 1704 reisete er in Begleitung seines Oberhofmeisters nach Holland und den Niederlanden, wo er nüzliche Bekanntschaften mit den erfahrensten Feldherrn und Staatsleuten errichtete. An einer Reise nach England nach England, die er 1705 unternehmen wollte, hinderte ihn der Tod seiner Mutter, die unvermuthet zu Hannover während eines Besuchs bei ihren Verwandten gestorben war.

Die Gelehrten hoften, den Sohn der Sophie Charlotte, der Freundin der Musen und Grazien, noch für die Wissenschaften und Künste zu gewinnen; ihre Hofnung stieg, da er 1706 bei dem 2ten hundertjährigen Jubelfeste der Universität Frankfurt die Würde eines Rektors annahm, und der Feierlichkeit mit vieler Theilnahme so wie der König persönlich beiwohnte. In dieser Erwartung ernannte ihn die hohe Schule zu Oxford zum Doktor der Rechte. Aber er blieb seiner Abneigung gegen die Gelehrsamkeit, und seiner Vorliebe gegen die Soldaten getreu; welche Gesinnungen bei ihm noch zunahmen, als er den Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen in den Niederlanden mit machte. Doch vorher hatte er sich 1706 mit der hannöverschen Prinzessin Sophie Dorothee vermählt;

eine

eine frohe Begebenheit, bei welcher sein Vater den Hang zur Pracht und Luxus 3 Wochen hindurch befriedigte. Friedrich Wilhelm bezeigte ein sehnliches Verlangen, nach Flandern, dem Schauplazze des Krieges zu reisen. Aber es fanden sich mancherlei Hindernisse, als die Geburt und der baldige Tod eines Sohns, die Kränklichkeit seines Vaters, dessen Reise in's Karlsbad 1708, und die ihm unterdessen angetragene Statthalterschaft und Regierung des Landes. Als der König Friedrich nach wiederhergestellter Gesundheit im November 1708 seine dritte Ehe schloß, welche, wie bereits im vorigen Theile erzählt worden ist, eben nicht viel Beifall erhielt, und unter andern des Kronprinzen Misfallen erregte; so ließ er sich nicht weiter abhalten, die längst gewünschte Reise nach den Niederlanden zu unternehmen. Er wollte dadurch theils seinen Verdruß über die väterliche Vermählung zerstreuen, theils und vornämlich aber seine Kriegskenntnisse vermehren. Er traf im Juli 1709 in Flandern ein, und fand das verbündete Kriegsheer eben mit der Belagerung der starken französischen Festung Dornik oder Tournai beschäftigt. Die preußischen Hülfstruppen trugen sehr viel zur Eroberung derselben bei. Den 11. Sept. wurde die mörderische Schlacht bei dem Dorfe Malplaquet geliefert, in welcher die Franzosen 15000 an Todten und Verwundeten zählten. Die Alliirten, welche das Feld behaupteten, erkauften ihren Sieg sehr theuer, denn sie verloren 5500 Todte, und hatten 13000 Verwundete. Auch hier zeichnete

sich

sich die preußische Tapferkeit aus. Der Oberhofmeister des Kronprinzen der Herr von Finkenstein drang mit seinem Korps in die Verschanzungen der Franzosen ein, die sie für unübersteiglich hielten. Der österreichische Oberfeldherr, Prinz Eugen, schrieb den glüklichen Ausgang der Schlacht vorzüglich mit dem Muthe der Preußen zu. Friedrich Wilhelm ritt an der Seite des Grafen Lottum, des preußischen Befehlshabers, half anordnen und aufmuntern, zeigte sich da, wo die Gefahr am größten war, bemerkte die Thaten derer, die sich am muthigsten bewiesen, sahe den General Tettau mit dem Degen in der Hand todt niedersinken, und bewunderte die Entschlossenheit seines Adjutanten, des Obersten von Derschau, welcher mit Lebensgefahr den Leichnam aus dem Getümmel der Schlacht in Verwahrung brachte. Alles blieb dem Kronprinzen unvergeßlich, und noch als König feierte er den 11. Sept. stets als einen Gedächtnißtag der preußischen Tapferkeit. Die Eroberung der Festung Mons war eine Folge dieses Sieges. Friedrich Wilhelm lernte hier die glänzenden Talente der damaligen beiden größten Kriegshelden, des Eugen's, und des englischen Herzogs Marlborough kennen, ging täglich mit den erfahrensten Generalen der Oesterreicher, Engländer, Holländer und anderer verbündeten Völker um, und feuerte durch seine Gegenwart und durch seinen Beifall die Preußen zu einer Tapferkeit an, die ihnen die Achtung ihrer Freunde und Feinde erwarb. Der Fürst Leopold von Dessau war als

Frei-

Freiwilliger in diesem Feldzuge zugegen, und zog sich durch seine Unerschrokkenheit und durch militärischen Eifer das Vertrauen des Kronprinzen zu, welches er stets zu erhalten und zu verstärken wußte. Von dem Aufenthalte Friedrich Wilhelms im Lager der Bundsgenossen vor Dornik erzählt man eine Anekdote, die aber noch zweifelhaft zu sein scheint. Bei einer Unterredung über kriegerische Gegenstände mit englischen Generalen soll einer der leztern die Frage gethan haben: ob wohl der König von Preußen mehr als 15000, höchstens 20000 Mann auf eigne Kosten unterhalten könne? und da der Prinz antwortete, daß sein Vater, wenn er wolle, über 30000 Mann aufzustellen und zu verpflegen im Stande sei, habe, erzählt man, der Engländer spöttisch gelächelt. Hierdurch erbittert, wäre der Kronprinz zu dem Endschluß gekommen, künftig, es koste was es wolle, ein Kriegsheer zu errichten, von welchem die Welt mit mehr Achtung sprechen, und woraus sie sehen sollte, daß ein König von Preußen nicht so ohnmächtig sei, als manche dächten. Ist diese Erzählung gegründet, so beweiset sie die tiefe Unwissenheit jenes Engländers. Schon der große Kurfürst führte im Jahre 1656 über 26000 Mann gegen die Polen in's Feld, und hinterließ bei seinem Tode 35 Bataillons Fußvolk, 40 Esquadrons Reuter, und 300 Artilleristen.

Nachdem sich Mons am 20. Okt. 1709 ergeben hatte, kehrte Friedrich Wilhelm mit

Kriegs-

Kriegskenntnissen bereichert, und mit Ruhm geschmükt nach Berlin und Wusterhausen zurük. Aber bei aller Ehre, die er sich erworben, bei aller Freude, die ihm seine Reise verursacht hatte, bei allem Glanze, die die Truppen im Auslande auf Preußen warfen, rührte ihn doch die traurige Lage des Landes im Innern. Der fremde Krieg drükte, die tödtende Pest verheerte, die ungeheuren Auflagen erschöpften, der zügellose Aufwand des Hofes belästigte das Volk. Die obersten Staatsbedienten wurden verabscheut, die üble Verwaltung der öffentlichen Geschäfte hatte Verwirrung erzeugt, Unordnung hervorgebracht, und allgemeine Zerrüttung befördert; die Regierung hatte das Zutrauen, der Unterthan die Liebe verloren, und selbst in der königlichen Familie herrschte Unmuth und Zwist. Der Kronprinz stürzte daher 1710 die Günstlinge des Königs, die Urheber des öffentlichen Elendes, und fing nun an, sich in die Regierung zu mischen, welche sein Vater ihm nach und nach überließ. Da er so viele Beispiele von Verschwendern, unredlichen Leuten, und Ränkemachern am Hofe des Königs sahe, wurde er argwöhnisch und mißtrauisch, schäzte aber auch Ehrlichkeit, gute Haushaltung und Rechtschaffenheit, wo er sie fand, desto höher. In der Stille entwarf er den Plan, nach welchem er künftig den bisherigen Mißbräuchen, besonders der Ueppigkeit und Prachtliebe, dem Müßiggange und der Verschwendung entgegen arbeiten, die strengste Oekonomie einführen, und sich nicht den Ministern überlassen, sondern allein regieren wollte.

Er

Er war aber hiebei so geheimnißvoll und verstekt, daß kaum die hellsehendsten Beobachter etwas von seinem Vorhaben vermutheten, die Uebrigen in völliger Unwissenheit darüber blieben, und daher überrascht und betäubt wurden, als mit Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt Grundsäzze aufgestellt und befolgt wurden, welche den bisherigen entgegengesezt waren.

Friedrich I. starb Mittags den 25. Febr. 1713 in den Armen seines einzigen Sohnes Friedrich Wilhelm's, welcher über diesen Verlust die innigste Rührung äußerte, und eine Zeitlang seinem Schmerze nachhing. Nachdem er sich gefaßt hatte, begab er sich in sein Zimmer, rufte den Oberhofmarschall von Printz, und ließ sich von ihm ein Verzeichniß aller Hofbedienten und ihrer Besoldungen vorlegen. Kaum hatte er es flüchtig überlesen, so nahm er eine Feder, durchstrich die ganze Liste, und sagte zum Hofmarschall: hiemit kassire und hebe ich alle Hofämter meines Vaters auf; doch soll sich Niemand vor dem gehaltenen Leichenbegängnisse vom Hofe entfernen. Die Nachricht von diesem ersten Regierungsakt des neuen Königs erregte am Hofe und in der Stadt allgemeine Bestürzung; auf allen Gesichtern drükte sich der Schmerz aus, in aller Augen stunden Thränen, überall ertönten Seufzer. Eine Menge Menschen verloren ihr Ansehen, und was wichtiger ist — ihr Brodt. Der Oberzeremonienmeister mußte nach Sachsen wandern, der Bischof verschwand, die

Kam-

Kammerherrn und Junker wurden bis auf wenige unter die Soldaten gestekt, die prächtige Schweizergarde erhielt den Abschied, von den 24 Trompetern und 2 Paukern blieb keiner; das Heroldsamt, die Ritterakademie, die Musikkapelle hörten auf; Künstler, Gelehrte und Beförderer der Annehmlichkeiten des Lebens wurden ohne Schadloshaltung entlassen; man sahe kein Schauspiel, kein Hoffest, keine Einkleidung der Ritter vom Adlerorden mehr; statt der goldgestikten Kleider erschienen einfache Rökke, statt der stolzen Equipagen demüthige Fußgänger. Die Gnadengehalte wurden entweder ganz aufgehoben, oder doch geschmälert, die Besoldungen der wenigen Hofämter, die in der Folge noch blieben *), verringert, und in allen Theilen der Ausgabe die größten Einschränkungen angeordnet.

Nur noch ein einziges Mal wurde der Pracht gehuldigt, und dies geschahe bei Friedrich's I. Leichenbegängnisse, welches bis zum 2. Mai verschoben ward. Um das Andenken seines Vaters zu ehren, gab es Friedrich Wilhelm zu, daß Künst-

*) Der Obermarschall von Printz, der bei Friedrich I. jährlich 40000 Thaler Einkünfte hatte, mußte jezt mit 12000 Thalern zufrieden sein; und nach seinem Tode ging seine Stelle ganz ein. Bei dem Ende seiner Regierung hatte er von den hohen Hofbeamten nur noch den Oberstallmeister von Schwerin, und den Oberjägermeister Grafen von Schlieben im Dienst.

Künstler und Gelehrte alles, was ihr Geschmak Glänzendes ersinnen, und ihre Geschiklichkeit Vortrefliches verfertigen konnte, anwenden durften, die Todtenfeier zu verherrlichen. Noch einmal zeigte die Kunst ihre ganze Kraft und Stärke, und ging dann mit ihrem Beschüzzer zu Grabe. Das Leichenbette, der Sarg, das Trauergerüste, die Schnizwerke, Gemälde, Säulen und sonstige Verzierungen waren mit einer Pracht, mit einem Kunstfleiße verfertigt, welche die höchste Bewunderung erwekten *). Friedrich Wilhelm beschäftigte sich selbst mit der genauesten Durchsicht von allem, was zum Leichenbegängnisse erforderlich war; er drang bis in die geringsten Kleinigkeiten hinein, und hieraus erkannte man den ökonomischen

*) Z. B. Das Bette bestand aus rothem Sammt, war mit goldnen Kronen und Adlern besäet, und mit den kostbarsten Perlen gestikket, daher es auch das Perlenbette hieß. Der Purpurrok des Leichnams hatte Brillanten zu Knöpfen von unermeßlichem Werthe. Der Sarg stellte eher ein Grab-Monument, als eine Todtenkiste vor. Auf 8 daran befindlichen Schnizwerken war die Geschichte der vornehmsten Begebenheiten während der vorigen Regierung in kunstreichen Figuren und Inschriften abgebildet. Der Dom war als eine antike Todtengruft ausgezieret, wo die Grabmäler aller 12 Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern errichtet waren u. s. w. Eine ausführliche Beschreibung hiervon steht in Gutthers Leben Friedrichs des Ersten. Breslau. 1750. 4. von Seite 452 — 478.

schen Geist der neuern Regierung, wo der Regent mit eignen Augen sehen und keinen fremden trauen wollte.

Als die Todtenfeier geendigt war, fühlte man den großen Unterschied zwischen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ernstlich und merklich. Der erstere hatte große Schäzze an goldnen und silbernen Geschirren, an kostbaren Hausgeräthen und Edelgesteinen und einen Marstall voll der schönsten Pferde in Europa, zugleich aber auch viele Schulden hinterlassen. Der leztre verkaufte ohne Schonung alle diese Kostbarkeiten, bezahlte die Schulden, und legte den ersten Grund zu dem Schazze, womit sein Nachfolger so große Thaten ausführte. Finanzen, Militär, Herstellung des Friedens, dies waren die 3 wichtigen Gegenstände, auf welche er im ersten Jahre der Regierung seine ganze Aufmerksamkeit wendete. Wie viel Ordnung und Sparsamkeit ausrichten können, zeigte er in wenigen Monaten. Wenn es unter seinem Vater immer an Geld zu den nöthigsten Ausgaben fehlte, so konnte er schon im Oktober 1713 — 400000 Thaler baar an den Czaar von Rußland und an den König von Polen vorschießen, alle inkompleten Regimenter ergänzen, und 6 ganz neue errichten; dabei war keine einzige Zahlung im Civildienste rükständig.

Friedrich Wilhelm entschied nach eigner Einsicht, und nach eignem Gutdünken über alle Ge-

Geschäfte, und ließ sich im Ganzen genommen durchaus nicht von seinen Ministern leiten. Darum hob er den Staatsrath auf, den sein Vater eingesezt, und nach dessen Gutachten er sich in allen Stükken gerichtet hatte. Zuweilen aber vermochten seine Günstlinge, die nicht den Schein von Rathgebern annahmen, viel über ihn, und lenkten ihn nach ihren Absichten. Zu diesen gehörten die Generale von Bodenbruk und von Schulenburg, und die Obersten von Derschau und von Truchses ꝛc. Die ersten Stellen in seiner Gunst behaupteten der Fürst Leopold von Dessau, dessen Schilderung schon weiter oben steht, und der General von Grumbkow. Dieser wurde zugleich zum Minister ernannt, und stand in einem Ansehn und in einem Vertrauen bei dem Könige, welches er nicht immer auf eine edle und patriotische Weise benuzte. Er war ein Gegner des Fürsten Leopold, der Königin, des Kronprinzen und der englischen Partei; eine Sache, die der König nicht ungern sahe; es war ihm vielmehr lieb, wenn seine Günstlinge und Hofleute in Uneinigkeit lebten, weil er dadurch die Wahrheit am sichersten zu erfahren hoffte, und nicht hintergangen zu werden fürchtete. Grumbkow hatte sich durch sein lustiges Temperament, durch seinen Hang zur Satire, und durch Anwerbung großer Leute zum Leibregimente bei dem Könige empfohlen. Seine Einsichten waren gut, aber nicht außerordentlich; sein Verstand zu Entwerfung nüzlicher Pläne geschikt, aber seine Liebe

zu Ergözlichkeiten verhinderte ihn an der Ausführung. Ueberhaupt paßte er sich besser zum Gesellschafter als zum Arbeiter. Er stand zwar im Rufe, daß er die mehrsten Geschäfte der Regierung besorge, und bei allem die Hand im Spiele habe. Doch dies verhielt sich nicht wirklich so. Der König wußte es, daß man solche Meinungen von Grumbkow habe; daher sagte er nach dessen Tode 1739: nun wird man doch aufhören, zu sagen, Grumbkow thue alles. Er war viel mit den Großen umgegangen, und verstand die Kunst, sich in ihre Launen zu fügen, und sie unvermerkt nach seinem Willen zu lenken, als ein Meister. Sein Wiz, seine muntern Einfälle, seine Gegenwart des Geistes standen ihm fast immer zu Gebote; hierdurch führte er oft die schwersten Sachen, die verdrüßlichsten Dinge zu dem glüklichen Ziele, wohin sie die talentvollsten Männer mit ihrem kalten Ernste, mit ihren gründlichen Vorschlägen nicht bringen konnten. Außerdem besaß er eine Geschiklichkeit, die damals hie und da an den Höfen noch geachtet wurde, jezt aber, wie billig, allen Werth verloren hat: er konnte eine große Menge starken Getränkes vertragen, ohne berauscht zu werden, welches ihm den Namen Biberius zuzog. Auch die Freuden der Tafel verfeinerte und vervielfältigte er. Der König speiste oft und gern bei ihm; besonders wenn er nach seinem eignen Bekenntnisse herrlicher als bei sich selbst essen wollte. Zuweilen sagte er gerade heraus zu seinen Gästen: wenn ihr feiner und köstlicher

cher als bei mir speisen wollt, müßt ihr zu Grumbkow gehen. Prinzen, Generale, Gesandte und andre Fremde von Ansehen wurden von diesem Minister in der That prächtig bewirthet. Ob er gleich General war, so gehörte Muth und Unerschrokkenheit eben nicht zu seinen Tugenden, er zeigte sich zuweilen sehr verzagt und furchtsam; aber was noch schlimmer ist, man konnte sich nicht auf ihn verlassen, und das wahre Wohl des Vaterlandes war ihm weniger heilig, als sein eigner Vortheil. Eine lange Zeit hatte er eine *) Gewalt über den König, deren sich kein andrer rühmen konnte; doch am Ende lernte Friedrich Wilhelm seinen unzuverlässigen Karakter kennen, und bereute es, ihm so viel Vertrauen geschenkt zu haben. Grumbkow starb noch unter seiner Regierung, und das grade zur rechten Zeit, sonst würde es vielleicht mit ihm ein schlechtes Ende genommen haben.

Noch

*) Er bekam auch unter allen Ministern den stärksten Gehalt, nämlich 5321 Thaler nebst 5000 Thalern Neujahrsgeld, zusammen also 10321 Thaler. Nach ihm stand sich der Finanz-Minister Kreuz am besten, indem er 5000 Thaler Gehalt und 4000 Thaler Neujahrsgeschenk erhielt. Hingegen von den Ministern des auswärtigen Departements hatte Ilgen nur 5996 Thaler, und Graf Metternich nicht mehr als 2000 Thaler. Im Jahre 1727 schenkte der König dem Kronprinzen blos 200 Dukaten zum Neujahr.

Noch erhob der König zwei Männer von bürgerlichem Stande zu Ministern, die er zwar nicht als Lieblinge begünstigte, aber doch als brauchbare Diener schäzte, und im Finanzfache häufig zu Rathe zog. Sie waren Kreuz und Kraut, und wurden beide geadelt. Der erste war Auditeur beim kronprinzlichen Regimente, hernach geheimer Sekretair gewesen. Der König hielt wegen seiner Sparsamkeit, guten Haushaltung und Treue viel auf ihn, ob man ihn gleich des Hochmuthes und Eigennuzzes beschuldigte. Kraut hatte sich als Kaufmann und Banquier, und hernach als Kriegszahlmeister unter Friedrich I. ein großes Vermögen erworben, welches er durch den niedrigsten Geiz stets zu vermehren suchte; und doch genoß er dasselbe so wenig, daß er kaum die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens befriedigte, und seine Zimmer, aus Furcht bestohlen zu werden, wie ein Gefängniß verriegelte. Weil er viele Kenntnisse von Handelssachen besaß, so übergab ihm der König die Aufsicht über alles, was Manufakturen und Fabriken betraf. Besonders wünschte lezterer, den Tuchmanufakturen und Wollwebereien aufzuhelfen; ein Nahrungszweig, der ihm mehr als andre am Herzen lag. Kraut führte dieses Verlangen zur großen Zufriedenheit des Königs und zum wahren Nuzzen des Landes aus, und würde zur Belebung des Handels noch mehr gethan haben, wenn ihm mehr Freiheit in seiner Ministerschaft wäre gelassen, und ein längeres Leben zugemessen worden. Er starb schon 1723. Er war

das

das vornehmste Werkzeug, dessen sich der König in der ersten Zeit seiner Regierung bediente, den Nahrungsstand der Unterthanen zu verbessern und Manufakturen zu errichten.

Wie ernstlich er dies betrieb, werden folgende Angaben beweisen. Gleich im ersten Jahre ernannte er eine besondre Kommission, welche die Städte der Marken bereisen, und den Zustand der Wollwebereien untersuchen mußte. Ihr Bericht enthielt nicht viel Tröstliches. Die mehrsten Tuchmacher hatten keine Arbeit und ihre Zahl nahm stets ab, weil es an Wolle fehlte, und die Preise zu hoch waren. Friedrich Wilhelm half diesem doppelten Uebel bald ab. Er zog viele Tuchmacher aus andern Gegenden in sein Land, erbaute ihnen Häuser oder unterstüzte sie doch bei'm Bauen, befreite sie und ihre Söhne vom Soldatendienste, schoß ihnen Geld ohne Zinsen, oder gegen ganz geringe Interessen vor, gab ihnen für jedes in die Fremde verkaufte Tuch 3 Procent Belohnungsgeld, für andre abgesezte Wollwaren 4 Procent, und erließ ihnen für die Ausfuhr alle Zollabgaben. Anfangs wollte er den Adel, welcher die Wolle häufig in's Ausland verführte, und dadurch Mangel und theure Preise bewirkte, aus Zuneigung schonen. Doch in der Folge änderte er hierin mit Recht seine Meinung, weil sonst das Emporkommen der Wollfabrikate unmöglich erreicht werden konnte. Er verbot daher 1719 auch dem Adel, die Wolle außer Landes zu verkaufen, welches den Bürgerlichen schon früher

unterſagt war. Die Aufkäufer, vornämlich die Juden, wurden mit einem Thaler Strafe für jedes ausgefahrne Pfund, außerdem mit Karrenſtrafe, und im Wiederholungsfalle ſogar mit Verluſt des Lebens bedroht. Durch eine gütliche Uebereinkunft mit der Landſchaft wurde 1717 auf 6 Jahre ein wohlfeilerer Preis der Wolle feſtgeſezt. Im Jahre 1716 hatte im Kotbuſſiſchen der Stein $6\frac{1}{2}$ Thlr., im Teltowiſchen $5\frac{1}{2}$ Thlr. in der Ukermark $3\frac{1}{2}$ Thlr. u. ſ. w. gekoſtet. Von der Kontraktszeit an ſollte zu Kottbus der Stein nur 4 Thlr. 18 gr., im Teltowerkreiſe 4 Thlr. und in der Ukermark 2 Thlr. 8 gr. gelten. Hiebei achtete der König den Verluſt an Zolleinkünften nicht, welche er vorher von der ausgehenden Wolle gezogen hatte. Sehr edelmüthig, wenn gleich nicht eben ſehr wohlklingend, drükte er ſich in einem eigenhändigen Schreiben an ſeine Finanzräthe hierüber alſo aus:

„Holle der Deuffel lieber meine zeitliche wohl„fard, als das ſo viell leutte Betler werden und „ich reich; können ſie aber meinen getreuen adell „guſtiren laſſen. guht, und ſoll citto eine Ordre „ergehen, das meine Pechter wolle nich ſoll aus„gefahren werden guht.“

Damit es nicht an Spinnern mangeln möchte, legte er für Züchtlinge Spinn- und Arbeitshäuſer an. Ueberdies verordnete er 1723, daß alle Hökerweiber, und alles Geſinde, welches keine Herrſchaft hätte, wöchentlich ein Pfund Wolle

ſpinnen,

spinnen, und für den gewöhnlichen Preis an die Manufakturiers unter Aufsicht der Ortsobrigkeit abliefern sollten; auch die Handwerksfrauen und Bürgertöchter, welche auf dem Markte oder auf den Straßen in Buden Waare feil hätten, sollten die Zeit mit Wolle und Flachsspinnen oder Strikken und Nähen zubringen, und nicht müßig da sizzen. Unter allen Manufaktur = Anstalten ragte das Lagerhaus hervor, welches der Minister Kraut, nach des Königs Wunsche, aber auf eigne Gefahr schon 1713 anlegte. Der König schenkte ihm dazu ein weitläuftiges Gebäude, welches die aufgehobene Ritterakademie inne gehabt hatte. Eine Menge Wollweber wurden aus Holland, Lüttich und Jülich verschrieben; neue aus der französischen Kolonie angelernt und zugezogen, und durch sie so viele und so gute Tücher verfertiget, daß schon 1716 die ganze Armee davon bekleidet werden konnte. Es erging daher eine Verordnung, daß das Kriegsheer künftig allein einländische Tücher tragen, gemeines Tuch und Boy zwar auch von andern Manufakturisten nehmen, feine Tücher, Kirsei und Etamine aber nur vom Lagerhause kaufen solle. Kraut zog bei alle dem anfänglich wenig Nuzzen von dieser Anstalt, weil mehr baares Geld erfoderlich war, als er anwenden konnte. Der König bewog deswegen 1717 die kurmärkische Landschaft, 100000 Thlr. zur Erhaltung des Werkes beizutragen; der Minister ließ eine gleiche Summe stehen. Beide theilten Gewinn und Verlust. Nach Krauts Tode übernahm der König die ganze Fabrik selber; und 1734

vermachte er den Vortheil davon dem großen Potsdammer Waisenhause, welches sich noch iezt dieser königlichen Schenkung erfreut. Durch solche nachdrükliche Unterstüzzungen kam das Lagerhaus so empor, daß die Tücher desselben wegen ihrer Feinheit und Güte selbst im Auslande, besonders in Rußland gesucht wurden, daß der General sich nicht schämen durfte, eine Uniform von ihnen zu tragen, und daß die Einfuhr aller fremden Tücher zum großen Nuzzen des Landes verboten werden konnte. Denn dieses Verbot war zugleich allen Wollarbeitern und Tuchhändlern vortheilhaft, und erhielt das Geld im Lande; und dies zu bewirken, nannte der König den lapis philosophorum erfinden, die wahre Goldmacherkunst. Von der Wichtigkeit des Lagerhauses kann man sich daraus eine Vorstellung machen, daß im Jahre 1738 an 4730 Arbeiter, die Weiber und Kinder ungerechnet, Beschäftigung und Unterhalt darin fanden, daß viele andre Handwerker und Tagelöhner davon lebten, und eine Menge geschikter Fabrikanten dadurch gebildet wurden. Diese Beispiele ermunterten den Fleiß, beförderten den Geldumlauf, und erregten einen heilsamen Wetteifer; denn reiche Unternehmer wurden gereizt, ähnliche, wenn gleich nicht so große Fabriken zu errichten.

Die Fürsorge, welche Friedrich Wilhelm für die Wollmanufakturen bewies, zeigte er für manche andre Fabrikate entweder gar nicht, oder nicht in dem Grade. Unter andern konnte er

baum-

baumwollne Zeuge nicht leiden. Er verbot deren Einbringung aus dem Auslande schlechterdings. Dieses hätte eine weise Maasregel genannt werden können, wenn er, wie bei den Produkten aus Wolle, ihre Verfertigung im Lande begünstigt und belebet hätte; aber er that nichts von der Art. Er wollte, jedermann sollte sich in Tuch kleiden; Kattune waren ihm ein Greuel. Eine Verordnung, die er 1721 hierüber erließ, erregte bei vielen Schrekken, bei den mehrsten Widerwillen, bei allen Verwunderung. Er bestimmte eine Frist von 8 Monaten, binnen welcher alle gedrukte und gemalte Kattune sowohl an Kleidungen als auch an Dekken und Beschlägen, wenn sie gleich noch so abgenuzt wären, weggeschaft werden sollten; wer nach dieser Zeit etwas davon an sich oder im Hause hätte, sollte 100 Thaler Strafe erlegen, und, wenn er sie nicht bezahlen könnte, öffentlich im Halseisen stehen. Dieser Befehl wurde mit Strenge ausgeübt, und von den Fiskalen eine Hausdurchsuchung nach der andern angestellt. Zum Ersaz der Kattune fing man an, gestreifte und gedrukte Zeuge von ganzen oder halben Linnen, Gingangs genannt, zu tragen. Aber auch diese wurden 1723 bei Strafe der Konfiskation verboten. Schien dem Könige schon der Gebrauch des Kattuns eine zu große Pracht, so konnte er von seidnen Zeugen gewiß nicht milder urtheilen. Er untersagte die Einfuhr derselben ebenfalls, verbot dem geringern Theile des Volks das Tragen davon gänzlich: war jedoch gegen Wohlhabendere hierin nachsichtiger,

sichtiger, als in Absicht der Baumwollenfabrikate. Er ermunterte schon seit 1716 den Seidenbau im Lande, beförderte die Zucht der Maulbeerbäume, und ließ eine gedrukte Anweisung zum Unterrichte öffentlich bekannt machen. Allein die Anpflanzung der Bäume und die Kultur der Seide hatte keinen großen Fortgang. Die Zusammenstellung dieser verwandten Gegenstände scheint hier nicht unzwekmäßig zu sein, um sie mit einem Blikke übersehen zu können.

Wir wenden uns nun zu den politischen Verhandlungen Friedrich Wilhelms, die ihn bald nach seiner Thronbesteigung beschäftigten.

Im Departement der auswärtigen Angelegenheiten behielt er sämmtliche Minister, die schon unter seinem Vater in diesem Fache angestellt waren, bei. Der Graf von Dohna, ehemaliger Oberhofmeister des Königs, und die Grafen Dänhof und Metternich gehörten hiezu. Aber der Herr von Ilgen betrieb die eigentlichen Geschäfte. Er war ein Mann, der alle Eigenschaften im höchsten Grade besaß, die sich zu einem solchen Posten schikken. Seine Geistestalente waren glänzend, seine Kenntnisse von den europäischen Staaten und Regierungen groß und bewunderungswürdig; er wußte seine Gefühle zu verbergen, seine Geheimnisse zu bewahren, seine Gesichtszüge zu beherrschen, und sich nach allen Umständen zu bequemen. Er vertraute sich keinem an, darum arbeitete er selbst,

und

und zwar viel, unermüdet und gern. Die Sprache hatte er im Reden und Schreiben in seiner Gewalt, und wenn es darauf ankam, sich zweideutig auszudrükken, so zeigte er sich auch in dieser Kunst als Meister. Denn damals wurde es an den Höfen für eine fast unentbehrliche Kunst gehalten, seine Worte auf Schrauben stellen zu können. Dabei behandelte Ilgen einen jeden, besonders fremde Gesandte und Minister mit einer zuvorkommenden Freundlichkeit, mit einer leutseligen Bescheidenheit, welche bezauberte und hinriß. Blos seine Geschiklichkeit hatte ihn in's Ministerium gebracht, und über seine Kollegen erhoben, und eben sie erhielt ihn unter 2 ganz verschieden denkenden Königen in seiner Würde bis an sein Ende.

Schon einige Monate nach Friedrichs I. Tode kam der Friede zu Utrecht, zwischen Frankreich, England, Holland, Savoien und Preußen zu Stande, nachdem die Unterhandlungen daselbst seit länger als einem Jahre bald eifriger, bald träger betrieben worden waren. Friedrich Wilhelm I. schloß den 11. April 1713 theils wegen des spanischen Erbfolgekrieges, theils aber vornämlich wegen der oranischen Erbschaftssache *) einen besondern Friedensvergleich mit Ludwig XIV. Der Hauptinhalt bestand in Folgendem: „Frankreich

*) Der Ursprung und die Beschaffenheit dieses Streites ist im 4ten Theile dieser Geschichte, neue Auflage S. 257—259 kürzlich auseinander gesezt worden.

reich und Spanien erkannten die Preuß. Königswürde an; beide erlaubten, daß Preußen ein Kontingent von 6000 Mann wegen seiner Verbindlichkeit gegen das deutsche Reich bei der kaiserl. Armee ließe, und nur die übrigen Hülfstruppen zurükzöge; Friedrich Wilhelm behielt das, was sein Vater vom Oberquartier Geldern in Besiz genommen hatte, nebst Kessel und Kriechenberg; und endlich sollte er für einen rechtmäßigen Fürsten von Neufchatel gehalten werden. Dagegen trat Preußen alle seine Rechte auf das Fürstenthum Orange, und alle seine Ansprüche auf die oranische Verlassenschaft in Burgund an Frankreich ab. Der Kaiser weigerte sich, zu Utrecht Friede zu schließen, und sezte den Krieg, doch mit unglüklichem Erfolge fort. Dies nöthigte ihn zu Rastadt härtere Bedingungen einzugehen, und den 6. März 1714 zu unterzeichnen. Hier wurde der preußische vorjährige Friedensschluß bestätiget, und die Ruhe im Süden und Westen Europen's hergestellt. Im Norden aber wüthete der Krieg fort, und riß auch Preußen mit hinein. Wir wollen zuvor den Ursprung und die Hauptmomente desselben kurz berühren, und dann dasjenige besonders ausheben, was die brandenburgischen Staaten angeht.

Karl XII. ein Knabe von 15 Jahren, hatte 1697 unter Vormundschaft seiner Großmutter den schwedischen Thron bestiegen. Nach 6 Monaten wurde diese weibliche Regierung den Wünschen Karl's, und dem Verlangen des Reichstages ge-

mäß

mäß aufgehoben, und er für volljährig erklärt. Die erste Zeit seiner Herrschaft verging ohne merkwürdige Thaten, und es schien, er sei mehr ungeduldig, als fähig zu regieren gewesen. Schweden hielt ihn für einen übereilten, nachläßigen Jüngling, von dem nicht viel Großes zu erwarten wäre. Die fremden Gesandten sahen in ihm noch ein Kind, das nicht viel Verstand, desto mehr Eigensinn, und Flatterhaftigkeit besitze, ein wenig mit den Soldaten spiele, und den Vergnügungen nachgehe. So schilderten sie ihn an ihren Höfen ab. Eine solche Meinung von Karl'n gab Veranlassung zu einem großen Entwurfe, den man leicht auszuführen meinte, aber nur zu bald für gar schwer erkannte. Drei mächtige Monarchen gedachten sich Karl's Jugend und Unbedachtsamkeit zu Nuzze zu machen; sie vereinigten sich, ihn zu verderben.

Der erste war Friedrich IV., König von Dännemark, der 1699 das Reich von seinem Vater erbte, und alles, was bereits von diesem gegen Schweden verabredet war, freudig übernahm. Das Feuer der Jugend, welches ihn den 28 jährigen Fürsten belebte, einige Talente, die er zum Kriegführen besaß, und die Hofnung, dem Herzoge von Holstein, dem Schwager Karl's XII. seine Gerechtsame auf Schleswig zu entreißen, trieben ihn an, dem Bündnisse gegen Schweden beizutreten.

Der zweite Verbündete war Friedrich August I. Kurfürst von Sachsen, und seit 1697 unter dem Namen August II. König von Polen, ein Prinz, der dem vorigen an Alter beinahe gleich kam, an Bildung des Geistes, an Freiheit der Sitten, an Milde des Herzens alle seine Nachbarn und Bundsgenossen übertraf, an Kraft, Thätigkeit und festem Karakter aber weit hinter ihnen zurükblieb. Die Begierde, Liefland von Schweden zu trennen, mit Polen wieder zu verbinden, und dadurch seinen Königsthron zu bevestigen, bewog ihn, sich in einen Krieg einzulassen, wozu es ihm an Macht und an Talenten fehlte.

Der dritte Theilnehmer war der Czaar von Moskau, Peter I. seit 1688 einziger Beherrscher Rußlands, der ein barbarisches Volk zu Staatsbürgern bildete, aber selbst ein Barbar blieb, der nach Friedrich des Großen Urtheil mehr den Namen eines außerordentlichen, als eines wahrhaft großen Mannes verdiente, und die Grausamkeiten eines Tirannen mit der Außenseite eines Gesezgebers bedekte. Er berief auswärtige Krieger, und ward Tambour unter ihnen, um von unten auf durch alle Grade zu steigen. Er durchreisete seit 1697 einen Theil Deutschlands, Hollands und Englands, um Handwerke und Künste zu erlernen, und in sein rohes Vaterland zu verpflanzen; in Holland ward er Zimmermann, und bauete Schiffe, in England arbeitete er in den Schmieden, und verfertigte mit eigner Hand Stangeneisen;

überall

überall besahe er die Werkstäten, Fabriken und sonstige Merkwürdigkeiten. Nach einer 2 jährigen Reise kehrte er nach Moskau zurük, um den Krieg gegen Schweden mit Nachdruk zu führen, da er schon 1696 die Türken gedemüthigt, die wichtige Festung Asow erworben, und die erste russische Flotte errichtet hatte. Weil er nun am schwarzen Meere triumphirte, so wünschte er auch an der Ostsee zu herrschen, einen Hafen daran zu gewinnen, und Ingermanland, das ehemals zu Rußland gehört hatte, wieder von Schweden zu erobern. Diese Gründe bestimmten ihn zur Feindseligkeit gegen Karl'n.

Alle 3 Fürsten schlossen 1699 ein Trutzbündniß gegen Schweden, und versprachen sich einander, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Friedrich Schleswig ganz an sein Haus gebracht, August Liefland weggenommen, und Peter Ingermanland nebst Karelien erobert hätte. Sie handelten offenbar ungerecht, und fingen ganz muthwillig einen Krieg an, wozu sie Niemand, als nur ihr Eigennuz gereizt hatte. Der König von Dännemark rükte zuerst in's Feld, kehrte aber auch zuerst und ohne Ruhm vom Kampfplazze zurük. Er grif den Herzog von Holstein-Gottorp an, woraus er und die beiden andern Bundesgenossen schlossen, daß Karl XII., der Bruder der Herzogin, an dem Streite, wie sie wünschten, Theil nehmen würde, welches auch alsbald geschahe. Holstein war 1459 mit der Krone von

Dän-

Dännemark vereinigt worden. König Friedrich I. stiftete durch seine 2 Söhne Christian III. und Adolph, zwei neue Hauptlinien, die königliche, welche die Krone behauptete, und eine kleine Nebenlinie bildete, und die Gottorpische, welche von dem schleswigschen Schlosse Gottorp den Namen führte, und Holstein zum Antheil hatte. Das Herzogthum Schleswig ward unter diese beiden Linien getheilt, doch so, daß beide Theile über gewisse Angelegenheiten gemeinschaftlich verfügen sollten. Dieser Umstand erzeugte fast unaufhörliche Zwistigkeiten unter beiden Häusern, indem Dännemark die ganze Oberherrschaft über Schleswig allein an sich reißen, Hollstein aber seine Gerechtsame nicht aufgeben wollte. So fiel Friedrich IV. aus nichtigen Ursachen auch jetzt über Holstein her, schikte zu Ende 1699 einige Truppen vorläufig, und im März 1700 noch 16000 Mann in das Gebiet des Herzogs. Karl XII. nahm sich seines Schwagers an, und stürzte sich in das Kriegsgetümmel, aus welchem ihn nur der Tod entführen sollte. Am 8. Mai 1700 verließ er seine Hauptstadt Stokholm, und sahe sie nie wieder. Er zog den Degen, und stekte ihn nicht mehr ein. Im 18ten Jahre des Lebens fing er Krieg an, und 18 Jahre führte er ihn; die 9 ersten mit einem Glükke, das seine kühnsten Hofnungen überstieg, die 9 lezten mit einem Unglükke, das seine unermüdetsten Anstrengungen nicht mehr verbessern konnten. So wie er zu den Waffen griff, veränderte sich sein ganzes Wesen, oder entwikkelte sich vielmehr sein

Talent,

Talent, welches bisher in ihm geschlummert hatte. Seine Unthätigkeit verwandelte sich in die strengste Arbeitsamkeit, sein Hang zum Vergnügen in den heftigsten Haß dagegen, seine Zerstreuung in das Aufsuchen der Gefahren und in die Verachtung aller Widerwärtigkeiten. Er hatte viele gute Eigenschaften, er war uneigennüzzig, grosmüthig, gerecht, herablassend gegen Niedere, treu gegen seine Freunde, und ehrlich gegen alle. Aber ihm fehlte das, was diese schönen Anlagen erst zur Vollkommenheit erheben, und ihn zum guten König machen konnte: Die Mäßigung und die Lebensweisheit. Er übertrieb alles, und überlegte nie, zu was dies alles? So verschwendete er seine Thatkraft, stürzte Schweden in's Unglük, und durchirrte kämpfend halb Europa, wie ein Abentheurer ohne Zwek und Ziel. Karl kann zwar unser Erstaunen erregen, aber nie unsre Hochachtung erzwingen. Er war ein unversöhnlicher Feind, den nichts als die gänzliche Sättigung seiner grimmigen Rache befriedigen konnte; den Gegner zur rechten Zeit zu schonen, und sich im Glükke zu mäßigen, schien ihm eine Schwachheit, und eben dadurch zeigte er, daß er selber die größte Schwachheit an sich hätte. Er war unbiegsam bis zum Eigensinn *), tapfer bis zur Verwegenheit, freigebig bis zur Verschwendung, strenge bis zur Grausamkeit,

*) Die Türken nannten ihn Demirbasch, das heißt, den eisernen Kopf.

keit, mehr ein kühner Soldat, als ein verständiger Held. Den Krieg gegen Dännemark endigte er in 6 Wochen; er landete in Seeland, umrauscht von feindlichen Kugeln, erstürmte die dänischen Verschanzungen, unterwarf sich das ganze platte Land, und bedrohte Kopenhagen, welches sich nur dadurch rettete, daß Friedrich IV. eben so schnell Frieden schloß, als er ihn gebrochen hatte. Der Herzog von Holstein wurde in alle seine Rechte wieder eingesezt, durch 260000 Thaler für seine Unfälle entschädigt, und Dännemark entsagte feierlich allen Verbindungen gegen Schweden, freilich mit der geheimen Sehnsucht, bei erster Gelegenheit sie wieder anzuknüpfen.

Unterdessen hatte der König von Polen den Krieg in Liefland, und der Czaar in Ingermanland und Esthland eröffnet. Karl XII. schiffte sogleich seine siegreichen Truppen ein, landete glüklich in Liefland, und da ihm sein ganzes 18000 Mann starkes Kriegsheer nicht schnell genug folgen konnte, eilte er mit einem Theile desselben voraus, um sich auf die Russen zu stürzen, welche Narva belagerten. Mit 8000 Mann schlug er hier 80000 Moskowiter. Nach diesem erstaunenswürdigen Siege, der die Russen auf eine Zeitlang außer Thätigkeit sezte, wendete sich Karl gegen Polen. In mehrern Gefechten überwand er Augusts Kriegsschaaren und eroberte Warschau. Nicht zufrieden, seinen Feind besieget zu haben, wollte er ihn auf der empfindlichsten Seite verwunden, wollte ihm Krone und Scepter rauben. Und er

sezte es durch. Nach Karl's Willen wurde August II. der Krone Polens für verlustig erklärt, und der junge liebenswürdige Woiwode von Posen Stanislaus Leszinski zum Könige gewählt. Um dieser Wahl Respekt zu verschaffen, drang Karl bis in's Innre von Sachsen, und ertrozte 1706 den Frieden von Altranstädt, durch welchen August seiner Königswürde entsagte, und alles, was der unbewegliche Karl verlangte, unterschrieb. Sogar der Demüthigung mußte er sich unterwerfen, ein förmliches Glükwünschungsschreiben an den neuen König von Polen abzusendeu. Hier hätte Karl, der die Grenzen der Mäßigung und der Weisheit ohnedem schon weit überschritten hatte, stille stehen, sich mit dem Czaar, der dazu geneigt war, versöhnen, und seine übrige Zeit und Kräfte dem Wohle seines Volks weihen sollen. Aber sein Glük berauschte und sein Starrsinn verhärtete ihn. Er wollte auch seinen dritten Feind ganz niedertreten, in Moskau eben das Schauspiel geben, was Warschau gesehen hatte, Petern vom Throne stürzen, und einen neuen Kaiser machen, wie er eine Königskrone verschenkt hatte. Im Herbste 1707 brach er mit 40000 Kriegern aus Sachsen auf, und ging den Russen in Litthauen entgegen. Diese verließen Grodno bei seiner Annäherung; er jagte sie vor sich her, schlug sie mehrmals, sezte über den Dnieper, unterhandelte mit Mazeppa, einem Oberhaupte der Kosaken, und wollte von ihm unterstüzt durch die Wildnisse der Ukräne nach Moskau gehen. Denn nur in Moskau,

kau, so antwortete er auf alle Friedensvorschläge des Czaars, will ich mich mit ihm vergleichen. Karl hätte von Smolensko am Dnieper auf der Heerstraße nach Moskau ziehen können; der gerade Weg von hier betrug schon 75 deutsche Meilen, und doch machte er zu Aller Erstaunen einen ungeheuern Umweg durch die Ukräne, wozu ihn freilich die Versprechungen des Mazeppa verleiteten. Aber hier fand Karl das Ende seiner Siege. Das Glük verließ ihn bei Pultawa, und lächelte ihm nie wieder. Am 8. Juli 1709 kam es hier zu jener allgemein bekannten Schlacht, in welcher die Schweden die schreklichste Niederlage erlitten. Karl wurde schwer am Fuße verwundet, seine ganze Armee zersprengt, eine große Menge getödtet, eine noch größere gefangen; und der Sieger von Narwa, der Verschenker von Königreichen sahe sich gezwungen, bei den Türken eine Zuflucht zu suchen. So war ein Heer, welches 9 Jahre hindurch so vielen Ländern Gesezze gab, jezt durch die Folgen einer einzigen unglüklichen Stunde vernichtet, und der König, vor dem Europa sich beugte, irrte 5 Tage lang mit wenigen Getreuen in den öden Steppen zwischen dem Dnieper und dem Bog, ohne Lebensmittel, ohne ein bequemes Lager für die Nacht, ohne einen Menschen zum Wegweiser, ohne Sicherheit für sein Leben zu finden. Endlich gelangte er an den Bog, wo er nach langen Verzögerungen von Seiten des türkischen Pascha zu Oczakow die Erlaubniß zur Ueberfahrt, und die nöthigen Schiffe dazu erhielt; aber ehe er noch alle seine Leute übersezzen konnte, rük-

ten

ten die Russen heran, und erwischten noch einige hundert Schweden von seinem kleinen Haufen. Erst zu Bender gewährte ihm die türkische Gastfreundschaft einen ruhigen und sichern Aufenthalt.

Die Niederlage Karl's bei Pultawa war die Losung für seine alten Feinde, den Krieg zu erneuern, und lebhafter als je fortzusezzen. Die 3 nordischen Mächte, Dännemark, Polen und Rußland knüpften das aufgelöste Bündniß wieder an. August erklärte den Frieden von Altranstädt für ungültig, verjagte den König Stanislaus, und schwang sich von neuen auf den polnischen Thron. Friedrich IV. fiel in Schweden ein, brach aber keine Lorbern, sondern wurde zum Rükzuge gezwungen. Am glüklichsten knüpfte Peter I. Das Jahr 1710 war eine Reihe von Siegen für ihn; Riga, Wiborg, Pernau, Reval und andre bedeutende Oerter kamen in seine Gewalt; und ein Volk, das vor wenigen Jahren dem übrigen Europa nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt war, herrschte jezt in den Häfen der Ostsee, und trug bald seine siegreichen Waffen bis nach Deutschland.

Zwei Jahre hindurch blieb der nordische Krieg noch vom deutschen Reiche entfernt, und dies war eine Folge von den Bemühungen derjenigen Mächte, welche in den Spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich verwikkelt waren. Sie besorgten, daß, wenn der Norden von Deutschland der Schauplaz des Krieges würde, viele deutsche Fürsten ihre

Hülfstruppen von der alliirten Armee zur Beschüzzung ihrer eignen Länder abrufen würden; besonders aber fürchteten sie, Karl, den man für Franzöſisch gesinnt hielt, möchte sich mit Frankreich gegen Deutschland vereinigen. Aus dieser doppelten Ursache suchten sie eine Neutralität für die deutschen Provinzen der im nordischen Kriege begriffenen Fürsten zu Stande zu bringen, welches sie auch bewirkten. Denn am 31 März 1710 schlossen der Kaiser, England und Holland das so genannte Haager Koncert, worin sie darüber zu wachen versprachen, daß Deutschland auf keine Weise von dem nordischen Kriege beunruhigt würde. Die deutschen Länder Schwedens, Bremen, Verden und Pommern; sodann die dänischen Herzogthümer Schleswig und Jütland; und endlich Holstein und Sachsen sollten keine Feindseligkeiten gegen einander ausüben, auch keine Truppen zu Bekriegung ihrer Feinde hergeben. Die kriegführenden Mächte, Dännemark, Polen und Rußland, und von Seiten Schwedens der Reichsrath willigten in diese Neutralität. Damit die Parteilosigkeit von und gegen Deutschland auch wirklich beobachtet würde, so verabredeten die deutschen Stände, Mainz, Pfalz, Brandenburg, Hannover, Hessen = Kassel, Braunschweig, Meklenburg und Münster mit dem Kaiser, mit England und Holland unter'm 24. August, daß von ihnen ein gemeinschaftliches Heer von 15000 bis 16000 Mann errichtet, und durch selbiges jeder Angrif des Reichs abgewehrt werden sollte. Preußen,

dem

dem sehr an der Entfernung des Krieges von seinen Grenzen gelegen war, versprach 3 Bataillons Fußvolk, jedes 700 Mann stark, und 800 Reuter zu diesem Neutralitätskorps stoßen zu lassen.

Eine Zeitlang wurde zwar hierdurch die Ruhe behauptet; aber nicht auf immer. Eine Schwierigkeit entstand schon daraus, daß die versprochenen Truppen wegen des spanischen Krieges nicht gehörig gestellt wurden. Das größte Hinderniß jedoch rührte vom Könige Karl XII. selber her. Er protestirte von Bender aus zu wiederholtenmalen wider das ganze Neutralitätswesen; er könne und wolle es nicht leiden, daß sich jemand unterstünde, ihm Gesezze für seine Handlungen vorzuschreiben; er würde diejenigen als seine Feinde behandeln, die ihn verhindern wollten, seine Feinde, es sei auch, wo es sei, anzugreifen, und den Krieg zu führen, wie es ihm beliebe. Dieser Troz entstand aus seinem unbiegsamen Karakter, und aus dem Verdrusse, daß seine in Pommern stehenden Kriegsvölker nach dem Jnhalte der verabredeten Neutralität unthätig bleiben sollten. Unter diesen Umständen verminderte sich allmählig die Achtung gegen diese Parteilosigkeit, und die Beendigung des Türkenkrieges, welche den Russen und Polen freie Hände ließ, stürzte sie völlig. August II. und Peter I. behaupteten nun, daß Karl XII. durch seinen Widerspruch die Neutralität zuerst gebrochen habe, und ohne weitre Schonung fielen sie 1711 in Schwedisch-Pommern ein, welchem Beispiele Dännemark bald

folgte. Zehntausend Sachsen und 25000 Russen und Polen rükten von Landsberg an der Warte heran, und wollten bei Schwedt über die Oder gehen. Da aber der König von Preußen Einwendungen dagegen machte, so sezten sie 2 Meilen davon bei Güstebiese und Göriz, wo die Oder schmal und seichte ist, über den Fluß. Den Uebergang mit Gewalt zu verhindern, fand Preußen weder thunlich noch rathsam, und dies desto mehr, da Karl XII. die Parteilosigkeit durchaus nicht genehmigen wollte.

Anfänglich richteten die Nordischen Alliirten gegen die deutschen Provinzen von Schweden nicht viel aus. Aber in den folgenden Jahren waren sie desto glüklicher. Die Dänen nahmen 1712 das schwedische Herzogthum Bremen in Besiz; und das Fürstenthum Verden wurde vor ihrer Gewalt nur dadurch gerettet, daß es mit Schwedens Bewilligung die Hannoveraner unter dem Vorwande besezten, ihre Grenzen gegen die im Bremischen sich zeigende Pest zu sichern, im Grunde aber, es gegen Dännemark zu schüzzen. Der grösste Unfall für Schweden war die Gefangenschaft, in welche ihr General Steenbok mit einer ganzen Armee gerieth. Er hatte sich seit Ende des Januars 1713 in der Landschaft Eiderstädt, in dem westlichen Winkel von Schleswig zwischen der Eider und der Nordsee, unvorsichtiger Weise einschließen lassen, und mußte sich den 16. Mai ergeben. Der Ueberrest seines Heeres, der sich in die holsteinische Festung

stung. Tönningen geworfen hatte, konnte einem ähnlichen Schiksale, — obwohl erst im folgenden Jahre und unter freiem Abzuge, — nicht entgehen. Die Aufnahme der Schweden in Tönningen zog dem Herzogthume Holstein viele Nachtheile zu. Bisher war es zwar gedrükt, aber noch nicht feindlich behandelt worden. Vielmehr hatte ihm Dännemark die Neutralität zugestanden, wenn es die Schweden auf keine Art unterstüzte, und in nichts begünstigte. Diese Bedingung erfüllte der Bischof von Lübek, Christian August, Vormund seines Neffen, des 13 jährigen Herzogs *) Karl Friedrich, nicht in ihrem ganzen Umfange. Er erlaubte dem Generale Steenbok heimlich, Truppen nach Tönningen zu verlegen; und öffentlich leugnete er es ab. Die Dänen aber ließen sich hierdurch nicht täuschen; sie erbeuteten Papiere, aus denen das Einverständniß des Administrators mit den Schweden ersichtlich war. Sie betrachteten dies Be-

*) Der Herzog von Holstein Friedrich, Schwager Karl's XII. wurde den 19. Juli 1702 in der Schlacht bei Kliszow zwischen Warschau und Krakau erschossen. Sein Sohn Karl Friedrich hatte damals noch nicht das 2te Jahr zurük gelegt. Daher übernahm sein Onkel Christian August die Vormundschaft über ihn und das Land unter dem Titel eines Administrators. Dieser junge Herzog Karl Friedrich heirathete in der Folge Peter's I. Tochter Anna, und ward der Vater des bekannten russischen Kaisers Peter des Dritten.

Betragen als einen Bruch der Neutralität, und bemächtigten sich nun des Holsteinischen Landes.

Als endlich Karl XII. einsahe, daß er durch seine trozzige Verwerfung der Neutralität seine deutschen Provinzen den größten Gefahren ausgesezt habe, so wünschte er, daß eine parteilose Macht eine Vermittelung zwischen ihm und seinen Feinden stiften möchte. Der Herzog Administrator empfahl ihm hierzu den neuen König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., und entwarf ihm eine vortheilhafte Schilderung von dessen Gesinnungen. Karl war es zufrieden; er gab von Bender aus seinem Generale, dem Grafen Welling, gewesenen Statthalter des Herzogthums Bremen, den Auftrag, mit Preußen in Unterhandlung zu treten. Der Herzog Administrator betrieb die Sache mit dem größten Eifer; denn sein eigner Vortheil erforderte es, die Feinde aus Deutschland zu entfernen; nur dadurch schien die Befreiung des holsteinischen Gebiets von den Dänen möglich. Er schlug daher vor, gewisse feste Oerter in Pommern einer neutralen Macht so lange zu übergeben, bis die Angelegenheiten Schwedens eine andere Wendung bekommen hätten. Es wurden in dieser Absicht besondre Vergleiche zwischen dem herzoglichen Vormunde und dem schwedischen Bevollmächtigten Welling zu Hamburg am 10. Juni 1713, und am 22. Juni zwischen ihm und Preußen geschlossen, deren Hauptinhalt folgender war:

„Der

„Der König von Preußen und der Herzog von „Holstein sollten die schwedischen Festungen Wis„mar und Stettin, jeder mit 2 Bataillonen, „zum Schuzze gegen die Feinde besezzen. Weil „aber die Holsteinischen Truppen noch in Brabant „gegen die Franzosen stünden, so sollten in jeder „Festung 2 schwedische Bataillone zurük bleiben, „vor der Hand in Holsteinischen Eid und Pflicht „genommen, jedoch auf's späteste in 2 Monaten „von wirklichen Holsteinern abgelöset werden. „Beide Mächte wollten fernere Verabredungen „treffen, um das übrige Pommern gegen alle feind„liche Angriffe zu dekken. Die Besezzung der Fe„stungen sollte, heißt es in dem Preußischen Ver„gleiche, so lange dauern, bis der Nordische Krieg „geendigt wäre; nach dem andern Vertrage aber „nur so lange, bis Schweden seine Armee in „Deutschland wieder hergestellt hätte. Insbeson„dre versprach Preußen, die Dänen zu bewegen, „alle Feindseligkeiten gegen Holstein einzustellen, „die Belagerung von Tönningen aufzuheben, und „den Herzog in seine Rechte herzustellen; weigerte „sich Dännemark dessen, so wollte Preußen in Ver„bindung mit England ernstliche Anstalten zu Be„wirkung dieser Punkte treffen.“

Preußen wußte diesen Vergleich den nordischen Alliirten annehmlich zu machen, und schritt unge„säumt zu Ausführung desselben, fand aber uner„warteten Widerspruch. Als nämlich die preußischen Generale Schlippenbach und Arnheim, begleitet

Der König von Preußen ließ Stettin noch nicht beſezzen, weil er noch vorher wegen des Ruheſtandes von ganz Pommern Verabredungen treffen wollte. Dies geſchahe in einer Verſammlung, welche ruſſiſche, ſächſiſche, preußiſche und holſteiniſche Abgeordnete den 6. Oktob. zu Schwedt hielten. Hier wurde ein neuer Vergleich geſchloſſen, vermöge deſſen nicht nur Stettin, ſondern auch das übrige Vorpommern unter preußiſchem Schuzze ſtehen ſollte. Der König machte ſich verbindlich, 400000 Thaler zum Erſaz der Kriegskoſten an Polen und Rußland vorzuſchießen, welche Summe Schweden denn an Preußen zurükgeben ſollte. Hierdurch bekam der Berliner Hof einen Vorwand, Vorpommern ſo lange in Beſiz zu behalten, bis Schweden die vorgeſchoßnen Gelder erſezt hätte. Allein Schweden hatte von der ganzen Verabredung gar keine Wiſſenſchaft, und folglich hatte es auch in den Vergleich nicht eingewilligt. Daran kehrte man ſich jedoch nicht. Schon den folgenden Tag rükten 2 Bataillone Preuſſen, unter Anführung des Generals von Bork, in die Feſtung Stettin. Friedrich Wilhelm war über die Beendigung dieſer Sache, welche man die Sequeſtration nennt, ſo vergnügt, daß er dem ruſſiſchen Fürſten Menzikof, dem vornehmſten Beförderer des Werks, ein pommerſches Guth von 6000 Thaler jährlicher Einkünfte, und dem ruſſiſchen Geheimſchreiber Wiſilowski einen Ring von 6000 Thalern an Werth ſchenkte. Auch Boßewiz wurde reichlich bedacht. In einer gedrukten Rechnung

nung von den Unkosten wegen Vorpommern *), steht ausdrüklich, daß der König an Juwelen als Gratifikationen nach Schwedt 25000 Thaler, sodann noch einen Brillant von 800 Thalern, und an einen gewissen Flertmann 1000 Dukaten baar geschikt habe.

Friedrich Wilhelm suchte seine eingegangenen Verbindlichkeiten nach Möglichkeit zu erfüllen. Er wandte alle Mittel, Vorstellungen, Bitten, Drohungen bei Dännemark an, um es zu bewegen, Holstein zu schonen, und Tönningen nicht weiter zu belagern. Er zog bei Lenzen ein Korps zusammen, um seinen Ernst zu zeigen. Aber Dännemark achtete dies alles nicht, weil es sich auf die Hülfe Rußlands verließ. Tönningen wurde den 7. Febr. 1714 eingenommen und Holstein behauptet.

Preußischer Seits gab man hierauf dem Könige Karl XII. von allem bisher Vorgefallnen und Verabredeten Nachricht, versicherte ihm, daß man sich in diese Sache blos darum eingelassen habe, um ihm Pommern zu erhalten, und versprach auf das feierlichste, ihm Stettin nach geschloßnem Frieden, und nach Erstattung der 400000 Thaler wieder einzuräumen. Karl antwortete hierauf unter'm

*) Die Rechnung befindet sich in dem Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen der Residenzstadt Berlin. 4ten Thls 1r Band. Seite 374.

unter'm 20 Mai 1714, daß er sich gar nicht für verbunden halte, dasjenige wieder zu bezahlen, was ohne sein Vorwissen versprochen, und ohne seine Einwilligung vorgeschossen worden sei; überhaupt möchte er von der ganzen Sequestrationssache nichts wissen. Friedrich Wilhelm glaubte nun, ein Recht zu haben, sich selbst Sicherheit zu verschaffen. Es wurde daher die preußische Besazzung in Stettin mit 1500 Mann vermehrt, weil man den holsteinischen Truppen als Schwedisch gesinnten, und der Bürgerschaft nicht traute. Der General von Bork bediente sich hiebei der List, daß er einen Theil der Besazzung täglich aus der Festung rükken ließ, um zu exerciren; bei der Rükkehr in die Stadt brachte er neue Soldaten mit, von denen er behauptete, daß sie zur Garnison gehörten, und nur auf einige Zeit beurlaubt gewesen wären. Dies sezte er so lange fort, bis die Preußen doppelt so stark, als die Holsteiner waren. Außerdem besezte Bork auch die Insel Wollin und Usedom nebst den Städten Anklam und Wolgast, weil sie mit in die Sequestrationslinie gehörten.

Plözlich erschien Karl XII., der über 5 Jahre in der Türkei zugebracht, und dort manches Abenteuer erlebt hatte, wieder in seinen Staaten; er kam nur mit einem einzigen treuen Diener, dem Obristlieutenant Düring, mit welchem er die Reise von den osmanischen Grenzen durch Ungern, Oestreich, Baiern, Schwaben, die Pfalz, Westphalen

phalen und Niedersachsen in 14 Tagen mehrentheils zu Pferde gemacht hatte, den 22. November 1714 in Stralsund an. Er ließ dem Könige von Preußen seine Ankunft unverzüglich melden, und durch seinen Gesandten zu Berlin eine Note überreichen, worin er mit harten Worten die Zurükgabe von Stettin verlangte, die Wiederbezahlung der 400000 Thaler durchaus verweigerte, und den König an diejenigen verwies, denen er sie vorgeschossen habe. Preußen that hierauf einige Vorschläge zum friedlichen Vergleich, die aber verworfen wurden. Karl that Gegenvorschläge, die Preußen auch nicht annahm, weil sie alle auf die Räumung Stettin's abzielten. Endlich kam der Landgraf von Hessen = Kassel, dessen Erbprinz Karl's Schwester geheirathet hatte, den 1. Febr. 1715 selbst nach Oranienburg zu Friedrich Wilhelm, und erbot sich, die 400000 Thaler terminweise zu bezahlen, wogegen die Preußen Stettin verlassen und den Hessen übergeben sollten. Dieses Anerbieten fand keinen Beifall. Der König wendete vor, daß Hessen als ein naher Verwandter von Karl'n, den Schweden den Durchzug nach Polen gestatten, und dadurch die nordischen Alliirten reizen könnte, den Krieg wieder nach Deutschland, und wohl gar nach Brandenburg zu ziehen. Andre Vorschläge von Seiten Frankreichs, Stettin dem Kaiser einzuräumen, brachten keine bessere Wirkung hervor. Preußen wollte sich zur Räumung verstehen, wenn hannöversche Truppen in Stettin eingelassen würden. Dies war den Schwe-

den zuwider. Es zerschlugen sich alle friedliche Unterhandlungen.

Karl XII. rüstete sich von neuem, er ließ frische Truppen aus Schweden kommen, um das, was er noch besaß, zu behaupten, und das, was ihm entrissen war, wieder zu erobern. Friedrich Wilhelm fing ebenfalls an, kriegerische Anstalten zu treffen; er befahl dem General Arnim, die Inseln Wollin und Usedom durch neue Verschanzungswerke so gut zu verwahren, daß sie den Schweden nicht in die Hände fallen könnten. Karl beschwerte sich über diese Maasregeln in Berlin, und erklärte im März 1715, daß er des Besitzes der Insel Usedom, an welche Preußen kein Besazzungsrecht habe, durchaus nicht länger entbehren wolle. Diese Drohung erfüllte er auch bald, er, der überhaupt nicht vergebens zu drohen pflegte. Er ließ in der Stille seine Flotte herbeikommen, und 3060 Mann landen, die sich der Insel Usedom und der Stadt Wolgast den 22. April ohne Mühe bemächtigten, und die schwache preußische Besazzung überwältigten. Auch die Insel Rügen entriß er den Sachsen wieder.

Friedrich Wilhelm war über dieses Verfahren der Schweden so aufgebracht, daß er den 26. April dem Gesandten Karl's andeutete, Berlin zu verlassen, und den 27. April seinem General Bork befahl, die holsteinischen Truppen in Stettin zu entwaffnen, die schwedische dasige Regie-

rung

rung zu entfernen, und die Stadt ganz unter preußische Gewalt zu bringen. Alles geschahe. Der holsteinische Administrator beschwerte sich zwar bitterlich über diese Eingriffe in seine Rechte; aber Preußen achtete darauf nicht, sondern ging nun seinen raschen Gang zum Kriege fort. Schon vor einigen Monaten hatte der König mit Dännemark, Polen und Rußland eine geheime Verbindung geschlossen, Vorpommern in Besiz zu nehmen, wenn Schweden zu keinem gütlichen Vergleiche die Hand bieten würde. Gegen Ende April's machte er ernstliche Vorkehrungen, diese Verbindung zur Wirklichkeit zu bringen, und als öffentlicher Feind gegen Schweden aufzutreten. Eine Armee von 36 Bataillonen und 40 Eskadronen rükte in's Feld, und bezog zu Anfange des Mai's zwischen Schwedt und Stettin ein Lager; die Artillerie wurde in Stand gesezt, auf den 5. Mai ein Buß- und Bettag im ganzen Lande des Krieges wegen verordnet, und von dem bevorstehenden Feldzuge der Reichsversammlung zu Regensburg eine förmliche Anzeige gemacht.

Es langte zwar noch ein außerordentlicher Gesandter von Paris, der Graf von Croißy, zu Potsdam an, welcher mit dem Könige und dem Minister Ilgen unterhandelte, um den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Aber Friedrich Wilhelm hatte schon zu fest Partei genommen, und Croißy richtete weiter nichts aus, als daß er die preußische Armee 2 Monate im Lager vor Stettin

tin aufhielt. Endlich den 28. Juni 1715 traten die Truppen den Marsch an, gingen in 3 Kolonnen, — wovon 4000 Sachsen den dritten Zug ausmachten, — über die Peene, und vereinigten sich mit den Dänen, den übrigen Sachsen und Polen den 12. Juli vor Stralsund. Die Eroberung dieser Festung war das Ziel ihrer vereinigten Bemühungen; aber in der That kein leicht zu erringendes. Schon durch ihre Lage an einer Meerenge, selbst ganz von Seewasser umgeben, und nur durch Brükken und Dämme mit dem festen Lande verbunden, sodann durch ihre kunstreichen Werke gehörte sie zu den stärksten Festungen; noch sicherer glaubte sie durch eine Besazzung von 9000 Mann, und durch die Gegenwart Karl's XII. zu sein, dieses Kriegers, dessen Muth eine ganze Armee aufzuwiegen schien. Einst hatte sie dem Trozze Wallensteins im 30 jährigen Kriege 6 Monate widerstanden, und war unbesiegt geblieben. Doch eine glükliche Vorbedeutung für Friedrich Wilhelm konnte es sein, daß sein Großvater, der große Kurfürst gleiches Namens, 1678 nach einer Bombardirung von nur 3 Tagen, wodurch 1800 Häuser einstürzten, freilich bei einer geringen Gegenwehr, Meister von Stralsund geworden war. Jezt wurde eine größere Anstrengung und eine längere Zeit dazu erfodert. An ersterer ließen es die Alliirten nicht fehlen. Ihr ganzes verbundenes Heer bestand aus 74 Bataillonen und 118 Eskadronen, wovon die Preußen die stärkste, und die Sachsen die schwächste Zahl ausmachten. Einige geben

die

die ganze Summe zu 36000 Mann an; sie ist aber gewiß größer gewesen. Denn daß die Preußen 36 Bataillone im Felde hatten, beweiset die schon vorher angeführte Rechnung von den Unkosten wegen Vorpommern, wo dies ausdrüklich angeführt wird. Rechnet man das Bataillon zu 600 Mann, so betragen 36 Bataillone 21600 Mann: die Kavallerie mit eingeschlossen, muß die preußische Armee allein 25000 Mann betragen haben. Die Dänen hatten 30 Bataillone; wäre jedes auch nur 500 Mann stark gewesen, so betrügen sie doch 15000 Mann. Hierzu kommen noch 8 Bataillone Sachsen und Polen. Nach dieser Rechnung muß das ganze Belagerungskorps weit über 40000 Mann betragen haben. Die beiden Könige von Dännemark und von Preußen waren selbst im Lager anwesend, und blieben bis zu Ende der Belagerung bei dem Heere. Unter ihnen führten der Fürst Leopold von Dessau, der sächsische Graf Wakkerbart, und der dänische General Scholten das Hauptkommando. Durch diese ansehnliche Kriegsmacht wurde Stralsund von der Landseite völlig eingeschlossen. Um aber eine förmliche Belagerung vornehmen zu können, mußte die Insel Rügen in die Hände der Alliirten kommen, die schwedische Flotte, welche der Festung Lebensmittel und frische Truppen zuführte, durch eine dänische vertrieben, und endlich der nöthige Vorrath von grobem Geschüz und gehöriger Munition herbeigeschaft werden. Auf alle diese Dinge richteten die Bundsgenossen ihre Aufmerksamkeit. Friedrich Wilhelm

hatte in Holland für 145000 Thaler Bomben und Kugeln, und für 125000 Thaler Pulver aufkaufen, nach Berlin und von da in's Lager bei Stettin schaffen lassen: dieses und das schwere Geschüz sollte nun zu Wasser über Stettin durch die Oder und das frische Haf nach Wolgast und Anklam gefahren, und dann zu Lande vor Stralsund hin transportirt werden. Aber die Schweden hatten Usedom und Wolgast in Besiz, und ihre Kaper kreuzten auf dem frischen Haf. Dieser Weg mußte geöffnet werden. In dieser Absicht erhielt der preußische General Arnim Befehl, die Insel Usedom nebst den umliegenden Orten einzunehmen. Mit 2000 Infanteristen und 200 Dragonern führte er dies den 1. August glüklich aus. Wollin, Wolgast und Usedom wurden erobert. Noch war an der westlichen Nordspizze von Usedom ein fester Posten vorhanden, welcher die Aus = und Einfahrt der Peene beherrscht, und die Peenamünder Schanze heißt. Dahin retteten sich die wenigen Schweden, die sich hier befanden, ungefähr 250 Mann. Der Ort war so fest, daß ihn die Preußen förmlich belagern, und wie eine Festung beschießen mußten. Doch da sie hierdurch nichts ausrichteten, so beschlossen sie, den 22. Aug. früh in der Dämmerung Sturm zu laufen. Die Belagerten verhielten sich still, bis die Belagerer an den Rand des Grabens kamen, nun erst gaben sie Feuer, und tödteten viele: doch als der Graben angefüllt, und eine Oeffnung in die Schanze geschossen war, so drangen die Preußen ein. Die Schweden verließen die

Werke,

Werke, stellten sich in ein Vierek und suchten nichts weiter, als einen ehrenvollen Tod, den sie auch grösstentheils fanden. Ueber eine Stunde schlugen sie sich wie Löwen, bis nur noch ein Officier mit 100 Mann übrig waren, die um ihr Leben baten und Kriegsgefangene wurden. In der Tasche des getödteten Befehlshabers fand man ein Handschreiben Karl's, welches den ungewöhnlichen Widerstand der Schweden erklärte, und also lautete: „Gebet kein Feuer, als bis die Feinde am „Rande des Grabens sein werden; wehret euch bis „auf den lezten Blutstropfen, ich überlasse euch „eurem guten Glükke." – Die Preussen hatten 153 Todte und 453 Verwundete, ein Beweis, daß die Schweden dem Gebote ihres Königs treu nachgekommen waren. Nun fand die Zufuhr der Kriegsbedürfnisse, und die Herannäherung der dänischen Flotte kein Hinderniß mehr. Es langten bald 39 schwere Kanonen, und 43 Feuermörser von preußischer, und einige andre von dänischer Seite an.

Die Alliirten fanden groſse Hindernisse zu übersteigen, ehe sie nur bis zur wirklichen Belagerung kommen konnten. Sie arbeiteten an den Umfangslinien und Laufgraben, wobei sie durch beständige Ausfälle der Schweden gestört wurden, zwar eifrig, aber doch schritten sie nur langsam vorwärts. Nicht eher als den 19. Oktober wurden die Laufgraben eröffnet. Es gab bloß einen einzigen Weg vom Lande nach Stralsund; dieser bestand in einem schmalen Damme, welcher durch eine besondre Cita-

delle und andre Werke gedekt war, und für unüberſteiglich gehalten wurde. Drei ſchwediſche Regimenter beſchüzten dieſe Zugänge zur Stadt, und ihr Vertrauen auf dieſe Verſchanzungen war ſo groß, daß ſie nicht einmal das Stadtthor, welches hieher führte, verſchloſſen. Die Bundesgenoſſen nahmen ſich vor, in der Nacht vom 4. zum 5. November die gemeldeten feſten Poſten zu erſtürmen, um ſich den Weg nach Stralſund frei zu machen. Der ſächſiſche Feldmarſchall Wakkerbart ſollte dies Unternehmen leiten, wozu ihm 6600 Füſelire und 1500 Reuter, faſt alles Sachſen, überlaſſen wurden. Die Preußen unterſtüzten ihn durch ihr Artilleriefeuer. Die Dänen machten einen falſchen Angriff. Ohne den Rath eines Preußen, des königlichen Flügel-Adjutanten Köppen, würde vielleicht das ganze Vorhaben mißlungen ſein. Man hielt die See hieſelbſt für mehr als mannstief. Aber Köppen, welcher ſeine Jugend in Stralſund zugebracht, und in der Bucht öfters gebadet hatte, wußte, daß die Tiefe an gewiſſen Stellen nicht über 3 Fuß beträge. Er verſprach daher, eine Abtheilung Truppen durch dieſe Stellen zu führen, und ſie hinter die Verſchanzungen zu bringen. Sein Vorſchlag wurde angenommen. Um Mitternacht wadete Köppen mit 1800 Mann bis an den halben Leib durch's Waſſer, und kam den Schweden in den Rükken. Auf ein verabredetes Zeichen grif Wakkerbart zugleich von vorn an. Die umringten Schweden konnten nicht lange widerſtehen. Ein Theil von ihnen flohe in die Stadt; der Köppenſche

Hin-

Hinterhalt verfolgte sie, und hätte Stralsund durch das offne Thor beinahe überrumpelt; 2 Officiere und 4 Gemeine waren schon über die Zugbrükke, als die Schweden sie noch zu rechter Zeit aufzogen; jene 6 Sachsen wurden ergriffen, und die Stadt für jezt noch gerettet. So wurden die Verschanzungen, welche den Zugang zu Stralsund bewahrten, und auf welche die Schweden so viel gerechnet hatten, in einer Nacht erstiegen, 400 Gefangene gemacht, das Lager von 3 Regimentern erbeutet, und 25 Kanonen erobert, die man nun gegen die Stadt richtete. Köppen erhielt zur Belohnung das Patent eines Obersten.

Die Eroberung der Insel Rügen war das nächste Unternehmen, welches 10 Tage nachher versucht und vollendet wurde. Dem Fürsten Leopold von Dessau gebührt der Ruhm, es durch seine Vorsichtigkeit eben so sehr, als durch seinen Muth vollbracht zu haben. Er gebrauchte hierzu nach einem officiellen Aufsazze, den der Oberste von Wutgenau auf seinen Befehl verfaßte, 35 Eskadrone, jede von 120 Mann, und 24 Bataillone, jede von 600 Mann; also zusammen 18600 Leute. Diese wurden bei Ludwigsburg eingeschifft, und den 15. Nov. bei dem Dorfe Groß-Stresow auf Rügen gelandet. Um halb 10 Uhr Abends bei'm Aufgange des Mondes waren auch die Lezten ausgeschifft. Der Fürst von Dessau ließ sogleich um das Dorf herum Schanzen aufwerfen, spanische Reuter sezzen, und solche Anstalten zur

Sicher-

Sicherheit treffen, als wenn er von einer stärkern Armee angegriffen zu werden fürchtete. Allen übrigen Generalen kam diese Vorsicht unnüz und überflüssig vor, weil nur 7000 Schweden die Insel besezt hielten, der König Karl in Stralsund war, und keiner einen nächtlichen Ueberfall besorgte. Aber der Fürst bestand auf seiner Anordnung, die um Mitternacht zu Stande gebracht war, und der Erfolg rechtfertigte seine Maasregeln bald. Denn kaum hatte Karl XII. von der preußisch-dänischen Landung Nachricht bekommen, als er sich mit einigen seiner vertrautesten Officiere in einen Fischerkahn sezte, und nach Rügen fuhr. Er kam schon Abends um 9 Uhr an. Er zog in der Eil 1000 Infanteristen und an 2500 Reuter, die sich bei einem Hafen mehrere Stunden von dem Landungsorte der Feinde entfernt befanden, zusammen. Er marschirte mit ihnen die Nacht hindurch in aller Stille gegen die Alliirten, und glaubte sie in Unordnung zu überraschen. Wie erstaunte er, als er bei seiner Ankunft Morgens 4 Uhr die Verschanzungen bemerkte! „Ist es möglich, rief er aus, das hätte ich mir nicht eingebildet. Doch, frisch heran; die spanischen Reuter ausgerissen!“ Ein Theil derselben wurde wirklich aus dem Wege geräumt, mit ihnen, mit dem einstürzenden Erdreich und mit Baumästen der Graben gefüllt, und ein hizziger Angriff auf die Dänen und Preußen gethan. Einige dänische Bataillone wichen schon zurük; aber die Uebermacht der Alliirten war zu groß; was konnten 3500 Schweden gegen 18000

wohl-

wohlgeübte Feinde ausrichten? Nach einem Gefecht von einer Stunde mußte Karl fliehen, nachdem seine liebsten Officiere, und unter ihnen der Gefährte seiner Rückreise aus der Türkei, Düring, getödtet, ihm selber ein Pferd erschossen, und seine linke Seite von einem Streifschusse gequetscht worden war. Ein Dänischer Lieutenant hätte ihn beinahe gefangen genommen; schon ergriff er ihn bei'm Arme, und foderte seinen Degen. Aber Karl zog eine Pistole, die er im Gürtel hatte, hervor, zerschmetterte dem Dänen den Kopf und bestieg sein Pferd. Karl befahl hierauf seinen Soldaten, sich so gut zu helfen, als sie könnten, eilte an's Ufer, und fuhr in einem Boote nach Stralsund zurük. Die Schweden retteten sich in eine Schanze, die alte Fähre genannt, wo sie sich nach 2 Tagen zu Kriegsgefangenen ergeben mußten. Von den übrigen Truppen, die auf der Insel zerstreut waren, flüchteten viele nach Stralsund; viele, man giebt ihre Zahl auf 1500 an, gingen freiwillig als Ausreißer zu den Preußen über; die andern wurden ebenfalls gefangen. Von allen 7000 Schweden sollen nicht viel über 2000 nach Stralsund gekommen sein. Die kleine Insel Rügen nicht weit vom Ausflusse der Peene fiel den 24. Nov. ebenfalls den Dänen in die Hände. Kein schwedisches Schiff durfte sich von jetzt weiter in den dasigen Gewässern sehen lassen, wo Russische und Dänische Fahrzeuge frei herum schwärmten, und alle Zufuhr nach Stralsund verhinderten.

Nunmehr wurde die Belagerung, ungeachtet der einfallenden Kälte und üblen Witterung, mit dem hizzigsten Eifer betrieben, vom 3 December an so gar das schrekliche Mittel gebraucht, die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen, den 5ten die Kontrescarpe, und den 7. das Hornwerk mit Sturm erobert, wobei sich die Sachsen sehr hervorthaten. Da die Alliirten auf diese Art Meister von den Außenwerken waren, bald darauf Oefnungen in die Hauptmauer schossen, und alles zum Sturme der Stadt in Bereitschaft sezten: so sahe Karl ein, daß seine Gegenwehr nichts mehr ausrichten könne. Er that nun Vorschläge zum allgemeinen Frieden, erbot sich, August den Zweiten für einen rechtmäßigen König von Polen zu erkennen; wollte die Dänen zufrieden stellen, und die Preußische Sequestration gelten lassen. Dafür sollte man ihm auf 5 Wochen einen Waffenstillstand bewilligen, um den Frieden abzuschließen. Die Abgeordneten, welche diese Wünsche Karl's überbrachten, bekamen zur Antwort, daß man sie nicht wieder aus der Stadt lassen würde, wenn sie keine andern Bedingungen vorzutragen hätten. Karl, der Stralsund ungern missen wollte, bot den Belagerern gar ein Aequivalent dafür an. Aber auch dies verwarf man. Karl schien zwar noch entschlossen, einen Hauptsturm auszuhalten. Doch alle seine Generale und viele der angesehensten Bürger beschworen ihn, auf seine Rettung zu denken, weil er sonst unfehlbar gefangen würde. Er sahe die Nothwendigkeit ein, und rüstete sich zum

Ab-

Abzuge, der eben so gefährlich war, als die Lage der Stadt selber. Es gab in dem Hafen von Stralsund nur eine einzige kleine Fregatte, auf welche er sich blos mit 10 Personen Nachts den 20. December begab, um mitten durch ein Meer zu fahren, welches mit feindlichen Schiffen bedeckt war. Man hielt sich erst lange auf, das Eis des zugefrornen Hafens zu zerschlagen, um dem Fahrzeuge einen freien Lauf zu verschaffen. Die feindliche Flotte hatte Befehl, ihn nicht heraus zu lassen, weil man seine Flucht leicht muthmaßen konnte. Doch ihr stand der Wind entgegen, daß sie sich der Schwedischen Barke nicht nähern konnte. Eine grösere Gefahr schrekte Karl'n, als er an der Rügischen Küste vorbei segelte. Die Dänen schossen mit 12 Kanonen von einer Batterie auf ihn, tödteten 2 Mann an seiner Seite, und zersplitterten den Mastbaum. Indeß sein Schuzgeist wachte noch über ihn; er entging den Kanonenkugeln glüklich, und gelangte auf der ofnen See an 2 Schwedische Schiffe, die hier kreuzten, und wovon ihn eins aufnahm. Dies brachte ihn wohlbehalten zu Ystädt in Schonen an's Land, von welchem Orte er nach Karlskrona abging, freilich in einem andern Zustande, als er vor 15 Jahren von da nach Liefland abgesegelt war, um Polen zu erschüttern, und den Czaar zu schrekken.

Vor seiner Abreise hatte Karl dem Kommandanten Dukker die Erlaubniß zur Kapitulation ertheilt, welche den 22. December zu Stande kam.

Die

Die Besazzung muste das Gewehr strekken, und in die Kriegsgefangenschaft willigen. Hievon wurden aber 1000 geborne gemeine Schweden, 3 Generale und 117 Officiere ausgenommen, welche frei in ihr Vaterland zurükkehren durften. Nach Abzug von 2000 Verwundeten blieben etwa noch 1800 wirkliche Gefangne übrig, die unter die Alliirten vertheilt wurden. Den 24. December besezten die Belagerer ein Thor, und den 2ten Weinachtstag zogen sie als Sieger in die Stadt und Festung ein. Friedrich Wilhelm bezeugte über diese gelungene Eroberung eine solche Freude, daß er unter die vornehmsten Generale der Verbündeten 56000 Thaler an Juwelen austheilte, wobei die Sächsischen Feldherrn Wakkerbart, und der Graf Sekkendorf, dessen wir in der Folge noch oft gedenken werden, besonders gut beschenkt wurden. In der schon einige Mal erwähnten Rechnung heißt es, das Geld hiezu wäre aus dem Tresor genommen worden; zum Beweise, daß der König schon damals einen Schaz gesammelt hatte. Den 2. Januar 1716 traf er wieder in Berlin ein, wo er alle Feierlichkeiten und Prachtaufzüge, die man nach dem Tone, der unter seinem Vater herrschte, veranstalten wollte, durchaus untersagte, und nur ein allgemeines Dankfest in den Kirchen feiern ließ.

Von allen Besizzungen in Deutschland blieb den Schweden um diese Zeit weiter keine übrig, als die Festung Wismar in Niedersachsen, die es aber nicht lange mehr bleiben sollte. Denn schon

seit

seit mehrern Monaten war sie von Dänischen und Preußischen Truppen eingeschlossen, um sie auszuhungern. Seit dem October 1715 hatte sich ein neuer Feind zu den alten gesellt; Hannover, dessen Kurfürst George das Jahr vorher König von Großbritannien geworden war, wünschte an der Schwedischen Beute Theil zu nehmen. Bereits im Februar schloß es mit Dännemark und Rußland ein Bündniß, welches die Losreissung vieler Provinzen von Schweden zur Absicht hatte, und sehr geheim gehalten wurde. Oeffentlich fuhr Hannover immer noch fort, die Rolle eines Beschüzzers vom Fürstenthum Verden, und eines Vermittlers zwischen den kriegführenden Parteien zu spielen. Den 15. Juli kaufte es den Dänen für 7 Tonnen Goldes Bremen und Verden ab; 2 Länder, die den Dänen nie gehört hatten, und die sie folglich den Rechten nach nicht verkaufen konnten. Die Vollziehung des Vergleichs verzog sich bis zum 2. Oktober 1715, weil Dännemark erst eine Menge Kontributionen eintreiben wollte. An diesem Tage machte es die Abtretung und Verkaufung beider Länder an Hannover durch ein Patent an die Unterthanen bekannt. So hatte also Karl XII. das Schikfal, daß seine Beschüzzer seine Provinzen an sich rissen. Nun ließ Hannover eine Kriegserklärung gegen Schweden ergehen, die — im Grunde nichts sagte. Die Verwerfung der Neutralität war alles, was man darin den Schweden vorwarf; aber konnte dies ein Grund zum Kriege sein? Hannover sahe es dafür an, und ließ einige

Re-

Regimenter zur Belagerung von Wismar marschiren; und England sandte Schiffe in die Ostsee ab. Endlich rükten auch einige Russische Truppen, die bisher in Polen gestanden, und zur Eroberung von Stralsund nicht geholfen hatten, durch Brandenburg und Meklenburg herbei. Wismar gerieth bald in Noth. Zwar hatten am Neujahr 1716 einige Schwedische Schiffe einen frischen Vorrath von Getreide und Zwiebak, von Kleidung und Pulver in die Stadt zu schaffen gewußt: doch für die großen Bedürfnisse reichte er nicht lange zu. Die Engländer und Dänen versperrten alle fernere Zufuhre von der Seeseite auf's genauste. Die Noth stieg in Wismar zulezt so hoch, daß sich die Besazzung den 19. April 1716 auf eben die Bedingungen, wie die zu Stralsund, ergeben mußte. Tausend National-Schweden durften mit ihren Waffen frei abziehen; die andern kamen in die Gefangenschaft. Die Festung wurde darauf mit 2 Bataillonen Preußen, und eben so viel Hannoveranern und Dänen besezt. Die Russen bezeigten Lust, auch einige 100 Mann hinein zu legen. Aber die Alliirten, besonders die Dänen, sezten sich durchaus dagegen, dem Vorgeben nach darum, weil die Russen zu spät angekommen wären, und nicht viel gethan hätten; im Grunde aber darum, weil man ein Mistrauen gegen sie hegte, und ihnen keine Gelegenheit geben wollte, in Deutschland festen Fuß zu fassen.

Nach dem Verluste von Wismar hatte die Krone Schweden keinen Fußbreit Land in Deutsch-

land

land mehr. Es konnten demnach keine weitern Feindseligkeiten auf Deutschem Gebiete gegen sie ausgeübt werden; die Alliirten verhielten sich also hieselbst ruhig, außer daß sie die Festungswerke von Wismar im Winter von 1717 zu 1718 zerstörten, und das Fort Walfisch, welches auf einer Insel im Hafen lag, sprengten, wobei sich die Preußische Besazzung vorzüglich thätig bewies.

Karl XII. sezte den Krieg gegen Dännemark mit Heeresmacht, und gegen England, auf dessen König er besonders erbittert war, weil er von ihm ungereizt angegriffen wurde, durch geheime Pläne fort; mit Rußland knüpfte er in der Stille freundschaftliche Verbindungen an. Er bot alle Kräfte seines erschöpften Reichs auf, um Norwegen zu erobern. Aber mitten in diesem Beginnen raffte ihn ein gewaltsamer Tod hin. Er belagerte im December 1718 die Grenzfestung Friedrichshall, die man für den Schlüssel zu Norwegen hält. Den 17. December, Abends 9 Uhr, besichtigte er den Laufgraben; und da er an einen Ort kam, wo selbiger einen Winkel mit der Parallellinie machte, kniete er nieder, stüzte sich mit dem Elbogen auf die Brustwehr, und gab auf die Arbeiter Acht, welche bei'm Schein der Sterne an den Werken weiter gruben. In dieser Stellung traf ihn eine halbpfündige Kugel, die seinen rechten Schlaf durchborte, und ihn augenbliklich tödtete. Sein Tod hatte die Herstellung des allgemeinen Friedens zur Folge. Weil er unverheirathet starb, so bestieg

seine

seine Schwester Ulrike Eleonore, Gemalin des Hessischen Erbprinzen und nachherigen Landgrafen Friedrich's, den Schwedischen Thron. Das entkräftete Land bedurfte der Ruhe; daher versöhnte sie sich mit allen ihren Feinden, freilich unter harten Bedingungen. Zuerst verglich sie sich mit dem Könige und Kurfürsten George I., welchem sie nach dem Friedensvertrage vom 20. Nov. 1719 Bremen und Verden gegen die Auszahlung von einer Million Thaler, und gegen jährliche Subsidien von 300000 Thaler während der übrigen Dauer des Krieges überließ. Den 21. Januar 1720 schloß sie auch zu Stokholm mit Preußen Friede. Sie trat den ganzen Strich von Vorpommern, welcher zwischen der Oder und Peene liegt, die Inseln Usedom und Wollin, und die Bezirke jenseits der Oder an Preußen ab. Friedrich Wilhelm versprach dafür, bis zum 1sten December 1720 in 3 Terminen 2 Millionen Thaler nach dem Leipziger Münzfuße von 1690, wonach die Mark fein Silber zu 18 Gulden ausgeprägt wird, also nach dem Werthe des noch gebräuchlichen Hannöverschen Kassengeldes, an Schweden zu zahlen. Die Kosten, welche er auf Vorpommern an Geschenken, Vorschüssen für die Bundesgenossen und eigentlichen Rüstungen verwendet hatte, betrugen 4 Millionen, 443,284 Thaler, 21 Gr. und 10 Pf. Rechnet man die 2 Millionen für Schweden hinzu, so kostete der Erwerb von Preußisch-Vorpommern etwas über 6 Millionen und 4 Tonnen Goldes, folglich nur 2 Millionen weniger, als die

Summe,

Summe, welche Friedrich der Groſse zur Eroberung Schleſiens gebraucht hatte.

Der Pommerſche Feldzug bewog den König, den Druk der Berliner Zeitung wieder zu erlauben. Unter ſeinem Vater ſchon erſchien ſie; er aber verbot deren Herausgabe beim Antritt ſeiner Regierung, weil er dem Leſen, als einer Sache der Neugierde überhaupt abhold war, und dann, weil damals faſt alle Höfe eine übertriebene Aengſtlichkeit zeigten, alles, was politiſche Dinge betraf, geheim zu halten, auch da, wo nichts geheim zu halten war. Von 1715 an kam die Zeitung, um die Kriegsthaten bekannt zu machen, wieder heraus; und der König nahm die gegebne Erlaubniß, ſie zu drukken, nicht mehr zurük; doch nach Beendigung der Feindſeligkeiten gegen Pommern, ſeit 1716 wurde ihr ein Cenſor vorgeſezt, welcher ſo engkreiſig, und ſo engherzig war, daß er alles Politiſche wegſtrich, und nichts übrig ließ, als ein mageres Geripp von unbedeutenden Läppereien, die ſich nicht der Mühe des Leſens verlohnten. Eine gleiche Strenge im Geheimhalten bewies man auch in Abſicht der Tabelle von den jährlich Gebornen und Geſtorbenen. Brandenburg hat den Vorzug, daß hier zuerſt gedrukte Geburts- und Todtenliſten eingeführt worden ſind. Der groſse und weiſe Kurfürſt Friedrich Wilhelm befahl unter'm 5. Jan. 1683, von folgendem Jahre an ein Verzeichniß der in der Kurmark Kopulirten, Getauften und Geſtorbenen drukken zu laſſen.

Bis zum Jahre 1732 ist diese Verordnung beständig beobachtet worden. Wahrscheinlich erging an die andern Provinzen ein ähnlicher Befehl; doch von 1693 an kann man erst allgemeine Verzeichnisse, die noch vorhanden sind, aufweisen. Diese hörten 1724 auf; die kurmärkischen wurden bis 1732 gedrukt. Im Jahre 1733 ließ König Friedrich Wilhelm den Druk und die Bekanntmachung derselben völlig verbieten, weil er die Publicität nicht liebte.

Die Vermehrung und Verschönerung seines Kriegsheeres blieb neben der Sorge für die Finanzen immer sein Hauptaugenmerk. Wir wollen hier wieder die merkwürdigsten Umstände zusammenstellen. Von den gefangenen Schweden bei Stralsund und von Ueberläufern errichtete er ein ganz neues Regiment, welches der Erbprinz von Dessau erhielt. Im Jahre 1717 warb er das Schulenburgische reitende Grenadier-Regiment an, welches 10 Kompagnien ausgesucht große Leute enthielt, und nach dem riesenmäßigen Leibregimente den Fremden besonders gezeigt wurde. In eben diesem Jahre tauschte er ein ganzes Dragoner-Regiment, aus 600 Sachsen bestehend, von dem Könige von Polen August II. gegen 12 Gefäße von Japanischem Porzellan ein; dies wurde zum Stamme genommen, aus welchem er 3 neue Dragoner-Regimenter bildete. So nahm er 1735 ein Bataillon, welches die Anhaltischen Fürsten zusammen für die Reichsarmee gestellt hatten, und nun abdanken wollten, in seinen Dienst, und machte

ein

ein Garnison = Regiment daraus. Husaren, und zwar die grünen, wurden zuerst 1721 errichtet; und 1730 durch die blauen vermehrt. Schon im Jahre 1716 zählte die Armee 41,020 Menschen; 1721 bereits 51,311 Mann; 1725 aber 64,263 Krieger; und 1740 bei seinem Tode 76000 Streiter, welche in 20 Reuter =, und in 31 Infanterie = Regimenter vertheilt waren, wozu noch 36 Garnison- und 6 Artillerie = Kompagnien gehörten. Sämmtliche Truppen waren knapp, aber schön montirt. Die Infanterie verlor die Mäntel, die sie vorher gehabt hatte, und bekam einen kürzern Rok, um sich bei dem Exerciren leichter bewegen zu können. Die Unterkleider waren roth, die Stiefeletten weiß, die Hüte klein. Einige Regimenter erhielten in der Folge weiße, andre gelbe Westen und Hosen. Damit die vollkommenste Einförmigkeit bewirkt würde, ließ der König zur Bekleidung der Gemeinen, was sonst nicht geschehen war, alles bis auf die geringsten Kleinigkeiten liefern; und damit sich seine Ausgaben hiebei nicht zu sehr vergrößerten, untersuchte er die Bedürfnisse und Preise jedes Stükkes auf's genauste selber: er stellte persönliche Nachforschungen und pünktliche Berechnungen an, wie viel Ellen Leinewand zu einem Hemde, wie viel Tuch zu einer Weste ꝛc. gehörten. Aber nicht blos das Nothwendige wurde besorgt, sondern auch das Glänzende mit großem Ernst, und mit viel Wichtigkeit betrieben. Der Infanterist mußte seine Flinte und Scheide, der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel und seine Stiefeln lakkiren.

Daß Friedrich Wilhelm den Soldaten ehrte, kann sich jeder von selbst vorstellen, da nach seinen Begriffen der Soldat nebst dem Finanzier der wichtigste, der erste Mann im Staate war. Die Achtung, die er diesem Stande erwiesen wissen wollte, erstrekte sich bis auf Kleinigkeiten. Es schien ihm z. B. etwas verächtliches in der Benennung Miliz zu liegen, und es verdroß ihn außerordentlich, daß nicht nur die gemeinen Leute, sondern auch die Landeskollegien von Miliz sprachen, wenn sie seine Soldaten meinten. Im Jahre 1718 erging daher ein scharfer Befehl, daß kein Mensch mehr Miliz sagen oder schreiben sollte; wer es doch thäte, sollte 100 Dukaten Strafe an die Invalidenkasse erlegen.

Doch Friedrich Wilhelm dachte zugleich an das Wesentliche: ein wohlgeübtes Heer zu befehligen. Zur Bildung guter Officiere verwandelte er den Hezgarten seines Vaters 1717 in eine Soldatenschule für junge Edelleute, die man den Kadettenhof nannte, und mit welcher er die Kadettenschulen von Magdeburg und Kolberg vereinigte. Der Fürst von Dessau hatte zuerst den Gedanken, eiserne Ladestökke statt der zerbrechlichen hölzernen zu gebrauchen; auf seinen Rath wurden sie allgemein eingeführt. Man feuerte nun geschwinder, und seit 1733 selbst mit aufgepflanztem Bayonnet. Der Fürst Leopold bot seine ganze Erfindungskraft auf, um durch Handgriffe im Exerciren, durch Schnelligkeit im Bewegen, durch Ordnung in den

Schwen-

Schwenkungen dem Preußischen Fußvolke eine Fertigkeit zu geben, welche Europa noch nicht gesehen hatte. Ein Preußisches Bataillon feuerte dreimal geschwinder, als das von jedem andern Heere. Die Reuterei aber blieb weit hinter der Vollkommenheit zurük, welche ihr Seidlitz unter Friedrich II. zu geben wußte. Friedrich Wilhelm sahe vornämlich nur auf schwere und fett gefütterte Pferde, bedachte aber nicht, daß solche zu keinen langen Anstrengungen taugten, und daß noch mehr erfodert würde, um die Kavallerie zum Schrekken der Feinde zu machen. Außerdem ließ er die Festungen in einen guten Zustand versezzen. Er bediente sich hierzu des Oberst-Lieutenants *) Walrawe, welchen er auf Empfehlung des Fürsten Leopold aus Holländischem Dienste in die seinigen genommen hatte. Durch ihn wurden Memel und Wesel, vorzüglich Magdeburg und Stettin so befestiget, daß sich keine deutsche Festung, die Felsenburg Königstein ausgenommen, damals rühmen konnte, sie zu übertreffen. Grobes Geschüz liefert die Berliner Stükgießerei in gehöriger Menge;

*) Er wurde in der Folge General, stand auch bei Friedrich II. in großem Ansehen, und leitete den Bau der Schlesischen Festungen. Aber wegen schändlicher Betrügereien, deren er sich schuldig gemacht hatte, ward er zum Festungsarrest auf Lebenslang verurtheilt, und im Februar 1748 nach Magdeburg in die Sternschanze geführt, deren Baumeister er selbst gewesen war.

Menge; aber an tüchtigen Gewehrfabrikanten fehlte es. Friedrich Wilhelm ließ deren aus Lüttich kommen, und durch sie zu Spandow und Potsdam Fabriken für die Armee anlegen. Klingenschmiede gab es in der Grafschaft Mark von großer Geschiklichkeit. Am mehresten zeichnete sich die Engelsche Fabrik aus, so daß 1718 die Berlinischen Schwerdfeger Befehl erhielten, alle Klingen blos von ihr zu nehmen. Da viele Fabrikate hievon nach Rußland gingen, so wünschte der kaiserliche Hof zu Petersburg, selbst Waffenwerkstätte anzulegen, und ersuchte den König, ihm aus dem Märkischen einige Waffenschmiede zu überlassen, wogegen man ihm Rekruten von hoher Länge versprach. Friedrich Wilhalm besann sich keinen Augenblik, einen solchen Tausch einzugehen; er schrieb 1731 an den Obristlieutenant Herzberg, unverzüglich 8 Arbeiter aus der Stadt Hagen oder einem andern Orte aufzuheben, und mit Güte oder Gewalt binnen 14 Tagen nach Berlin zu schikken, um sie dann weiter nach Rußland senden zu können. Ihr müßt sie absolutte schaffen, lautete des Königs eigenhändige Nachschrift. Dies war ein wichtiger Dienst, den er den Russen erzeigte.

Die Mannschaft zu dem starken Kriegsheere nahm der König theils aus seinen eigenen Staaten, theils aus fremden Ländern. Anfänglich warben die Regimenter ohne Unterschied, wen und wo sie wollten. Hiebei fielen große Excesse und drükkende Gewaltthätigkeiten vor. Nicht zu gedenken daß,

alle

alle waffenfähige junge Leute, mochten sie sein, wes Standes und Herkommens sie wollten, Kaufleute, Studenten, Künstler, Handwerker, Bauern, zum Kriegsdienst ausgehoben wurden; so ergrif man zuweilen selbst untaugliche Männer, blos um Geld zu erpressen. Leute, die das Maas nicht hielten, oder schon zu alt und schwach waren, wurden von einem Regimente angehalten, und mußten sich mit vielem Gelde loskaufen. Bald darauf geriethen sie in die Gewalt eines andern, wo sie ein neues Lösegeld zu erlegen hatten. Mancher, der noch brauchbar war, kaufte sich 2 bis 3 mal los, und wenn er zuletzt kein Geld mehr hatte, mußte er doch — Soldat werden. Im Jahre 1720 ergriffen einige Officiere zu Magdeburg einen 60 jährigen Kaufmann, Vater und Gatten; und noch dazu den nahen Verwandten eines Staatsministers; es leuchtete in die Augen, daß man ihm, da er reich war, Geld abdringen wollte. Die Bürger der Stadt, über ein solches Verfahren erbittert, foderten die Loslassung ihres Mitbürgers. Die Officiere verweigerten dieses billige Begehren. Nun wurde das Haus gestürmt, worin der Gefangene saß. Die Soldaten kamen ihren Befehlshabern zu Hülfe, wurden jedoch von der Menge übermannt, und mußten weichen, nachdem 15 von ihnen schwer verwundet waren. Der König, welcher den Tumult erfuhr, mißbilligte zwar das harte Verfahren der Officiere, untersagte es auch, aber es unterblieb doch nicht, weil die Werber niemals ernstlich bestraft wurden. In eben dem Jahre

hatten

hatten die Soldaten sogar während des Gottesdienstes mehrere Stadtkirchen der Grafschaft Mark überfallen, und die großen Leute herausgerissen. Die zum höchsten Unwillen gereizten Einwohner brauchten Gewalt gegen Gewalt, prügelten die Werber durch, und jagten sie in die Flucht. Die Regimenter betrachteten dies als eine Ehrensache; sie klagten bei'm Könige, und erhielten — Recht! Die Städte mußten eine große Geldsumme Strafe bezahlen, sodann das Kapital als Anleihe nehmen, und jährliche Zinsen dafür erlegen. Einige Prediger in eben dieser Grafschaft, welche über diese Art zu werben auf der Kanzel eiferten, wurden gefangen nach Berlin, und von der Wache vor's Konsistorium geführt, wo man ihnen auf ausdrükliches Verlangen des Königs die Absezzung von ihren Aemtern ankündigte, und oben drein Leibesstrafe drohte: diese erließ man ihnen aus — Gnade. Eine Zeitlang blieben sie abgesetzt; nachher bekamen sie doch andre Pfarren. Natürlich mäßigten sich die Werber nach solchen Vorgängen nicht. Sie betrachteten jede Bauernhütte, jedes Bürgerhaus, jede friedliche Wohnung als einen Freiplaz, und jeden jungen Menschen als ihr Eigenthum, mit dem sie nach Willkühr schalten könnten. Dergleichen strenge Maasregeln verbreiteten allgemeine Bestürzung und Schrekken; scharenweise wanderten die jungen Leute aus, und entvölkerten das Land auf eine merkliche Weise. Man sezte dieser Furcht neue Schrekken entgegen. Es erschienen nachdrükliche Verbote des Auswanderns,

und

und Obrigkeiten, Eltern und Vormünder wurden für ihre Kinder und Untergebnen verantwortlich gemacht. Im Jahre 1718 mußte von allen Kanzeln ein Edikt verlesen werden, das gewiß nicht geeignet war, Zutrauen zu erwekken: Die Ausgetretenen sollten in 3 Monaten zurükkehren; die Widerspenstigen würde man als Verbrecher verfolgen, und nicht blos mit Festungs- sondern auch mit Leibesstrafen belegen; ihre Namen sollten an die Galgen geheftet, ihre Personen für ehrlos erklärt, ihre Aufnahme in ein Handwerk im ganzen heil. Römischen Reiche untersagt, und ihr Vermögen eingezogen werden. Wirkliche Deserteurs von den Regimentern wurden aufgehangen; der König betrachtete sie als Diebe, welche das hohe Handgeld, das sie empfingen, entwendeten. Hier half selbst keine Größe, gegen die er sonst so nachsichtig war. Wie strenge er gegen Diebe verfuhr, ist bekannt. Alle, die in ein Haus einbrachen, oder auch nur mit dem Vorsazze zu stehlen, sich darin verschließen ließen, erhielten den Strik zum Lohne. Noch fürchterlicher war ein Edikt, welches im Jahre 1735 wegen der Hausdiebe erschien. Bediente, Mägde und Hausleute, welche eine Kammer oder einen Kasten aufgeschlossen, oder erbrochen, und nur wenig gestohlen hatten, sollten, auch wenn sie den Raub ersezzen konnten, in 8 Tagen verurtheilt und vor dem Hause der Herrschaft, an einem dazu besonders errichteten Galgen, gehangen werden. Da nun Friedrich Wilhelm die Ausreißer den Die-

ben gleich achtete, und doch viele Soldaten entliefen, so gab es häufige Executionen.

Zuletzt verfiel der König auf ein wirksameres Mittel, den Unregelmäßigkeiten beim Werben, und dem willkührlichen Verfahren der Regimenter Einhalt zu thun. Er theilte das ganze Land in militärische Kantons oder Bezirke ein, wovon er jedem Regimente den seinigen anwies. Diese Kantonsverfassung kam im Jahre 1733 ganz zu Stande, und mehrere Verordnungen hierüber sezten fest: daß alle Mannspersonen geborne Soldaten, und von der Geburt an dem Regimente, in dessen Distrikt sie gehörten, verpflichtet wären, und daher sogleich einrollirt, oder in die Regimentsliften eingeschrieben werden sollten; daß aber kein Regiment in einen andern Kanton Eingriffe thun, also auch Niemand 2mal angeworben werden, sondern jeder, der einmal den Abschied von seinem Regimente hätte, auf immer frei sein sollte; daß endlich die Söhne der Edelleute, und solcher bürgerlicher Eltern, die ein Vermögen von 6 bis 10,000 Thalern nachweisen könnten, zu keinen gezwungenen Kriegsdiensten verbunden wären. Im Jahre 1737 wurden auch die Predigersöhne, welche Theologie studirten, ganz; und andere, die sich der Gottesgelahrtheit widmeten, zum Theil vom Soldatenstande ausgenommen, wenn sie nämlich nicht über 9 Zoll Höhe hatten; denn in diesem Falle wurden leztre gar nicht, oft kaum erstere verschont.

Sobald

Sobald Predigersöhne einen andern, als den geistlichen Stand erwählten, blieben sie dem Regimente nnterworfen. Gleich das Jahr hernach erlebte man hiervon ein auffallendes Beispiel. Der Sohn des Berlinischen Predigers Dietrich, welcher die Rechte studirt hatte, ward zum Soldaten gezwungen, und selbst die Bitten der Königin und der Kronprinzessin konnten ihn nicht wieder befreien; der König wies alle Vorstellungen damit ab: warum ist er kein Geistlicher? Obgleich die Rechte der Regimenter und die Verbindlichkeiten der Enrollirten genau bestimmt waren, so erlaubten sich manche Befehlshaber doch noch vielen Despotismus, den der König nicht gestattete, wenn er es erfuhr; aber wie viel geschahe ohne sein Wissen? Ein Major wagte es 1739 sogar, bei Hofe zu bitten, daß man 500 Thaler, welche ein Dienstpflichtiger aus Pyriz, ein kleiner unansehnlicher Mensch, für seinen Abschied geboten habe, annehmen dürfe. Der König antwortete nach dem Gefühl der Gerechtigkeit: „geht nicht an, ist wider das Reglement: wenn „der Mensch klein ist, und sich etabliren will, muß „er ihn sonder Entgeld — ohne Bezahlung — dimittiren.“ Wenn man sich unterstand, solche unbillige Dinge öffentlich zu begehren, in einem Falle, der klar zu durchschauen war, was mag in zweifelhaften Sachen in der Stille vorgegangen sein?

Bei allen diesen Anstalten, die Armee vollzählig zu erhalten, reichten die Eingebornen doch nicht

zu.

zu. Friedrich Wilhelm nahm daher das Ausland, und fast möchte man sagen, die ganze Welt zu Hülfe, um seine Regimenter mit Rekruten, besonders mit großen schöngewachsenen Leuten zu versehen. Aus einigen Ländern erhielt er die Mannschaft mit Bewilligung der Regenten, als aus Oestreich und Rußland. Dies letztre weitläuftige Reich war für ihn eine besonders ergiebige Fundgrube großer Rekruten. In dieser Absicht knüpfte er die engste Freundschaft mit dem Czaar Peter I. Er unterredete sich mehrere Mal persönlich mit ihm, im Jahre 1713 bald nach seiner Thronbesteigung zu Berlin, in der Mitte des Märzes 1716 zu Havelberg, und zu Ende dieses, und im Anfange des folgenden Jahres wieder zu Berlin. Peter hatte durch alle seine Reisen selbst wenig Bildung erhalten; seine Sitten blieben roh, seine Handlungen grausam, seine Vergnügungen unedel. Während seiner Anwesenheit in Berlin war er täglich betrunken, gegen seine Bruderstochter, verheirathete Herzogin von Meklenburg, zeigte er in Gegenwart von Zeugen eine Begierde, die sich andre nicht in der größten Verborgenheit erlauben würden; seinem Beichtvater küßte er in der Messe die Hand, und prügelte ihn nachher ohne Ursache wie den niedrigsten Sklaven. Die Verzierungen und die Hausgeräthe von Montbijou, dem Lustschlosse der Königin, wo er wohnte, wurden durch ihn und seine Leute so völlig verdorben, daß sie wieder neu angeschaft werden mußten. Indessen Friedrich Wilhelm sah über diese Eigenheiten des Czaars

hinweg,

hinweg, behandelte ihn dennoch mit aller zuvorkommenden Achtung, und versicherte sich durch nähere Verbindungen seiner Freundschaft, die ihm theils wegen des Krieges in Vorpommern, theils wegen des Handels nach Rußland, theils endlich wegen der Rekrutirung eben so nüzlich wurde, als Peter selbst Vortheile davon zog. Er schenkte ihm ein kostbares, mit Bernstein ausgelegtes Tafelwerk, woran mehrere seiner Vorfahren hatten arbeiten lassen, und welches einzig in seiner Art war. Ein anderes prächtiges Geschenk bestund in einem Jachtschiffe, welches Friedrich I. in Holland mit einem Aufwande von mehr als 100000 Thalern hatte erbauen lassen. Er war auch unter allen Königen Europens der erste, welcher die Kaiserwürde anerkannte, die sich Peter I. bald hernach eigenmächtig beilegte. Dafür versprach ihm der Czaar, jährlich 100 Mann von außerordentlicher Größe zu überlassen, und bereits ein halb Jahr nach seiner Abreise von Berlin kam ein Transport von 150 solchen Leuten zu Potsdam an. Seine Gemalin und Nachfolgerin in der Regierung Katharina I. fuhr mit dieser Begünstigung fort, von welcher Rußland am Ende den größten Gewinn zog. Denn Friedrich Wilhelm sandte zur Gegengefälligkeit nicht allein Künstler, Fabrikanten und Handwerker nach Petersburg, sondern schikte auch viele gut geübte Russische Unterofficiere und Soldaten in ihr Vaterland zurük, die ihre erlernte Geschiklichkeit ihren rohen Kameraden mittheilten, und auf die Art das Russische Kriegswesen verbesserten.

Zum

Zum Besten der Griechischen Rekruten ließ der König zu Potsdam eine besondre Kapelle bauen, und durch eigene, dazu verschriebene Priester und Sänger den Gottesdienst nach ihren Meinungen und Gebräuchen verwalten.

Andre Regierungen waren nicht so geneigt, die Soldatenlust des Königs durch Ueberlassung ihrer Unterthanen zu befriedigen. Aber dies hielt ihn nicht ab, selbst da, wo man es ungern sah, oder ausdrüklich verbot, Rekruten aufsuchen zu lassen. Seine Werber verbreiteten sich durch alle Länder Europen's, und bedienten sich häufig solcher Mittel, die so wenig vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit, als nach den Regeln einer feinen Staatspolitik bestehen konnten. Kaufleute waren auf der Messe, Fremde auf der Reise, Bürger in ihren Wohnungen vor den Ränken und Gewaltstreichen der Preußischen Werber nicht sicher; selbst Soldaten andrer Mächte wurden aus ihren Garnisonen gelokt und entführt. Friedrich Wilhelm betrug sich hiebei auf eine Art, die seinem wahren Ruhme nicht vortheilhaft sein konnte; er erlaubte sich Eingriffe in die Hoheitsrechte fremder Regenten, und Anmaßungen im Auslande, die ihm keine Freunde erwekken konnten. Auch lebte er seine ganze Regierung hindurch mit den mehresten Europäischen Fürsten in Streit und Zwist wegen der Werbehändel; und so friedliebend er sonst war, so wagte er das Aeußerste, um seine Leidenschaft nach großen Rekruten zu befriedigen. Keine Betrachtung der Billigkeit, keine

Wie-

Wiedervergeltung der Regierungen, kein Gefühl eigner Kränkung, die er oft genug erlitt, selbst die Zeit, die sonst alles ändert, nichts konnte seine Gesinnung umändern; mit den Jahren schien vielmehr seine Soldatenlust zu wachsen. Folgende Thatsachen werden zeigen, daß dies Urtheil über ihn, eher zu gelinde, als zu strenge abgefaßt ist.

In ganz Deutschland waren schon Klagen über die Preußischen Werber erschollen, jedoch eine lange Zeit mit keinen Repressalien begleitet worden. August II. war der erste, welcher das Recht der Natur zu seiner Sicherheit anwandte, und seinem Beispiele folgten bald mehrere Fürsten. Man nahm den Preußischen Hauptmann Natzmer 1728 in Dresden gefangen, machte ihm einen Kriminalprozeß, und verurtheilte ihn zum Tode. Die Abwesenheit des Königs, der eben zu Warschau war, verzögerte die Execution, und rettete den Werbeofficier. Als Friedrich Wilhelm hievon Nachricht erhielt, gerieth er in den heftigsten Zorn, und ließ dem Sächsischen Gesandten von Suhm sagen, daß man an ihm das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und mit ihm so verfahren würde, als man mit Natzmer in Dresden umgehen werde. Der Herr von Suhm, der den Ausbrüchen seiner Erbitterung alles für möglich hielt, entfernte sich augenbliklich von Berlin, und dies so geheim, daß man hier seine Abreise noch kaum ahnete, als er schon in Dresden eintraf. Der König von Polen mißbilligte seine schnelle Abreise von seinem Gesandtschafts-

schaftsposten, die einer Flucht so ähnlich sahe; noch mehr aber das Betragen des Berliner Hofes; er foderte insbesondere wegen der Drohung, an einem Gesandten, dessen Person unter allen gesitteten Völkern unverlezlich ist, Wiedervergeltung zu nehmen, eine hinlängliche Genugthuung. Friedrich Wilhelm, der bei ruhigerm Nachdenken wohl einsahe, wie viel eine solche Drohung zu bedeuten habe, versicherte hierauf, daß es ihm nie eingefallen wäre, den Herrn von Suhm, einen verdienstvollen und ehrenwerthen Mann, den er als Freund liebe, und als Gesandten achte, gewaltthätig zu behandeln; sein Minister Katsch, welcher jene Drohung in seinem Namen ausgesprochen haben solle, bezeuge auf sein Gewissen, daß er nicht von Wiedervergeltung, sondern nur von Verantwortlichkeit geredet, und Suhm vermuthlich seine Worte unrecht gedeutet habe. Der Sächsische Hof wollte zwar mit dieser Erklärung nicht zufrieden sein; aber nach einigen Unterhandlungen ließ er sich beruhigen. Der Hauptmann Natzmer wurde befreit, und Suhm kehrte nach Berlin zurük, wo er eine freundschaftliche Aufnahme fand.

Ernsthafter und bedenklicher waren die Streitigkeiten, welche zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem König Georg II. von England ausbrachen, wodurch beinahe halb Deutschland in Krieg gerathen wäre. Schon unter Georg I., dem Schwiegervater des Königs von Preußen, erregten die Werbegeschäfte im Hannöverschen großes

Mis-

Misvergnügen; nach seinem Tode 1728 stieg es bis zur Feindschaft. Georg II. und Friedrich Wilhelm I. als Kinder einige Zeit zusammen erzogen, als Schwäger nachher verbunden, trennten sich doch in ihren Herzen; beide ergossen ihre Bitterkeit in spöttische Reden über einander *), beide waren und wurden nie aufrichtige Freunde. Die Werbehändel entfernten sie noch mehr von einander. Zwischen Hannover und Brandenburg bestand ein Kartell zu Auslieferung der Ueberläufer. Die Preußen behielten jedoch, der Verabredung zuwider, die großen Leute zurük, und lieferten nur die kleinen und unansehnlichen aus. Preußische Werber hatten Hannöversche Einwohner bei ihrer Durchreise durch's Brandenburgische, und selbst im Hannöverschen Lande gewaltsam weggenommen, und an die Preußische Armee geliefert. Auf die Beschwerde des Ministeriums zu Hannover antwortete man von Berlin aus gar nicht; der Werbeunfug dauerte fort; im Jahre 1729 zählte Hannover 51 Unterthanen, welche widerrechtlich zum Preußischen Dienst

*) Georg II. nannte den König von Preußen, wegen seiner Soldatenliebe: seinen Bruder, den Unterofficier; wegen seiner vielen Reisen: den König der Landstraßen; und wegen der Sandgegenden Brandenburgs: des heil. Röm. Reichs Erz-Sandstreuer. Dies führt selbst Friedrich II. an; siehe dessen hinterlassene Werke. Berlin, 1788. 1ster Band. S. 89. Deutsche Uebersezzung. Doch Friedrich Wilhelm blieb ihm die Antwort auch nicht schuldig.

Dienst gezwungen worden wären. Hiezu kamen Grenzstreitigkeiten. Man war ungewiß, ob einige Wiesen zwischen Lüneburg u. der Altmark unter Hannöverscher oder Brandenburgischer Landeshoheit stünden. Im Juni 1729 holten die Lüneburger Bauern des Dorfes Bulitz, von 300 Mann Soldaten unterstüzt, das Heu von einer altmärkischen Wiese, die sie gepachtet hatten, und welches man Brandenburgischer Seits wegen des Grenzstreites nicht verabfolgen lassen wollte; die Preußischen Reuter und Bauern wurden vertrieben. Dies alles nahm der König Friedrich Wilhelm mit dem größten Unwillen auf; aber ganz entflammte sein Zorn, als König Georg II. um gleiche Zeit einen Befehl erließ, alle Preußische Kriegsleute, die das Hannöversche Gebiet durchreiseten, sollten sie auch mit königlichen Pässen versehen sein, gefangen zu sezzen; und wenn Werber darunter wären, diese als Verlezzer des Völkerrechts zu bestrafen. Es geriethen hierauf 202 Preußische Unterofficiere und Soldaten in Hannöversche Gefangenschaft. Zu Anfang des Juli erklärte man dem Brandenburgischen Gesandten zu Hannover, daß er sich wegbegeben möchte, wenn er nichts Besonders vorzutragen hätte. Hiedurch noch mehr erbittert, ließ Friedrich Wilhelm eine Schrift, Information betitelt, ausfertigen, woraus das Publikum eine gehässige Meinung von der Hannöverschen Regierung bekommen sollte. Hannover sezte dieser Information eine aktenmäßige Beantwortung entgegen, und Friedrich Wilhelm hatte den Verdruß zu sehen, daß die öffentliche

Mei-

Meinung seine Gründe nicht so triftig fand, als die Hannöverschen Gegenbeweise. Da man seine Schriften und Drohungen in Hannover nicht achtete, und seinem Geheimenrathe Kaunzieſser, der den 18. Aug. eine kategorische Antwort foderte, spröde begegnete: so beschloß er, blutige Rache zu nehmen. Er ließ alle Brandenburgische und Magdeburgische Regimenter, 19 an der Zahl, 44000 Mann stark an die Elbe rükken, und alles in Bereitschaft sezzen, auf den ersten Wink über die Grenze zu dringen. Sein Zorn wurde durch den Kaiser und den König von Polen, mit denen er damals in gutem Vernehmen stand, noch mehr angefacht. Dem Kaiser war aus gewissen Ursachen viel daran gelegen, Preußen und England gegen einander zu erbittern, und eine Versöhnung zwischen ihnen zu verhindern. Sein Gesandter, der Graf Sekkendorf, ein kluger Kopf, aber ein arglistiger, herzloser, ränkevoller Mann, war das Werkzeug, welcher die geheimen Absichten des Wiener Hofes beförderte, und welcher selber seine Freude daran hatte, die Königlich Preußische Familie in Hader und Uneinigkeit zu erhalten: von diesem bösartigen Minister werden wir leider nur noch zu viel hören müssen. Sekkendorf hatte sich in des Königs Vertrauen einzuschmeicheln gewußt, und benuzte es dazu, die treuherzige Freundschaft, welche ihm Friedrich Wilhelm erwies, mit giftigen Ränken zu vergelten. Unaufhörlich blies er das erlischende Feuer der Zwietracht wieder an, und verschwendete eine Versprechung über die andere,

man nie Willens war, zu erfüllen, um zwei nahe Verwandten, die Stüzzen der protestantischen Kirche, gegen einander in Harnisch zu bringen, und wo möglich beide zu verderben. Im Namen des Kaisers versprach er Hülfstruppen, und ermahnte den König, loszuschlagen. August II., der dem König Georg nicht günstig war, und mit Preußen seit kurzem ein Defensivbündniß gestiftet hatte, machte 12000 Sachsen beweglich. Der König von England nahm nun ebenfalls eine kriegerische Stellung an: sein Hannöversches Kriegsvolk, 18000 Mann, sollte mit 12000 Hessen, und mit einigen tausend Braunschweigern und Kurköllnern verstärkt werden. Die Holländer versprachen ihm, 8000 Mann an die Klevische Grenze zu schikken, der König von Schweden hielt 8 Regimenter zu seiner Hülfe bereit, und Dänemark wollte 5000 Mann dazu stoßen lassen. Ein furchtbarer Krieg schien unvermeidlich; Norddeutschland, Millionen von Menschen, fremde Staaten sollten in den Abgrund eines verheerenden Dämons gestürzt werden; und warum? — um einiger Fuder Heu, um einiger Werber, um einiger vorenthaltener Kriegsknechte willen! Friedrich Wilhelm wollte zum Feldzuge abreisen; da versammelte er vorher noch einmal seine Staatsminister und Generale. Hier trat ein edler Mann auf, nicht den Leidenschaften des Königs zu schmeicheln, sondern ihm Wahrheit, unverschleierte Wahrheit zum Besten vieler Tausende zu sagen. Der alte, ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer schilderte die Greuel des Krieges,

den

den Schaden, welchen das protestantische Deutschland erfahren würde, wenn seine beiden mächtigsten Stüzzen sich schwächten, und die eigennüzzigen Absichten, die geheimen Triebfedern, die niedrigen Intriguen des Wiener Kabinets und des Grafen Sekkendorfs mit solchen Farben und solchem Nachdruk, daß der König gerührt wurde, und wenn er auch sein Unrecht nicht erkannte, doch das Elend sich nicht verbergen konnte, was durch seine Hizze entstehen mußte. Die übrigen Staatsräthe fielen mit ein, und führten Nazmer's Gründe noch weiter aus; sie stimmten den König glüklicher Weise um, und zogen ihn von den Aufhezzungen Oesterreichs ab. Die beiden Fürstenhäuser, Hannover und Brandenburg, ließen sich nun in friedliche Unterhandlungen ein, und beschlossen, Schiedsrichter zu Ausgleichung ihres Zwistes zu ernennen. Preußen warf sein Zutrauen auf den Herzog von Gotha, England auf den Herzog von Wolfenbüttel, und Braunschweig erwählte man zum Orte der Zusammenkunft. Den 20. Oktober 1729 nahm die Konferenz ihren Anfang, welche dem kaiserlichen Gesandten ein Dorn im Auge war, und die er wieder zu zerreissen strebte. Da ihm der gutmüthige König alle Vorschläge der Schiedsrichter und der Hannoveraner vertraulich mittheilte, so suchte seine Schlauheit hieraus Vortheil zu ziehen: er stellte alle diese Vorschläge von einer gehäßigen Seite dar, sprach ohne Ende davon, daß sich der König vor ganz Europa beschimpfen würde, wenn er nachgäbe, und bat ihn, militärische Dinge nicht durch

juristische Spizfindigkeiten, durch gelehrte Grillen in die Länge ziehen zu lassen, sondern den Knoten mit dem Schwerdte zu zerhauen. Zugleich zeigte er ihm die nahe Hülfe des Kaisers, und lokte ihn durch große Rekruten, die aus Oestreich ankommen würden. Doch durch alle diese und andere verabscheuungswerthe Künste erhielt Sekkendorf weiter nichts, als daß der König im Februar 1730 nach Braunschweig schrieb, daß wenn der Kongreß nicht vor dem 24. April geendigt wäre, er im Mai den Feldzug eröfnen würde. Die Schiedsrichter arbeiteten nun mit rastlosem Eifer, und brachten bald darauf einen Vergleich zu Stande, der den Beifall beider streitigen Höfe erhielt. Welche Mühe sich Sekkendorf gab, den Frieden zu zerstören, mag folgende Anekdote beweisen. Am 30. März erfuhr er zu Berlin, daß der Englische Gesandte Dubourgay an diesem Tage Audienz beim König in Potsdam haben, und den Vergleich mit ihm bestätigen werde. Schon standen die Postpferde vor Dubourgay's Wagen; da schwang sich Sekkendorf in Eile auf sein Pferd, ritt die 4 Meilen nach Potsdam in sieben Viertelstunden, und kam eine Stunde früher als der Englische Gesandte an; diese benuzte er zwar, den König gegen den Vergleich einzunehmen, und auf's neue in Zorn zu bringen; aber die bessere Partei siegte diesmal, und Sekkendorf hatte von allen seinen Ränken nichts weiter, als den Verdruß, daß das gute Vernehmen zwischen Hannover und Preußen in der Mitte des Aprils hergestellt wurde. Nach dem Ausspruch der Schiedsrichter

wurden

wurden von den 51 Hannoveranern 20 dem Könige von England ausgeliefert, 18 die keine geborne Hannoveraner und keine gezwungne Soldaten waren, den Preußen gelassen; wegen der übrigen 13, die in der Preußischen Armee vor jezt nicht aufgefunden werden konnten, die Rechte des Königs George II. vorbehalten. Die 202 gefangenen Preußen erhielten ihre Freiheit.

Ob nun gleich diese Streitsache beigelegt war, so hörten die Werbeexcesse darum doch nicht auf; alle Unannehmlichkeiten, die für den König selber daraus entstunden, waren nicht vermögend, seine Begierde, aus fremden Ländern große Rekruten zu lokken, auch nur einzuschränken. Selbst im Hannöverschen wurde, nach wie vor, den großen Leuten nachgetrachtet, und mancher derselben mit Gewalt entführt. In Sachsen, Baiern, Franken, am Rhein, mit einem Wort in ganz Deutschland geschahe dergleichen. Der König George II. arbeitete daher an einer Verbindung der deutschen Reichsstände und der Generalstaten der Republik Holland, um sich den Preußischen Werbungen zu widersezzen. Mit einigen mächtigen Ständen, als mit Kölln und Sachsen kam diese Vereinigung 1731 und 1732 wirklich zu Stande; sie beschlossen, sich gegen alle Verlezzungen ihrer Landesrechte, gegen alles gewaltsame oder geheime Werben der Preußen, und gegen fremde Durchmärsche Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Der Kaiser, der Preußen zu schonen suchte, erklärte

sich

sich wohl gegen diese eigenmächtige Selbsthülfe, konnte aber die Gründe nicht widerlegen, daß jeder Fürst ein natürliches Recht habe, sich selber zu helfen, da das Reichsoberhaupt keinen gehörigen Schuz verschaffen könne.

Im Jahre 1732 ließ der Kurfürst von Baiern einige Preußische Unterofficiere in Verhaft nehmen, weil sie ihm nicht allein Bürger unter dem Vorwande, ihnen einträgliche Bedienungen und Aemter zu verschaffen, sondern auch Gardisten und andre Soldaten entführt, und mit heimlichen Fuhrwerken, ja sogar mit öffentlicher Post aus dem Lande geschaft hatten. Der König beklagte sich über das Verfahren der Baiern bei der Reichsversammlung, wodurch er jedoch nicht so viel, als durch Unterhandlungen in München ausrichten konnte; er versprach Einstellung der Beschwerden, und erhielt dafür die Loslassung seiner Werber.

Um gleiche Zeit wurde ein Preußischer Major zu Kassel aus eben der Ursache arretirt; man hatte ihn in wirklichen unerlaubten gewaltthätigen Werbegeschäften angetroffen; seine Gefangenschaft war übrigens gelinde, denn er behielt seinen Degen, und durfte in der Stadt herum gehen. Aus Rache überfielen die Preußen im Halberstädtschen 2 Hessische Officiere, die auf einer Reise begriffen waren, auf der offenen Heerstraße, nahmen ihnen die Degen ab, schleppten sie nach Magdeburg, und stekten sie an solche Orte, von denen die Gefangenen

sagten,

ſagten, daß ſie ſich ſchämten, ſie zu beſchreiben. Der Heſſiſche Prinz *). Wilhelm, damaliger Landesverweſer, wurde hierüber ſo erbittert, daß er an den Höfen zu Bonn, Hannover und Dresden alles in Bewegung ſezte, um thätliche Maasregeln gegen Preußen zu ergreifen. Friedrich Wilhelm beſänftigte ihn aber durch die baldige Loslaſſung der Officiere. Ueberhaupt wurde die Wirkung der allgemeinen Verbindung gegen den König nur deswegen gehemmt und aufgehalten, weil er ſich mit Eifer bei jeder Gelegenheit der Proteſtantiſchen Kirche annahm; ſeine Glaubensgenoſſen wollten daher aus Liebe, und die Katholiſchen aus Furcht nicht gern gemeinſchaftlich das Aeußerſte wider ihn wagen, weil ſonſt die erſten ſeinen Schuz in Religionsſachen verlieren, die andern ſeinen Zorn auf ſich laden möchten. Um den immerwährenden Klagen der Stände zu begegnen, machte er den 17. Sept. 1732 ein ſcharfes Edict gegen die geſezwidrigen Werbungen ſeiner Soldaten bekannt, aber die auswärtigen Höfe hatten den Argwohn, daß er dies nur zum Schein thäte, und man konnte ihnen ihren Verdacht nicht übel nehmen; denn man hörte

*) Der wirkliche Landgraf war Friedrich I., ſeit 1718 König von Schweden. Da ihm 1730 die Regierung über Heſſenkaſſel zufiel, er ſich aber in Stokholm aufhielt, ſo ſezte er ſeinen Bruder Wilhelm zum Statthalter ein; und da er 1751 ohne Kinder ſtarb, ſo folgte ihm derſelbe unter dem Namen Wilhelm des VIII. in der Landesherrſchaft.

hörte nicht ein einziges mal, daß er einen Werber bestraft hätte, desto öfter hingegen, daß er sie belohnte, wenn sie Rekruten schaften, mochten sie dabei verfahren sein, wie sie wollten.

Ein höchst trauriger Vorfall ereignete sich 1733 in Holland. Der Preußische Lieutenant Wollschläger wollte durch Hülfe eines gewissen Delwich, Lieutenant unter den Stadttruppen zu Aachen, einen großen Grenadier und Graveur aus der Festung Mastricht zur Desertion verführen; er versprach ihm eine Korporalsstelle, und die Verfertigung der Grenadiermüzzen für das ganze Regiment zu verschaffen. Der Holländer bezeigte keine Lust zum Preußischen Dienst, sondern entdekte die Sache seinem Hauptmann. Dieser hatte allein von seiner Compagnie 20 große Leute durch solche Werbeintriguen verloren, 10 derselben waren noch in Wesel, und der kleinste hatte 600 Thaler Handgeld bekommen; die ganze Besazzung zu Mastricht rechnete ihren Verlust an Ausreißern, welche die Preußen durch Ueberredung und große Geldsummen an sich gelokt hatten, auf 3000 Mann. Man freute sich daher, einmal einen von dergleichen Verführern zu überlisten, und ihn, den übrigen zum Exempel, dem Rachschwerte der Justiz zu opfern. Der gedachte Grenadier mußte durch einen Brief den Lieutenant Wollschläger nach dem Dorfe Jülpen, welches halb an Holland und halb an Jülich gehörte, bestellen, wohin er noch einen seiner Kameraden mitbringen würde. Wollschläger, Del-

wich

wich und ein Preußischer Unterofficier fanden sich dort ein; als sie aber die Ueberläufer in Empfang nehmen wollten, sprangen plözlich 8 verstekt gewesene Holländische Unterofficiere hervor, und führten sie gefangen nach Mastricht. Hier wurden sie in Ketten gelegt, vor ein Kriegsgericht gestellt, und zum Tode verdammt. Wollschläger und Delwich mußten für ihr Werbergeschäfte wirklich mit dem Leben büßen; sie wurden den 21. Januar erschossen; der Unterofficier wohnte der Hinrichtung bei, und erhielt hierauf seine Freiheit, um in Berlin melden zu können, was er in Mastricht gesehen habe. Die Holländer hatten ihren Grimm an diesen beiden Schlachtopfern desto ungehinderter ausgelassen, weil noch während des Verhörs mit ihnen ein andrer Preußischer Werber so dreist gewesen war, 2 Soldaten von der Besazzung zu Nymwegen zu entführen. So wenig ließen sich diese Menschen von ihrem Gewerbe abschrekken. Ihre Verwegenheit ging so weit, daß sie einmal die Thore eines Holländischen Städtchens erbrachen, einen Bürger aus dem Bette rissen, und seines Sträubens ungeachtet mit sich fortschleppten.

Friedrich Wilhelm, der alle Vorstellungen des Holländischen Gesandten wegen des Werberunfugs bisher mit Gleichgültigkeit aufgenommen hatte, entbrannte im glühendsten Zorne über die Bestrafung des Lieutenants Wollschläger, nannte sie Treulosigkeit und Verrath, vergaß aber das große Unrecht, was er durch seine Werber beständig aus-

üben

üben ließ, sprach von Undank der Holländer gegen die von seinen Vorfahren ihnen geleisteten Dienste, grade als wenn die Gutthaten der Großväter den Enkeln ein Privilegium zu Beleidigungen geben könnten, und ertheilte seinen Officieren Befehl, alle Holländischen Soldaten, deren sie habhaft werden könnten, zu arretiren. In Westphalen wurden 1 Holländischer Oberster, 3 andre Officiere und 20 Gemeine gefangen genommen. Zwei andre Holländer vom Militair, die sich eben zu Berlin befanden, bekamen noch zu rechter Zeit von dem Gesandten der Republik Giekel einen Wink, sich zu entfernen, welches sie dann thaten. Der König sezte den Gesandten hierüber zur Rede, stieß die heftigsten Drohungen gegen Holland aus, und sprach von einer schrecklichen Rache, die er nehmen wolle. Die Generalstaten sezten sich deswegen in den besten Vertheidigungsstand, und sahen sich nach auswärtiger Hülfe um. England und Frankreich sicherten sie ihnen vorläufig zu; auch der Kaiser war, vermöge eines bestehenden Traktats, schuldig, ihnen beizustehen. Durch diese Aussichten ermuntert, sprachen sie in einem ernsten Tone, und foderten die Loslassung ihrer Gefangenen mit Muth und Entschlossenheit, indem sie sich darauf beriefen, daß sie schon oft um die Abstellung der Werbernachstellungen in Berlin gebeten hätten, alle ihre Worte aber in den Wind geredet gewesen wären. Der Kaiser, welcher jezt ein entgegengeseztes Intresse, als vor einigen Jahren bei den Werbehändeln im Hannöverschen hatte, der die Freundschaft zwischen Holland

land und Preußen jezt eben so eifrig beibehalten, als ehemals zwischen lezterm und England zerrissen wünschte, warf sich zum Vermittler beider Staten auf, und fand den König, nachdem seine erste Aufwallung vorüber war, zur Ausgleichung geneigt. Es waren ihm seit kurzen 50 große Leute seines Leibregiments an einer anstekkenden Krankheit gestorben; dies machte ihn äußerst niedergeschlagen; er befürchtete, sein schönes Regiment, die Lust seines Herzens, die Frucht so großer Geldsummen, das Werk so vieler Mühseligkeiten möchte nun ganz untergehen, wenn alle Mächte nach dem Beispiele Hollands seine Werber verjagten oder arretirten. In dieser Stimmung nahm er die kaiserliche Vermittelung gern an, und stellte nach einer Erklärung vom 4. April alles dem Kaiser anheim. Die Aussöhnung zu bewirken, hielt sehr schwer, weil jeder Theil Recht zu haben meinte, und jeder Genugthuung foderte. Endlich brachte es der kaiserliche Gesandte dahin, daß der König die gefangenen Holländer in der Stille losließ; eine Gefälligkeit, die ihn aber bald gereute, weil er nun kein Mittel zur Wiedervergeltung mehr in Händen hatte. Zulezt lief die ganze Sache nach vielen Debatten und Vorschlägen dahin aus, daß die Holländische Regierung eine schriftliche Erklärung ausstellte, daß sie bei dem Mastrichter Vorfalle der militärischen Justiz den freien Lauf gelassen, aber keinen besondern Befehl darüber ausgestellt habe; daß sie diejenigen, über welche sich der Berliner Hof mit Grunde beschweren könne, zu bestrafen bereit sei, und

daß

daß sie sehnlich wünsche, mit Preußen in gutem Einverständnisse zu bleiben. Den 16. Juli kam der Holländische Gesandte Giekel, den der König wohl leiden mochte, bei ihm zur Audienz, wo lezterer die Versicherung gab, daß er gegen seine Person nichts habe, jedoch das Verfahren der Republik in seinem Herzen nicht rechtfertigen könne, und ihn daher ersuche, hievon in Zukunft zu schweigen, und alles in Vergessenheit zu bringen. Dabei blieb es. Aber dem König war es nicht möglich, so etwas, was sein Soldatenwesen anging, zu vergessen; es kränkte ihn, die gefangenen Holländer so leicht frei gelassen zu haben, und er verschmerzte Wollschlägers Tod nicht eher, als bis er sich gerächt hatte. Im folgenden Jahre ließ er 2 Holländische Unterofficiere, unschuldige Menschen, die von ungefähr in's Preußische Gebiet kamen, greifen und aufhängen. Alle Klagen der Holländer konnten nichts ändern, und der indessen ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wegen der Polnischen Königswahl, zog bald die Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände.

Eben diesen Reichskrieg benuzte der König, um mehrere Stände des Fränkischen Kreises sein Misvergnügen auf eine schmerzhafte Art empfinden zu lassen, weil sie sich die Ausschweifungen seiner Werber nicht hatten gefallen lassen wollen. Er schikte 5 Infanterie- und 3 Dragoner-Regimenter als Hülfstruppen im Mai 1734 zur kaiserlichen Armee gegen Frankreich, und versprach in einem

besondern Vertrage, scharfe Befehle an seine Generale ergehen zu lassen, daß sie auf dem Marsche und in den Quartieren die strengste Disciplin halten, und solche Justiz verwalten sollten, damit sich Niemand mit Fug und Recht zu beklagen Ursach haben möchte. Indessen eine traurige Erfahrung zeigte es, daß er seinen Truppen in Betreff einiger Länder, durch welche der Marsch ging, geheime Ordres, und ganz entgegengesezte Anweisungen ertheilt hatte. Die Bewohner des Fränkischen Kreises und der Rheingegenden fühlten die Wirkungen davon besonders hart. Die dortigen Regierungen hatten sich den Mishandlungen der Werber bereits vor mehrern Jahren widersezt, und einige, die es zu grob machten, eine Zeitlang festgesezt, und dann über die Grenze geschaft. Dies sahe Friedrich Wilhelm für eine Beleidigung an, die er jezt an vielen tausend unschuldigen Bürgern und Bauern zu rächen gebot. Im Würzburgischen, Bambergischen, Fuldaischen und selbst in den mit Preußen so nahe verwandten Fürstenthümern Anspach und Baireuth machten die durchziehenden Preußischen Kriegsvölker ihren Namen verhaßt, und das Andenken an ihren damaligen Aufenthalt verwünscht. Alles, was Rachsucht erdenken, und Zügellosigkeit vollbringen kann, wurde verübt; und wenn es unnatürlich wäre, das alles auf Rechnung des Königs zu schreiben, so ist es leider doch eine Thatsache, die nicht geleugnet und nicht verschwiegen werden kann, daß man es bei Hofe gern sahe, wenn die Widersezlichkeit gegen die Werber gezüchtiget wurde.

Daß

Daß übrigens solche Gewaltthätigkeiten nicht zum Karakter des Preußischen Militairs gehörten, versteht sich von selbst; auch damals betrugen sie sich in Sachsen, Anhalt und Schwarzburg so gesittet und ruhmwürdig, daß in den öffentlichen Zeugnissen der dortigen Obrigkeiten ihr Betragen ein Muster der Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit genannt wurde. Nur in Franken und am Rheine verleugneten sie ihren edlen Karakter, und verringerten ihren guten Ruf, da sie eingebildete Beleidigungen durch unverdiente Qualen rächten. Bürger und Bauern wurden der Willkühr ihrer Peiniger überlassen; Eltern, selbst Greise, deren Söhne zum Soldatendienst gezwungen worden und entflohen waren, in Eisen gelegt; und Geldsummen willkührlich erpreßt, welche die Unglüklichen zu 400,000 Thalern angaben. Ihre Klagen erschollen bis nach Wien vor den kaiserlichen Thron, von wo aus ernstliche Vorstellungen an den König ergingen, den gestifteten Schaden zu ersezzen, damit nicht das lezte Mittel, den Klägern reichskonstitutionsmäßige Genugthuung zu verschaffen, angewendet werden müsse. Die Preußen leugneten ihre verübten Mishandlungen nicht ab, sondern entschuldigten sie mit einer Anklage, die schon an und für sich höchst unwahrscheinlich ist, und die sie niemals bewiesen haben. Die Bauern einiger Würzburgischen Dörfer hätten den Anschlag gehabt, in der Nacht eine Dragonerkompagnie zu überfallen und zu ermorden. Gesezt, dies verhielte sich also, so entsteht die Frage: was bewog die Bauern dazu? Gewiß nur Erbitterung

rung wegen vorhergegangener Bedrükkungen. Und dann, sollten ganze Länder das auf eine schrekliche Art büßen, was einige Bauern gefrevelt hatten? Man wende sich, wie man wolle, ein Rechtfertigungsgrund für jene Gewaltthaten wird nie zu ersinnen sein. Des Königs Antwort dekt die wahre Ursache unverhohlen auf: „Die Würzburger, sagte „er, haben meine Werber ehedessen gleichfalls unmannirlich traktirt, und ihnen ihr Geld abgenommen.“ Hinc illae lacrimae! Darum bestrafte man keinen Soldaten, mochte er auch die größten Unordnungen in Franken begehen, so strenge sonst jedes Vergehen wider die Mannszucht im Preußischen Heere geahndet wird; und eben darum erhielten die Gekränkten keinen Ersaz.

Die gewaltsamen Werbungen im Auslande wurden, so lange der König lebte, fortgesezt. Im Jahre 1739 bemächtigten sich die Preußen auf Polnischem Gebiet eines Holländischen Schiffes, führten die schönsten Leute, auch sogar den Kapitain mit weg, welche zu Königsberg alle zum Dienst gezwungen wurden. Auf dem Wege begegneten eben diesen Werbern, die ihre Holländischen Leute fortschleppten, zwei Polnische Priester von hohem Wuchse: auch diese wurden nach mancherlei unwürdigen Behandlungen mitgenommen; und sie mußten ihr geistliches Gewand mit dem Grenadierrokke vertauschen. Ein solches Verfahren empörte die Gemüther der Polen so sehr, daß sie mit einem Einfalle in Preußen und mit einer allgemeinen Verheerung

durch

durch Feuer und Schwert drohten. Jedoch da dies eher gesagt, als gethan war, und die Werber ebenfalls nicht warteten, bis man sie bestrafte, so blieb den Polen nichts weiter übrig, als ähnliche Excesse für die Zukunft zu verhindern; sie beschlossen daher, keine Preußischen Deserteure mehr, wie sie bisher gethan hatten, auszuliefern, und alle Werber, die sich in ihrem Reiche zeigen würden, aufzuheben und aufzuknüpfen. Der Holländische Gesandte Gickel seiner Seits verlangte die Zurükgabe der entführten Schifsmannschaft und die Bestrafung der Missethäter. Allein man sezte ihm die gewöhnliche Ausrede entgegen, daß sich die reklamirten Leute gutwillig hätten anwerben lassen, und daß sie mit ihrer Lage zufrieden wären, und die Rükkehr in ihr Vaterland nicht wünschten. Man stritt sich einige Zeit hin und her, bis ein neuer Zwist hinzukam. Ein Preußischer Unterthan aus Geldern, dessen 2 Söhne Soldaten werden sollten, flüchtete mit ihnen nach Holland, und fand hier Schuz. Nun kam die Reihe des Zurükfoderns an den König. Auf die Verweigerung der Generalstaten nahm man einen groß gewachsenen Landmann bei Nimwegen weg, und führte ihn in's Preußische. Der Holländische Gesandte beschwerte sich hierüber in einer Audienz bei dem Könige auf's bitterste, und bediente sich unter andern des Ausdrucks, er möchte seine Truppen besser in Ordnung halten. Dies entrüstete den König so sehr, daß er den Stok aufhob, doch sich augenbliklich wieder besann; sonst hätten traurige Folgen entstehen können.

nen. Giekel ging in voller Bewegung weg, und wollte in derselben Stunde Berlin verlassen. Doch der König rufte ihn zurük, und behielt ihn zum Mittagsessen; nach einigen Tagen aber reiste lezterer ab. Die Holländer arretirten darauf 2 Officiere aus Kleve, die ihr Gebiet betreten hatten, welches so viel bewirkte, daß sie den Geldrischen Bauer, aber nicht die Seeleute frei erhielten.

Dergleichen Dinge ereigneten sich in allen Staaten ohne Unterlaß; es wäre jedoch zwekwidrig, noch mehrere einzelne Beispiele davon anzuführen; wir wollen dieser Materie blos noch eine Nachricht von den Werbungen im Oesterreichischen beifügen, und sie um desto lieber verlassen, da sie eben nicht geeignet ist, Friedrich Wilhelm's Größe ins Licht zu sezzen. Der Kaiser hatte an dem Könige Friedrich Wilhelm die mehrste Zeit einen treuen Freund; und auch da, wo er ihm Ursache genug gab, sich zu dessen Feinden zu schlagen, mäßigte der König seinen Unwillen so sehr, daß er nie etwas wider das kaiserliche Ansehen unternahm. Für diesen wichtigen Dienst bezeigte sich der Wiener Hof dadurch gefällig, daß er unter gewissen Einschränkungen die Preußischen Werbungen gestattete; es gab in den weitläuftigen Oestreichischen Staaten über 300 Preußische Werber, welche freiwillige Leute von ungewöhnlicher Größe für ein gutes Handgeld ausheben durften. Da diese aber die ihnen gegebene Erlaubniß mißbrauchten, nicht immer Rekruten mit gutem Willen, sondern eben so oft mit Zwang

und List fortführten, und da nach geendigtem Kriege mit den Franzosen die Preußische Freundschaft nicht mehr für so nüzlich als vorher gehalten wurde; so befahl der Kaiser Karl VI. im December 1735 allen Preußischen Werbern, seine Länder sogleich zu verlassen. Eine verlorne Schlacht hätte den König nicht in grössere Bestürzung versezzen können, als ein solcher Befehl, wodurch ihm eine so ergiebige Quelle für die Erhaltung und Verschönerung seines Leibregiments und seines Heeres überhaupt auf einmal versiegen sollte. Wie viel ihm an der Erhaltung der Werbefreiheit in dem Oestreichischen gelegen sein mußte, kann man daraus schließen, daß er bis zum Jahre 1735 an 3700 Rekruten von daher bekommen hatte. Er sezte daher alles in Bewegung, um einen Widerruf bei dem Kaiser zu bewirken. Er erbot sich endlich, zufrieden zu sein, wenn ihm nur vergönnt würde, aus Böhmen jährlich 20 Mann für seine Leibgrenadiere zu ziehen; er wolle diese Vergünstigung als das einzige Merkmal ansehen, daß der Kaiser seine Freundschaft nicht verachte; er wolle gern nichts einwenden, wenn Juden und Civilpersonen, die sich mit Werben abgeben sollten, zum Galgen verurtheilt würden. Der Preußische Gesandte Gotter zu Wien, mußte diese Bitten und Vorstellungen so oft und so dringend wiederholen, bis endlich der Hofkriegsrath den 15. Mai 1736 folgende Entscheidung ertheilte: „Zu Bezeugung einer besondern Willfährigkeit wolle man zugeben, daß 20 Mann in Böhmen und Mähren, und eine kleine Anzahl in Ungarn und an den

Meer-

Meergränzen für das königl. Leibregiment, doch nur freiwillig geworben werden dürften. Dies Geschäft sollte jedoch kein andrer, als der Baron von Gotter und der Kriegsrath Kircheisen betreiben. Alle übrigen Werber, selbst Officiere, die mit Preußischen Pässen versehen wären, sollten ohne Umstände bei'm Kopfe genommen, und zur Strafe gezogen werden. Diese Bewilligung könne und würde aber sogleich aufgehoben werden, wofern die erwähnten Vorschriften übertreten würden." Der König konnte es nicht über sich erhalten, in diesen gesteckten Grenzen zu bleiben. Noch in diesem Jahre gerieth er mit dem Hofkriegsrathe in Uneinigkeit. Einer seiner Lieutnante, Namens Laurenz, hatte einen Unterthanen des Schlesischen Grafen Hochberg mit Gewalt entführt, dessen Frau und unerzogene Kinder in's tiefste Elend gestürzt, und sich stets geweigert, sowohl den Vater loszulassen, als auch der Familie eine Unterstützung zu geben. Man lauerte ihm daher auf, erwischte ihn, und führte ihn nach Jauer, wo er nun schon $1\frac{1}{2}$ Jahre im Gefängnisse saß. Friedrich Wilhelm gebrauchte zulezt eine ganz eigene Art von Repressalien. Schlesien litt wegen Miswachs einen grossen Getreidemangel, und hatte daher viele Lasten Korn in Meklenburg, Danzig und Kurland aufgekauft, welche auf der Elbe und Oder durch die Preußischen Länder geschifft werden sollten. Der König ließ alle Fahrzeuge der Schlesier anhalten, und das Getreide in Verwahrung nehmen. Er frug hierauf seine Abendgesellschafter im Tabakskol-

legium, ob die Schuld des Hungertodes, da mehrere 100 Menschen wegen dieser Getreidesperrung leicht sterben könnten, auf ihn oder auf diejenigen fallen würde, welche seinen Lieutenant Laurenz gefangen hielten? Alle antworteten, daß er ganz unschuldig daran sein würde, und daß diejenigen es verantworten möchten, welche ihn nöthigten, Repressalien zu gebrauchen. O Hofschmeichler! so vergiftet ihr die Seele der Fürsten, und schläfert ihr erwachendes Gewissen ein. Friedrich Wilhelm glaubte nun, ganz Recht zu handeln, wenn er, um einen Schuldigen der Ahndung der Gesezze zu entziehen, viele hundert Unschuldige hungern ließe. Doch der Kaiser hatte Mittel genug in Händen, den Kornschiffen eine freie Farth zu verschaffen. Es reiste eben ein Preußischer Major mit einem Duzzend Riesen, die er in Neapel geworben hatte, durch's Oestreichische; er wurde mit seinem Zuge angehalten, und die ganze Werbung in Böhmen verboten. Dies wirkte. Friedrich Wilhelm sandte den Schlesiern das Korn; und der Kaiser ließ die Rekruten ziehen.

Da um diese Zeit auch der Englische Hof den Preußischen Gesandten von Bork wegen gesezwidriger Werbungen von sich entfernte; der französische Marquis von Chetardie eine heftige Schrift wegen eben der Sache herausgab; und von allen Orten und Enden Klagen über Werberdrükkungen einliefen; so fingen die Günstlinge des Königs, welche seine Riesenbegierde genährt und gestärkt

hatten,

hatten, nunmehr an, ihr Verfahren zu bereuen, und den König zu mäßigern Gesinnungen herabzustimmen. Der Minister Grumbkow, der General Schulenburg, und der kaiserliche Gesandte, Freiherr von Sekkendorf, Neffe des Grafen dieses Namens, sezten einen rührenden Brief ohne Unterschrift auf, in welchem sie das Gefühl des Königs durch Beschreibung des zahllosen Elends, welches die Werbungen über tausende von Menschen brächte, zu erschüttern, und sein Gewissen durch religiöse Betrachtungen zu wekken suchten. Sie wandten 3 biblische Sprüche *) auf ihn und seine Werbeofficiere an. Der Brief kam wirklich in des Königs Hände, änderte aber in seiner zu tief eingewurzelten Neigung nicht das Mindeste. Der ältere Sekkendorf drükt sich in einem Schreiben an den Kaiser hierüber so aus: „Die Verdrüßlich„keiten wegen der Werbegeschäfte sind allein fähig, „einem Menschen das Leben zu kürzen; denn „man auf der einen Seite die beständigen Klagen „hören muß, auf der andern Seite aber, wenn „auch Ehre und Reputation dabei verloren ginge,

„kein

*) Diese Sprüche waren: 2 Mos. 21, 16. Wer einen Menschen stiehlet, und verkaufet, daß man ihn bei ihm findet; der soll des Todes sterben.

5 Mos. 24, 7. Wann jemand funden wird, der aus seinen Brüdern eine Seele stiehlet; — solcher Dieb soll sterben; daß du das Böse von dir thust.

1 Tim. 1, 10. Den Gerechten ist kein Gesez gegeben, sondern den Hurern, den Knabenschändern, den Menschendieben, den Lügnern ꝛc.

„kein Mittel zu ersinnen weiß, wie den Sachen „mit Bestand abzuhelfen.“ Nur mit unsäglicher Mühe gelang es dem jüngern Sekkendorf, einem Mailändischen Edelmann, und einem Löwenschen Studenten, die beide wider Willen die Preußische Muskete trugen, 1736 die Freiheit zu verschaffen.

Die nächste Sorge Friedrich Wilhelm's erstrekte sich ganz natürlich auf die Verbesserung der Finanzen, und auf die Vermehrung der Einkünfte, ohne welche er seine große Armee nicht unterhalten konnte. Er führte richtigere Grundsäzze der Besteurung, eine genauere Aufsicht bei der Erhebung, und einen ordentlichern Gang der Verwaltung ein. Alle willkührliche Abgaben, als Kopfsteuern, Erhöhung des Salzpreises, Prinzessinnen-Ausstattungen und dergleichen hob er ganz auf. Im November 1717 unterdrükte er den Impost, welcher seit 1701 auf die Perükken und Karossen gelegt war, doch ließ er noch die Reste mit Strenge eintreiben. Zu den Reichskosten, und für seine Gesandten foderte er keine besondern Abgaben mehr, wie bisher üblich gewesen war. Eben so sorgte er auch für seine Kinder selbst, ohne dafür dem Lande unter eignen Auflagen etwas abzufordern. Für jede seiner 6 Töchter sezte er 100000 Thaler zur Ausstattung aus, welche er schon von der Zeit ihrer Kindheit an mit 5 Procent, also überhaupt mit 5000 Thalern verzinsete; so lange sie der Erziehung bedurften, erhielt die Königin diese Interessen; sobald sie in die erwachsenen Jahre rükten,

ten, bekamen sie die Summe selber; und wenn sie sich vermählten, wurde ihnen das Kapital ausgezahlt. Für seine 4 Söhne kaufte der König Landgüter, die ihm die Besizzer, wenn gleich gegen gute Bezahlung, doch oft gezwungen abtreten mußten. Zu Verwaltung der prinzlichen Güter legte er zu Wusterhausen eine Gesamtkammer an. Außerdem schenkte er den Prinzen mehrere ersparte Summen, welche die Stände der Provinzen als zinsbare Kapitalien, auch wenn sie sie nicht brauchten, anzunehmen genöthiget waren.

Um nun die Ausfälle der abgeschaften Impoſten zu ersezzen, und den Ertrag der Abgaben zu vermehren, wurde die Accise theils erhöhet, theils in allen Provinzen, z. B. in den Westphälischen eingeführt; sodann die Zollfreiheit vielen Märkischen Städten, die sie seit den ältesten Zeiten genossen hatten, unter'm 10. Juli 1715 entrissen; eine Anordnung, die allen Orten, welche sie betraf, am mehrsten aber der Stadt Stendal hart fiel; denn ihr hatte er den 27. Februar 1714 die Befreiung von den Zöllen ausdrüklich bestätiget. Es erschienen eine Menge Protestationen, auf welche jedoch nicht geachtet wurde, und die Städte mußten sich unter das Gesez der Nothwendigkeit beugen. Durch Abschaffung der Mißbräuche bei'm Postwesen, und eine treuere Verwaltung blieb ein Ueberschuß von 100000 Thalern reinem Gewinne. Mit dem Holze wurde ebenfalls besser gewirthschaftet, und ein einträglicher Handel damit nach Hamburg und Holland ge-

getrieben. Im Jahre 1722 befahl der König die allgemeine Einführung des Stempelpapiers im ganzen Lande. Zu größerer Benuzzung der Domänen, hob er 1717 die von seinem Vater eingeführten, und zum Theil noch übrig gebliebenen Erbverpachtungen auf, und verwandelte sie in Zeitpachte auf 6 Jahre. Um richtigere Anschläge von dem Werthe derselben abfassen zu lassen, mußten die Grundstükke auf's neue vermessen werden, wobei er bestimmte, daß jede Hufe zu 30 Morgen, und jeder Morgen zu 180 Rheinländischen Ruthen gerechnet werden sollte; ob nun gleich in Preußen 300 Ruthen einen Morgen ausmachten, und hier viel Widersprüche gegen die neue Eintheilung entstanden, so mußte der königliche Wille doch befolgt werden. Bei dieser Gelegenheit brachten einige Finanzräthe den menschenfreundlichen Gedanken vor, den pflichtigen Amtsunterthanen die Naturaldienste gegen eine Geldabgabe zu erlassen: aber andre erhoben ihre Stimme so laut dagegen, daß es bei'm Alten blieb.

Die Veränderung, welche Friedrich Wilhelm nach einer Verordnung vom 30. Juni 1717 mit den adlichen Gütern vornahm, vermehrte seine Einkünfte ansehnlich, und war eben so gerecht als billig. Bisher waren die Edelleute von allen gewöhnlichen Abgaben völlig frei gewesen. Die einzige Last, welche sie zu tragen hatten, bestund darin, daß sie zu Kriegszeiten eine gewisse Anzahl Pferde und Knechte auf eigne Kosten zum Heere des

Lan-

Landesfürsten stellen, und persönliche Kriegsdienste leisten mußten. In Friedensjahren trugen sie zur Erhaltung des States gar nichts bei. Nur wenn ein neuer Regent die Herrschaft antrat, oder ein Erbe die hinterlassenen adelichen Güter übernahm, entrichteten sie ein Geldgeschenk für die jedesmal erneuerte Belehnung, welches *) Laudemium oder Lehnware genannt wurde. Dies Geschenk war verschieden. Der Markgraf Waldemar vom Anhaltischen Hause, sezte 1311 fest, daß jeder Güterbesizzer für jeden Wispel hart Korn, das heißt: Roggen, Weizen und Gerste, oder für 2 Wispel Haber, die er einzuernten pflegte, drei Vierdinge, tres fertones, das heißt $\frac{3}{4}$ Mark Silber, oder 15 Gulden nach dem jezzigen Konventionsgelde bezahlen sollte. Als dies Fürstenhaus ausstarb, wußte sich der Adel auch von dieser geringen Abgabe — gering nenne ich sie, weil sie ein Gutsherr nur ein, oder höchstens ein Paarmal in seinem ganzen Leben erlegte — von diesem Don gratuit frei zu machen. Die Bürgerlichen hingegen, welche adliche Lehngüter besaßen, blieben der Lehnware unterworfen. Wie lange der Adel das genaunte Freirecht behauptet habe, ist historisch nicht anzugeben. Aber in der Folge mußte er das Laudemium

*) Laudemium kömmt von dem Altdeutschen Worte Looth oder Lod her, welches Vergeltung, Gabe bedeutet. Laudemium selbst heist: ein Geschenk oder eine Gabe für die erhaltene Belehnung eines adlichen Gutes.

demium wieder entrichten. Der alte Lehnssekretär Steinbrecher berichtet in einem noch vorhandenen Aktenstükke von 1598, es sei schon lange im Gebrauch, daß die Adlichen bei jeder Lehnserneuerung von jedem Tausend des wirklichen Werthes der Güter drei Thaler bezahlten. Diese Gewohnheit würde auch noch dann beobachtet, wenn mit Bewilligung der Herrschaft Güter verkauft, und an andre Familien verliehen würden. Aber wenn die Güter an die rechtmäßigen Erben fielen, so müßte nach einer vom Kanzler Distelmeier gemachten Abänderung für jedes Pferd, womit sie der Herrschaft zu dienen schuldig wären, 20 Thaler Lehngabe bezahlt werden. Wie viele Pferde aber jeder Vasall zum Kriege stellen müsse, wäre in den Lehnbriefen aus sonderlichen, erheblichen Ursachen nicht angeführt; das Verzeichniß davon jedoch in der Lehnskanzlei vorhanden. Von der Kurmark betrüge es nicht über 600 Pferde. So blieb es bis zum Jahre 1717. Bei der ganz umgestalteten Kriegsverfassung der neuern Zeiten war die alte Art, durch das Aufsizzen des Adels, und durch Stellung ihrer Knechte, Krieg zu führen, unzwekmäßig, widersprechend und überflüßig geworden. Da also der Adel blos wegen seiner persönlichen Kriegsdienste die Steuerfreiheit genoß, so war nichts billiger, als daß er gleich andern Statsbürgern Abgaben bezahlte, sobald er jene Kriegsdienste nicht mehr that. Auf Anrathen des Ministers Kraut befahl daher der König, daß die Güterbesizzer von nun an, und zwar jährlich, 40

Thaler

Thaler für jedes Ritterpferd entrichten sollten, mit welchem sie ehemals hatten zum Streite ausziehen müssen. Dafür hob er die bisherige Lehnsverpflichtung auf, und erklärte sämmtliche Lehne für freie, eigenthümliche Erbgüter, wodurch der Adel gewiß mehr gewann als verlor. Denn vorher fielen die Lehngüter nach dem Aussterben einer männlichen Nachkommenschaft an den Landesherrn; der lezte Besizzer durfte sie nicht verkaufen, nicht verschenken, nicht durch Testamente vermachen; die Seitenverwandten, wenn sie nicht von Alters her ausdrüklich die Lehn zur gesammten Hand hatten, konnten keinen Anspruch an die Verlassenschaft der Lehne machen; fast alle Güter waren nur Mannslehne, und daher konnten die Töchter nicht zu ihrem erblichen Besizze gelangen, sie mußten vielmehr das väterliche Gut mit dem Rükken ansehen, und oft Noth leiden. Auch die wirklichen Lehnsleute verloren zuweilen ihre Gerechtsame, und ihre Besizzungen, wenn sie einen sogenannten Lehnsfehler gemacht, die Erneuerung der Lehne nicht zur rechten Zeit oder nicht auf die rechte Art gesucht hatten, oder sie wurden doch wenigstens in kostspielige Prozesse verwikkelt. Alle diese Unbequemlichkeiten fielen nun weg. Der König entsagte allen seinen Ansprüchen auf diese Güter; die Edelleute konnten sie nun als vollkommnes Eigenthum behandeln, sie an ihre Töchter vererben, an ihre Nebenfamilien verschenken, an Fremde verkaufen, und darüber verfügen, was ihnen gut dünkte. Der König gewann ebenfalls bei der neuen Einrichtung;

er

er hatte in Zukunft eine bestimmte jährliche Einnahme, womit er sich tüchtigere und brauchbarere Kriegsleute verschaffen konnte, als jene zusammengebrachte, undisziplinirte Haufen von Junkern, Knappen, Reisigen und Knechten waren, die ehemals der Lehnsadel aufstellte. Gegen diese Neuerung, so wohlthätig und zwekmäßig sie auch war, erhoben dennoch viele Edelleute ein groß Geschrei, und gingen in ihrer Widersezlichkeit so weit, daß sie sich an den Kaiser und an den Reichshofrath in Wien wandten, um Schuz gegen ihre, nur in ihrer Einbildung gekränkten Rechte zu suchen. Aber Friedrich Wilhelm war nicht der Fürst, welcher sich durch Widerspenstigkeiten von der Ausführung seiner Pläne abschrekken ließ, er erklärte alle Misvergnügte, die seinem Willen Troz bieten würden, für Rebellen, und drohte, bei fernerm Ungehorsame ihnen den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Am hartnäkkigsten bewiesen sich einige der vornehmsten Güterbesizzer im Herzogthum Magdeburg, welche durchaus die neue Auflage nicht bezahlen wollten, und in's Hannöversche flüchteten. Indessen die Magdeburgische Kammer vergalt ihnen den Troz durch Wegnahme des Getraides. Am Ende gewöhnte sich der Adel allgemein an diese Einrichtung, und selbst die Widersprecher fingen endlich an, die Neuerung für nüzlicher, als die alte Verfassung zu halten.

In eben dem Jahre 1717 legte der König noch eine besondre Rekrutenkasse zum Behuf der

Wer-

bungen an. Sie erhielt ihre Einnahme von dem Kaufe der Titel, Ehrenbenennungen und vieler weltlicher Bedienungen. Wenn ein Amt erledigt war, so meldeten sich eine Menge Leute, welche Geld boten, um die Stelle zu bekommen. Von allen Anerbietungen wurden Auszüge gemacht, und dem Könige vorgelegt, welcher den Dienst entweder dem Meistbietenden zuschlug, oder, wenn ihm das Gebot zu gering vorkam, die Kaufsumme selber festsezte. Es ist leicht zu erachten, daß es den erdfneten Stellen an keinen Bewerbern, und der Rekrutenkasse an keinen Zuflüssen fehlte. Ein Theil dessen, was für gekaufte Titel einkam, wurde zur Fabrikenkasse gezogen; die Zahlpreise für wirkliche Aemter aber fielen allein den Rekrutengeldern zu.

Friedrich Wilhelm gab jedoch seinen Finanzen nicht blos mehr Ergiebigkeit, sondern auch eine bessere Ordnung. Bisher war in jeder Provinz eine besondre Amts- und Finanz-Kammer, welche die Einkünfte von den königlichen Aemtern, und die Steuern zum Civilstate verwaltete; und neben ihr ein besonderes Kriegskommissariat, welches diejenigen Abgaben, die zum Kriegswesen angewendet wurden, zu berechnen hatte. Ueber beide führten ähnliche Oberkollegia zu Berlin die Aufsicht. Zwischen diesen verschiedenen Gewaltszweigen entstanden aber häufige Mishelligkeiten und Widersprüche, weil ein Theil sich einbildete, daß der andre Eingriffe in seine Rechte

thäte;

thäte; daher arbeiteten sich beide einander öft entgegen, bekämpften sich durch Advokaten vor Gerichte, besoldeten ihre Sachwalter von den königlichen Einkünften, brachten manche wichtige Geschäfte in's Stokken, und schadeten dem allgemeinen Besten durch ihr einseitiges Verfahren, anstatt es durch gemeinschaftlichen Eifer zu befördern. Um diesen Uebeln abzuhelfen, und alle Zwistigkeit und Eifersucht zwischen den Kommissariaten und Amtskammern auf einmal zu endigen, vereinigte der König beide Kollegien in eins, und nannte sie nun Kriegs- und Domänen-Kammern, und die Räthe derselben Kriegs- und Domänenräthe. Alle Kammern wurden dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium in Berlin unterworfen; einem Kollegium, welches der König den 19. Jan. 1723 einsezte, und zu dessen Geschäftsgange er selbst eine eigne Vorschrift entworfen hatte. Dies war gleichsam sein geheimeres Rathskollegium, welches alle innern Statssachen besorgte, und Anfangs aus 4, in der Folge aber aus 6 Departements bestand. Einer jeden Abtheilung wurden ihre besondern Provinzen untergeordnet. Der König blieb selbst der Präsident; als Vicepräsidenten ernannte er über die 4 Departements die Statsminister Grumbkow, Kreuz, Kraut und Görne. Die geheimen Statsräthe Katsch und Fuchs bearbeiteten alle Justizsachen, und der Hofjägermeister bekam ebenfalls Siz und Stimme dabei. Die Errichtung und der glükliche Fortgang des Generalskommissariats

neral-Direktoriums lag dem König ganz außerordentlich am Herzen, daher wohnte er den ersten Sizzungen bis zu Ende mit Eifer und Aufmerksamkeit bei, und ließ hernach zur beständigen Erinnerung an seine Person sein Bild in der Mitte des Versammlungssales aufhängen. Es stellte ihn in Lebensgröße vor, wie er mit dem Kommandostabe auf ein andres Gemälde zeigte. Dies war die Göttin der Gerechtigkeit mit ihrem gewöhnlichen Attribute, der Wage in der Rechten, auf deren einer Schale die Worte Krieges-, und auf der andern Domänenkasse standen. Die Mitglieder dieses Kollegiums wurden sehr gut besoldet, und erhielten ausgezeichnete Hulderweisungen; und da sie ihre Sizzungen nicht eher aufheben durften, als bis alle vorgekommene Sachen entschieden waren, weswegen sie oft bis Nachmittags beisammen blieben, so wurden sie aus der königlichen Küche gespeist; sie bekamen vier Gerichte, jeder eine Bouteille Rheinwein, und so gut zubereitete Speisen, als der König selber. Diese Speisung dauerte viele Jahre lang fort, hörte aber nach und nach auf. Als ein Theil des General-Direktoriums wurde die um eben die Zeit gestiftete Ober-Kriegs- und Domänen-Rechenkammer angesehen, bei welcher alle Kassenbedienten und Beamten ihre Rechnungen ablegen mußten.

Außerdem traf Friedrich Wilhelm I. manche andre nüzliche Anstalten zur Erhaltung des Lebens und zur Bewahrung der Gesundheit seiner Unterthanen. Er legte Vorrathshäuser

häuser von Getreide an, und reichte der nothleidenden Klasse Saat- und Brodkorn daraus zur Zeit der Theurung, welches er theils um billige Preise vorschoß, theils auch ganz schenkte. Dem Collegium medicum, welches schon unter seinem Vater bestanden hatte, gab er eine erweiterte Gewalt und eine bessere Einrichtung, und erhob es 1725 zu einem Oberkollegium, welches den Statsminister Kreuz zum Vorsteher erhielt. Er räumte ihm ein vortrefliches anatomisches Theater ein, und befahl, daß sich ohne Prüfung und Erlaubniß desselben durchaus Niemand mit Heilung der Kranken abgeben sollte. Um geschikte Aerzte und Wundärzte zu bilden, und armen, besonders schweren Kranken Pflege und Unterhalt, und wo möglich Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu verschaffen, errichtete er 1727 ein Krankenhaus, Charité genannt, in welches schon im ersten Jahre 300 gebrechliche und sieche Personen aufgenommen wurden. Außer den nöthigen Gebäuden und einigem Akkerland, schenkte der König hiezu 100000 Thaler baar Geld, wozu noch das wohlthätige Vermächtniß des Freiherrn Grappendorf von 80000 Thalern kam. Diese Anstalt hat neben dem vielen Guten, was sie bewirkt, auch noch das Verdienst, daß sie zuerst die Anpflanzung der Erdnüsse, wie man sie damals nannte, oder der Kartoffeln betrieb, und dadurch diese nüzliche Amerikanische Frucht im Brandenburgischen bekannt machte. Das Findelhaus zum Besten unehelicher, verlaßner und verwahrloseter Kinder verdankt seine Entstehung

eben-

ebenfalls diesem Könige, der überhaupt für alles, was zur Leibespflege gehörte, große Sorge trug, so wenig er für die Geisteskultur that.

Vor, mehr noch nach der Beendigung des Pommerschen Krieges war Friedr. Wilhelm's auswärtige Politik mit zwei Hauptgegenständen beschäftigt: mit der Erwerbung des Fürstenthums Bareut, und der Jülichischen Erbschafts-länder. Die erste dieser Angelegenheiten hatte folgenden Ursprung und Zusammenhang. Durch zwei Brüder des Brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich's, waren 2 Hauptlinien in der Herrschaft der Brandenburgisch-Fränkischen Länder 1603 errichtet worden, wovon die älteste Bareut, die jüngste Anspach zum Antheil hatte. Die Bareutische Hauptlinie theilte sich aber schon nach dem Tode ihres Stifters Christians 1655 wieder in 2 Linien, wovon die jüngere das Amt Kulmbach zu ihrem Unterhalte bekam, und daher die Kulmbachische genännt wurde. Die Einkünfte dieser Nebenlinie waren nicht groß, wie man daraus ersehen kann, daß sie nur ein Amt besaß, da die Hauptlinie Bareut 16 Oberämter beherrschte. Indessen die Kulmbacher Markgrafen hatten den wichtigen Vortheil, daß sie bei'm Aussterben der Hauptlinie, zur Regierung über das ganze Fürstenthum Bareut gelangen konnten; und dazu war zu Anfange des 18ten Jahrhunderts einige Hofnung vorhanden. Denn der damalige Bareutische Erbprinz George

Wilhelm hatte 3 Kinder in der Jugend verloren, war jezt ohne Erben, und hatte auch keine Brüder. Dem Markgrafen Christian Heinrich, welcher zur Kulmbachischen Nebenlinie gehörte, eröfnete sich unter diesen Umständen die Aussicht, in die Hauptlinie als Erbe zu rükken, und Fürst von ganz Bareut zu werden. Jedoch vor jezt muste er sich sehr einschränken, denn er hatte eine starke Familie, und konnte mit den Einkünften des einen Amtes Kulmbach nicht auskommen. Der König Friedrich I. in Preußen suchte aus seiner Lage Vortheil zu ziehen, er that ihm den Antrag, daß er ihm sein Erbfolgerecht an das Barentische Hauptland verkaufen möchte; wobei er ihm vorstellte, daß die Hofnung zur Nachfolge in Bareut so gewiß noch nicht sei, als er sich vielleicht schmeichele. Der Prinz George Wilhelm von Bareut habe jezt freilich keine Kinder, aber doch eine Gemalin von einem solchen Alter, daß noch Erben genug zu erwarten wären. Dieser Grund, mehr aber die Geldnoth bewog den Kulmbachischen Markgrafen, Christian Heinrich, daß er sich wirklich in den Handel einließ. Im Jahre 1703 unterzeichnete er einen Vertrag, nach welchem er sein Erbrecht auf Bareut an Preußen für 400000 Thaler, für eine jährliche Pension, und für die Einräumung des Preußischen Schlosses und Amtes Weferlingen im Halberstädtischen verkaufte. Darauf bezog er das Schloß Weferlingen, wo er aber schon 1708 mit Hinterlassung von 4 unmündigen Söhnen starb. Der König Friedrich I.

erklärte

erklärte sich als das Oberhaupt des Brandenburgischen Hauses zum Vormunde derselben, und ließ die 2 ältesten Prinzen nach Berlin kommen, um ihnen eine anständige Erziehung zu geben; und vornämlich, um sie zu bewegen, die Verkaufsakte ihres Vaters zu unterschreiben und zu bekräftigen. Dies thaten sie sogar eidlich. Allein als sie die Volljährigkeit erreicht hatten, und nach Franken zurükgekehrt waren, so protestirten sie gegen die ganze Sache, und widerriefen ihre Einwilligung. Es war überhaupt zweifelhaft, ob die Kulmbachische Nebenlinie einen solchen Kauf schließen konnte. Denn sie that ja offenbar der zweiten Hauptlinie, der Anspachischen, Eingriffe in ihr Erbfolgerecht, welches ihr ohne ihre Zustimmung nicht entrissen werden durfte. Der König Friedrich I. fragte darnach nicht, sondern glaubte, dies Hinderniß dadurch aus dem Wege zu räumen, wenn er die kaiserliche Bestätigung des Kaufvertrages erlangen könnte. Aber er erhielt sie nicht. Nach seinem Tode erneuerten die Kulmbachischen Prinzen ihren Widerspruch; die Stände des Fränkischen Kreises, welche die Nachbarschaft der Preußischen Regierung nicht wünschten, unterstüzten sie mit Gelde, und beredeten den ältesten Prinzen 1715 nach Wien zu reisen, sich bei'm Kaiser zu beschweren, und in Absicht seiner vormaligen Einwilligung zu sagen, daß er sich übereilt, und als ein Knabe nicht verstanden habe, was ein solcher Schritt bedeute. Dieser junge Markgraf war wider den neuen König von Preußen um desto aufgebrachter,

weil leztrer ihm eine ansehnliche Pension, die er bis dahin als Titulargeneral genoß, entzogen, und die Erklärung gethan hatte, daß er von ihm nichts wissen wolle. Ohnedem wurde die Hofnung zur Erbfolge in Bareut immer größer. Der oben erwähnte Erbprinz George Wilhelm hatte 1712 die Regierung angetreten, und noch keine Nachkommen erhalten, er führte eine wollüstige und prachtvolle Lebensart, liebte den Trunk, häufte Schulden, und schien kein hohes Alter zu erreichen. Sein wahrscheinlicher Erbe, der Kulmbachische Prinz Georg Friedrich Karl betrieb daher seine Unterhandlungen in Wien zu Vernichtung des Abtretungs = Vergleiches aufs eifrigste. Der Kaiser nahm sich seiner auch an, und suchte den König von Preußen dahin zu bringen, daß er dem erkauften Rechte entsagen möchte. Allein Friedrich Wilhelm wollte seine Ansprüche durchaus nicht schwinden lassen; sondern machte vielmehr Anstalt, nach dem Tode des kinderlosen Fürsten Georg Wilhelm's von Bareut Besiz zu nehmen. Die Fränkischen Stände, welche hierüber bestürzt wurden, wandten sich nun an den Grafen von Sekkendorf, welcher schon damals bei dem Könige in Ansehen stand, und versprachen ihm große Summen, wenn er die Aufhebung der Verkaufsakte bewirken könnte. Sekkendorf, der ähnliche Anweisungen von Wien erhielt, unterzog sich der Sache, und brachte sie durch seine Schlauheit und Ueberredungskünste zu dem gewünschten Erfolge. Im Jahre 1722 kam ein neuer

Ver-

Vergleich zu Stande, durch welchen der vorige von 1703 für ungültig erklärt, und dem Kulmbachischen Prinzen die ungestörte Erbfolge in Bareut zugesichert wurde. Dagegen mußte dieser die 400000 Thaler, welche sein Vater angenommen hatte, zurükgeben, das Amt Weferlingen wieder an Preußen abtreten, und für die aus selbigem gezogenen Einkünfte noch 200000 Thaler zahlen. Es war ein Glük für ihn, daß die Streitpunkte jezt ausgeglichen wurden. Denn einige Jahre nachher, 1726 starb Barent's schwelgerischer Fürst, und erösnete sein nicht unbeträchtliches Erbe. George Friedrich Karl von Kulmbach übernahm nun ohne fernern Einspruch die Regierung, und zeigte durch sein edles Betragen, daß er derselben würdig sei. Um die Anfoderungen Preußens befriedigen, und die Schulden seines Vorfahren bezahlen zu können, schafte er alle Komödianten, Sänger, Lustigmacher und unnüzzen Hofleute ab, schränkte das Militair ein, begab sich mit einem kleinen Gefolge in die Schweiz, und lebte theils hier, theils zu Montpellier in der Eingezogenheit eines Privatmannes so lange, bis durch die Ersparungen die Schuldenlast getilget war. Erst 1729 kam er nach Bareut zurük, wo er dankbarlich des wichtigen Dienstes, den ihm Sekkendorf geleistet hatte, nicht vergaß. Als er von selbigem 1730 einen Besuch erhielt, überreichte er ihm einen mit Dukaten gefüllten Pokal, welchen dieser aber nicht annahm, sondern sich dafür einen Jagdbezirk ausbat. Da der Markgraf ihm den Wunsch zwar bewilligte, aber

vor Ausfertigung der Sache hinstarb; so trat sein Sohn und Nachfolger 1739 ein ansehnliches Stük Waldung, welches einen hohen und niedern Wildbahnsdistrikt enthielt, an Sekkendorf ab.

So wenig es dem Könige mit dem Erwerb von Bareut gelang, eben so wenig konnte er seine Absichten auf die Jülichische Erbschaft erreichen. Des langwierigen Streites über die Verlassenschaft des Herzogs von Cleve, Johann Wilhelm's, welcher 1609 kinderlos starb, ist in dem dritten Bande hinlänglich erwähnt; und eben so im 4ten Theile bemerkt worden, daß der große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1666 und 1671 Vergleiche schloß, nach denen Cleve, Mark und Ravensberg bei Brandenburg bleiben, die Herzogthümer Jülich und Bergen, und die Herrschaften Winnethal, Breskesant und Ravenstein dem Pfalzgrafen von Neuburg gehören sollten. Das Pfälzische Fürstenhaus bestand aus mehrern Linien, von denen wir nur die drei, Simmern, Neuburg und Sulzbach, von eben so vielen Fürstenthümern benannt, hier anzuführen nöthig haben. Die Simmersche Linie besaß seit 1559 die Kurpfalz, starb aber 1685 ganz aus. Nun rükte die Neuburgische Linie in ihre Stelle, und Philipp Wilhelm, eben der Neuburger Fürst, welcher die gedachten Verträge mit Brandenburg 1666 und 1671 abgeschlossen hatte, wurde Kurfürst, und brachte von der Klevischen Erbschaft die Länder, welche wir der Kürze wegen die Jülichschen nennen wollen, an

die

die Kurpfalz, wozu sie vorher nie gehört hatten. Aber auch diese Linie war zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm's I. ihrem Aussterben nahe, da der damalige Kurfürst Karl Philipp keine Söhne hatte. Nach seinem Tode, der nicht mehr fern zu sein schien, hatte die Sulzbachische Linie das Recht zur Pfälzischen Kurwürde, welches ihr auch Niemand streitig machen wollte, oder konnte. Nur der König von Preußen sahe diesen Fall für eine Gelegenheit an, seine Gerechtsame an die Jülichschen Länder geltend zu machen. Denn da leztere blos von der Neuburgischen Linie durch Verträge erworben waren; so konnte ein künftiger Kurfürst der Pfalz von einer andern Linie sie nicht geradezu als ein Erbtheil betrachten, was ihm mit der Kur zufiele; indem sich Brandenburg in Absicht Ravenstein's sein Recht nach Erlischung der Neuburger Fürsten namentlich vorbehalten, und in Absicht der übrigen Stükke nie ausdrüklich aufgegeben hatte. Mit einem Worte, Friedrich Wilhelm I. ging mit dem Vorhaben um, die Jülichsche Erbschaft nach dem Absterben des Neuburgischen Kurfürsten Karl Philipp's, es sei durch Güte oder Gewalt, mit seinen Staaten zu vereinigen; bei allen Bündnissen, die er mit fremden Mächten schloß, bei allen politischen Unternehmungen, in die er sich einließ, verlor er diese Absicht nie aus den Augen; er neigte sich stets zu derjenigen Partei hin, durch deren Unterstüzzung er dieses Ziel zu erringen hoffen konnte.

Zu dem Kaiser, welcher den Plan auf Jülich sehr befördern konnte, hatte der König wegen seines Betragens gegen die Protestanten anfänglich wenig Zutrauen. Eine unerwartete Verbindung, die der Wiener Hof den 30. April 1725 mit Spanien geschlossen hatte, und die man höchst geheim hielt, erregte allgemeine Besorgniß, weil man befürchtete, die Spanische und Oestreichische Monarchie könnten vielleicht, wie unter Karl V. von neuem vereiniget, und dadurch die Ruhe von Europa, die Freiheit von Deutschland, und das Gewissen der Protestanten bedrohet und gefährdet werden. Verschiedene Mächte suchten daher der kaiserlichen Macht entgegen zu arbeiten, und einen Bund zu Stande zu bringen, welcher dem Wiener Bündnisse das Gegengewicht halten könnte. Am thätigsten bewies sich hiebei der statskluge König George I. von England; er unternahm eine Reise nach Hannover, und lud seinen Schwiegersohn Friedrich Wilhelm I. dahin ein. Hier wurde den 3. Spt. 1725 die Hannöversche Tripelallianz von Frankreich, England und Preußen geschlossen, die im Grunde wider den Kaiser gerichtet war. Die 3 Mächte verabredeten, die Wirkungen der Oestreichischen und Spanischen Verbindungen zu hemmen, den Westphälischen Friedensschluß aufrecht zu halten, und sich wechselseitig mit Kriegsvolk zu unterstüzzen. Frankreich und England wollten 12000 Mann; Preußen sollte dagegen nur 5000 Mann stellen; jedes Reich könnte aber auch statt deren Geld geben. Ob nun gleich in diesem Vertrage

der

der Jülichschen Erbfolgssache nicht erwähnt wurde, so versprachen doch die Verbündeten insgeheim, die Absichten Preußens auf's kräftigste unterstüzzen zu helfen; und eben die Hofnung hiezu hatte den König Friedrich Wilhelm I., der sonst eben nicht Französisch, auch nicht einmal zu gut Englisch gesinnt war, zur Schließung des Hannöverschen Bundes vermocht. Diese Tripelallianz war dem kaiserlichen Hofe nicht blos unangenehm, sondern machte ihm sogar bange. Denn eine neu errichtete, viel versprechende Handlungsgesellschaft zu Ostende, der Anstoß der seehandelnden Nationen, schien nun zu Grunde gehen zu müssen; um so mehr, da sich auch Holland nach langen Berathschlagungen den 9. Aug., eben um diese Handelskompagnie zu unterdrükken, an den Hannöverschen Bund angeschlossen hatte; und da man von einem Angriffe der Kaiserlichen Länder, insbesondre von einem Einfalle der Preußen in Schlesien sprach. Der Kaiser, welcher die heranwachsende Preußische Kriegsmacht zu fürchten anfing, wünschte in dieser Lage nichts sehnlicher, als den König Friedrich Wilhelm von der Hannöverschen Allianz abzuziehen, und auf seine Seite zu lenken. Dies schien nicht unmöglich, da man zu Wien wußte, daß der König keine große persönliche Neigung für Frankreich und England habe; und daß diese Mächte die Jülichsche Angelegenheit eben nicht eifrig betrieben. Es wurde daher von kaiserlicher Seite der Versuch gemacht, den gefürchteten Hannöverschen Bund durch Losreißung

des

des Königs Friedrich Wilhelm's von ihm zu schwächen, und unwirksam zu machen; und er gelang über Erwarten, weil man gerade das rechte Werkzeug dazu erwählte. Dies war der General-Feldzeugmeister Graf von Sekkendorf, den man als Gesandten nach Berlin schikte, und welcher hier bald eine wichtigere Rolle spielte, als sonst Gesandten zu spielen Gelegenheit haben. Denn er richtete nicht allein dasjenige geschikt aus, was ihm der Wiener Hof aufgetragen hatte, sondern mischte sich auch in solche Dinge, die ihn nichts angingen. Er drang bis in das Innere des königl. Hauswesens, leitete die Kinderzucht, schlug Heirathsprojekte vor, und gab Rathschläge, wo man deren nicht bedurfte; — hätte er dies alles auf eine, nur einigermaßen scheinbar gute Art gethan, so könnte man sein Betragen entschuldigen; aber er war der Dämon des Uebels, der Zwist, Haß und Erbitterung in ein Königshaus brachte, welches eines bessern Schikſals würdig war, er suchte der Königin das Leben zu verbittern, den Kronprinzen — und welch einen Prinzen! Friedrich den Großen zum Gegenstande des väterlichen Grimmes zu machen, den Töchtern ihre schönsten Aussichten zu zerstören — und dies alles, wenn er wirklich vernünftig nachdenken wollte, selbst für den kaiserlichen Hof ohne den geringsten Zwek. Ein solcher Mann verdient eine nähere Schilderung. Er hatte zuvor als Sächsischer General im Spanischen Erbfolgekriege gefochten, und war dem Könige von Preußen, der als Kronprinz 1709 dem Feldzuge beiwohnte,

rühm-

rühmlich bekannt geworden; da dieser ohnedem für jeden Officier, den er in den Niederlanden kennen lernte, eine gewisse Vorliebe hatte, so schenkte er Sekkendorfen seine besondere Gunst, die er ihm in noch höherm Grade bewies, seit dem er ihn bei der Belagerung Stralsund's wieder auf der Heldenbahn antraf. Er schrieb zuweilen auf eine trauliche Art an ihn, und nahm seine Briefe mit Vergnügen an. Er blieb ihm gewogen, als er nachher in kaiserliche Dienste trat, wo er troz seiner protestantischen Religion doch bald hervorgezogen, und zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht wurde. Sekkendorf glänzte von Seiten seines Verstandes und im geselligen Umgange; aber unter der schimmernden Außenseite seines gefälligen Betragens war ein falsches und unredliches Herz verborgen. Meineid und Lügen kosteten ihm nichts, wenn er dadurch einen gewissen Zwek zu erlangen hoffen konnte. Ziemlich allgemein wird er des Geizes und der schmuzzigsten Habsucht beschuldiget; und selbst Friedrich der Große, der ihn gewiß kannte, legte ihm dies zur Last, wie die am Ende beigefügte merkwürdige Nachricht des Obersten von Münchow meldet. Zwar der Biograph desselben möchte in dem Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschals Grafen von Sekkendorf 1794. seinen Karakter gern gegen manche Vorwürfe in Schuz nehmen; aber selbst, was er davon deutlich saget, wird einen unpartheiischen und edelgesinnten Leser für ihn schwerlich gewinnen können. Denn er bekennt am

Schlusse

Schlusse des 4ten Theils S. 278 aufrichtig, daß sein Held „mehr von Seiten des Kopfes, als des „Herzens glänze, daß er als Geschäftsmann mehr „groß, als gut erscheine; daß die Pfade, auf wel„chen er gewandelt sei, nicht immer die geradesten, „und seine Mittel nicht immer die löblichsten gewe„sen wären; daß er bisweilen Zusagen gethan habe, „die er nicht halten wollen; daß er nicht allezeit „ängstlich bei der Wahrheit geblieben sei; daß er „gern den Samen der Zwietracht bei Nationen und „in Familien ausgestreut, und sich manchmal hart„herzig, so gar grausam gezeigt habe.“ Ob dies ein liebreizendes Gemälde von Karakter sei; ob alles mit der Entschuldigung, daß die Moral eines Statsdieners nicht mit der Sittenlehre einer Privatperson verwechselt werden könne, zugedekt und gerechtfertigt werde; und ob ein solcher Mann in seinem häuslichen Leben wirklich ein edler und rechtschaffener Biedermann gewesen sein könne, wie sein Lebensbeschreiber behauptet, mag der Entscheidung eines philosophischen und menschenfreundlichen Lesers überlassen bleiben. Zu bewundern ist es nur, daß der redliche, offenherzige Friedrich Wilhelm einem so gesinnten Minister sein volles Zutrauen, eine wahre Zärtlichkeit, eine anhängliche Freundschaft schenken konnte, wie er sie seiner eignen Familie nicht schenkte, da doch sonst die Neigungen und Sitten beider weit von einander abwichen. Freilich spürte Sekkendorf mühsam jeder schwachen Seite des Königs nach, schmeichelte allen seinen Neigungen, paßte sich in seine Launen, äfte

seine

seine Sitten nach, gebrauchte das Stellen großer Rekruten aus den östreichischen Ländern als eine Lokspeise, ihn nach seinen Ränken zu leiten, und sparte keine Versprechungen von kaiserlicher Unterstüzzung seiner Absichten auf die Jülichsche Erbschaft. Hiezu kam, daß er seinen alten Bekannten, den General und Minister Grumbkow, ganz in sein Interesse verflocht, und in diesem einen treuen Gehülfen fand, der mehr für Oestreich als für Preußen arbeitete. Durch diese Mittel gelang es dem Grafen von Sekkendorf, einen stärkern Einfluß in die Preußische Regierung und in die königl. Familie zu bekommen, als das ganze Berlinische Ministerium; ja, man konnte fast sagen, Sekkendorf sei ein wirklicher Preußischer Premier-Minister, denn ohne seinen Rath unternahm der König nicht leicht eine Sache von Bedeutung, wenigstens theilte er ihm seine größten Geheimnisse mit. Dadurch konnte dieser Mann, der zugleich stolz und rachsüchtig war, es wagen, gegen die treusten Diener des Königs eine drohende Stellung anzunehmen, der Königin öffentlich zu trozzen, und den Kronprinzen fast bis auf's Blutgerüste zu führen.

In der Mitte des Augusts 1726 kam er zu Berlin an, und durch seine gleisnerischen Reden, durch sein Herausstreichen der Vortheile vom Kaiserhofe für Preußen, und durch seine Verunglimpfungen der Hannöverschen Alliirten brachte er es schon nach wenig Monaten dahin, daß sich Friedrich Wilhelm ganz an Oestreich ergab. Aber Sekkendorf verstand es auch, ihm auf den reizbarsten

sten Seiten beizukommen. Er machte ihm Hofnung zum Besiz von Jülich und Bergen, und versprach ihm große Rekruten. Im leztern hielt er Wort. Er verschafte ihm zu Ende des Jahres aus Ungarn 20 ungeheure Menschenmaschinen für das erste Glied seiner Leibkompagnie, und 12 andre zu Flügelmännern unter verschiedene Regimenter; und ob er ihn gleich in Absicht des erstern Punktes täuschte, so erhielt er sich doch in Gunst, weil es seiner Schlauheit nie an Ausflüchten fehlte, und weil er des Königs Unwillen durch fernere Ueberlieferung großer Leute zu unterdrükken wußte. Den 12. Oktober 1726 wurde zu Wusterhausen ein merkwürdiger Vertrag geschlossen, den der Wiener Hof in der Folge sogar abzuläugnen suchte, weil er die Bedingungen desselben gleich vom Anfange an nicht erfüllen wollte, sondern sie blos als Lokspeisen gebrauchte, des Königs Freundschaft zu gewinnen. Des Kaisers Hauptbestreben um diese Zeit ging dahin, der neuen Erbfolgeordnung, die er gemacht hatte, die Zustimmung der Europäischen Mächte zu verschaffen. Weil Kaiser Karl VI. seinen Erbprinz Leopold bald wieder verlor, und seit 1719 alle Hofnung zu männlichen Nachkommen aufgab, so wünschte er, daß seine weitläuftigen Staten nach seinem Tode nicht in fremde Hände kommen, sondern seiner weiblichen Familie bleiben möchten. Er machte daher ein neues Hausgesez, vermöge dessen in Zukunft auch Töchter, deren er damals zwo hatte, nach der Ordnung der Erstgeburt sämmtliche österreichische Länder beherrschen sollten.

Diese

Diese neue Bestimmung über die Nachfolge wurde die pragmatische Sanktion genannt, und von 1720 an bis 1725 von den Landständen der einzelnen Reiche nach und nach angenommen, und als gültig bestätiget. In dem Wusterhauser Traktate machte sich der König Friedrich Wilhelm I. auf's feierlichste verbindlich, die neue östreichische Erbfolge, die pragmatische Sanktion aufrecht erhalten zu helfen, und den Kaiser im Falle eines Angriffes von dem Gegner derselben mit 12000 Mann Truppen zu unterstüzzen. Dagegen versprach der Kaiser, alles anzuwenden, daß der König nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz alleiniger Besizzer von den Jülichschen Ländern würde; er wollte sogar die Pfalzgrafen von Sulzbach, die Erben der Pfälzischen Kurwürde, binnen 6 Monaten dahin bringen, daß sie ihren Rechten an diese Länder entsagten, und insbesondere das Herzogthum Bergen nebst Ravenstein vorläufig abträten; könnte dies jedoch nicht durchgesezt werden, so wollte er von seinen Erblanden in Deutschland einen Strich von gleichem Umfange und Werthe an Preußen schenken. Sodann sagte er dem Könige noch die Kommission gegen den Herzog von Meklenburg zu, der mit seinen Landständen in Streit lebte, und worüber seit 1717 die Braunschweigischen Fürstenhäuser das Untersuchungsgeschäfte hatten; auch dieses Versprechen war dem Könige angenehm, weil es ihm Geld für seinen Schaz, große Leute für seine Armee, und gutes Quartier für einige Regimenter verschaffen konnte. Endlich

wurde noch der wichtige Zusaz gemacht, daß alle Verbindlichkeit des Königs, die er in diesem Vertrage übernommen hatte, aufhören solle, wenn der Kaiser den Punkt wegen Jülich und Bergen nicht erfüllte; ja, dann sollte es so gut sein, als wäre er gar nicht geschlossen worden. Man hat von österreichischer Seite dem großen Friedrich in der Folge ein Verbrechen daraus machen wollen, daß er die pragmatische Sanktion, welche sein Vater garantirt hatte, doch umstieß. Aber wie gerecht er handelte, zeigt der Inhalt des vorliegenden Traktates. Friedrich Wilhelm hatte die Garantie nur bedingungsweise versprochen, und sehr vorsichtig verklausulirt. Da nun der Wiener Hof sein wegen Jülich gegebnes Wort niemals gehalten hat, so war auch Preußen an nichts gebunden; und alle Vorwürfe von gebrochenen Verträgen fallen auf Oestreich zurük, fallen desto schwerer auf selbiges zurük, indem es gleich anfangs unredlich zu Werke ging. Denn der Kaiser hatte kurz vorher dem Hause Sulzbach eben die Jülichschen Länder, die es jezt an Preußen verhieß, schon zugesagt, und sich nur die oberstrichterliche Pflicht vorbehalten; eine Ausflucht, um beide nach Befinden der Umstände durch Scheingründe täuschen zu können.

Der König hob zwar die Hannöversche Allianz nicht förmlich auf, aber im Grunde war es eben so viel, als wenn er es gethan hätte. Dies war dem statsklugen Minister Ilgen, noch mehr der

Kö-

Königin, und selbst dem Kronprinzen zuwider. Ilgen kannte die Hülfe, und sahe ein, daß von Wien nichts zu hoffen war; die Königin, schon durch ihre Geburt an England gezogen, hatte damals eine Doppelheirath zwischen beiden Häusern im Werke, welche nun in's Stokken gerieth, und durch Sekkendorfs Ränke ganz rükgängig wurde; und Friedrich, ein Freund der Franzosen, durch seine Lehrer und Gesellschafter, und Englisch gesinnt durch seine Mutter, haßte den Grafen, und schoß schon jezt manche Stachelreden wider ihn ab. Sekkendorfs Verwegenheit ging auch in der That weit. Sogar über öffentlicher Tafel, in Gegenwart der Königin führte er spöttische und verächtliche Reden von der Englischen Regierung, und bediente sich der kränkendsten Ausdrükke vom Könige George I.; und dieser war doch ihr Vater. Konnte man es der Tochter verdenken, wenn sie ein solch Betragen für unschiklich erklärte, und denjenigen einen schlechten Menschen nannte, der ihren Vater schmähete? Sekkendorf erdreistete sich, auf des Königs Gunst gestüzt, zu antworten: daß ihn Niemand dafür hielte; sollte aber Jemand von ihm also denken, so wolle er machen, daß es ihn gereuen solle. Und er handelte getreulich nach dieser Drohung; nichts ließ er unbenuzt, um der Königin trübe Stunden zu verursachen.

Die bedungenen 6 Monate verflossen, und kein Sulzbacher unterschrieb die Abtretungsakte wegen Jülich; Sekkendorf sezte einen neuen Termin;

aber er brachte die Wünsche des Königs um keinen Schritt näher zum Ziel. Schon fing Friedrich Wilhelm an zu wanken; es kam ihm vor, als wolle ihn der Wiener Hof hinter's Licht führen; die Englisch gesinnte Hofpartei, besonders der Minister Ilgen verstärkte seinen Verdacht, und Sekkendorf wurde zuweilen mit Kälte behandelt. Dieser listige Statsmann fand dennoch Mittel, des Königs Mißtrauen zu erstikken, er schob die Schuld der nicht erfüllten Bedingungen auf die Kabalen der Hannöverschen Alliirten, welche das Pfälzische Haus zum Widerstande gegen Preußen reizten, welche selbst den Pabst aufwiegelten, um die Sulzbacher durch Religionsgründe von der Abtretung zurük zu halten; er ließ durch seine bestochenen Parteigänger, durch den Minister Grumbkov, den Obersten Derschau und andre dem Könige unaufhörlich vorstellen, daß der Kaiser die Preußische Allianz gar nicht entbehren könne, daß er sie zur Erhaltung der Kaiserkrone in seinem Hause durchaus nöthig habe, und folglich gewiß alles thun würde, ihm den Besiz von Jülich und Bergen zu verschaffen; er brachte es dahin, daß der König unmittelbar mit ihm selbst unterhandelte, ohne sein Ministerium zu Rathe zu ziehen, wodurch seine Feinde verhindert wurden, den Gang der Sachen zu erfahren. Am meisten aber erleichterte ihm der Tod des Ministers Ilgen die völlige Aussöhnung mit dem Könige. Den 23. December 1728 wurde ein neuer geheimer Traktat zwischen Preußen und Oestreich auf Sekkendorf's Betrieb geschlossen, vermöge

dessen

dessen sich beide Mächte versprachen: „in und außer „dem Reiche für einen Mann zu stehen, und sich „über die Russischen und Polnischen Sachen einander alles auf's vertraulichste mitzutheilen; Preußen sollte dem Kaiser 10000 Mann Hülfstruppen „bei einem etwanigen Kriege überlassen, und gegen „einen Reichsfeind das gewöhnliche Kontingent „noch über diese Zahl stellen; der König übernahm „wider die Gewährleistung der pragmatischen „Sanktion, wofür ihm der Kaiser den Besiz „von Bergen und Ravenstein, nach Erlischung „der Neuburger Linie, zusicherte, das Sulzbacher „Haus auf immer davon auszuschließen, und ihn „auf's kräftigste in seinen Rechten zu schüzzen gelobte; jedoch sollte Jülich bei dem Kurfürstenthume Pfalz verbleiben, es müßte denn sein, daß „die Sulzbachische Linie die Abtretung von Bergen „und Ravenstein nicht genehmigen wolle; in diesem „Falle sollten gewisse alte östreichische Ansprüche auf „Jülich hervorgesucht, und von Preußen ernstlich „unterstüzt werden." Es macht der Klugheit und Geschiklichkeit Sekkendorf's wirklich Ehre, daß er die erkaltete Freundschaft Friedrich Wilhelm's von neuem für den Kaiser so sehr zu erwärmen, und für Oestreich so außerordentlich vortheilhafte Bedingungen auszuwirken wußte. Er sezte aber auch alle Triebfedern in Bewegung, um es so weit zu bringen. Er kam dem Könige fast nie von der Seite, ritt mit ihm auf die Jagd, begleitete ihn zu den Wachtparaden und Exercierplässen, erschwerte allen wahren Patrioten den Zugang zu

ihm durch seine Kreaturen, die er gewonnen hatte, und suchte ihn zu Vergnügungen zu bereden, um ihn vom ernsten Nachdenken über die Welthändel abzuziehen. In dieser Absicht bestürmte er ihn durch Hülfe seines Lieblings Grumbkow mit Bitten und Schmeicheleien, nach Dresden, den Siz der Freude und der feinsten Lustbarkeiten, zu reisen. So ungleichartig in ihren persönlichen Neigungen und in ihren politischen Grundsäzzen Friedrich Wilhelm I. und August II. auch waren — nur in der Soldatenliebe stimmten sie mit einander überein — so leitete es Sekkendorf doch so ein, daß beide Monarchen sich mehrere Male besuchten und sprachen, und mehr Geschmak an einander fanden, als nach der Verschiedenheit ihrer Denkungsart zu erwarten war. Sekkendorf glaubte außer dem Zwek, den er bei Friedrich Wilhelm erreichen wollte, zugleich auf den König von Polen wirken zu können. Dieser leztre war in der That ein eben so feiner Stats- als Weltmann. Er sahe ein, daß Oestreich seit Jahrhunderten damit umginge, die Kaiserkrone für sich erblich, seine Gewalt über Deutschland unumschränkt, und die Germanischen Fürsten zu seinen Vasallen zu machen. Er erkannte die Nothwendigkeit, diesem despotischen Beginnen einen Damm entgegen zu sezzen, wenn nicht die deutsche Freiheit endlich verschwinden sollte. Hiezu hielt er eine Verbindung der mächtigsten Reichsglieder zu Bewahrung der gemeinschaftlichen Rechte für das zwekmäßigste. Er hatte den Gedanken, welchen noch Friedrich der Große am

Abende

Abende seines talentreichen Lebens gegen die Anmaßungen Joseph's II. zur Wirklichkeit brachte; den Gedanken, einen Deutschen Fürstenbund zu errichten. Nichts war dem Wiener Kabinet schrecklicher, als eine solche Unternehmung. Sekkendorf mußte daher alles aufbieten, um dies Vorhaben zu hintertreiben. Er selbst aber fand in Dresden den Eingang nicht, welcher ihm in Berlin geglükt war. Vielmehr erfuhr er den Verdruß, daß ein Sächsischer Minister mit Wissen des Königs erklärte, daß sich Sekkendorf sehr irre, wenn er meine, den Dresdner Hof auf eben dem Fuß zu behandeln, als er es zu Berlin treibe; wenn er glaube, daß er sich in häusliche Sachen, in Intriguen, in Kabalen mischen, das Innere des Hofes durch einander werfen, und verhaßte Dinge befördern wolle; dies würde ihm an einem Hofe nicht gelingen, wo er stets Leute antreffen sollte, die, es möge auch daraus entstehen, was da wolle, Festigkeit genug besäßen, für den wahren Nuzzen ihres Herrn zu sorgen. August II. war ohnedem über Sekkendorfen aufgebracht, weil er die Sächsischen Dienste mit den kaiserlichen vertauscht hatte, und jezt einen solchen Eifer zeigte, zum Nachtheil seines vorigen Herrn, Oestreichs Privatinteresse zu befördern. Sekkendorf nahm sich daher vor, durch den König von Preußen dasjenige in Dresden auszurichten, was ihm selbst nicht gelingen wollte. Und dies war eine mit von den Ursachen, warum er sich so viel Mühe gab, die Dresdner Reise zu bewerkstelligen.

ligen. Friedrich Wilhelm kam den 14. Januar 1728 in die Sächsische Residenzstadt, wo eben die Karnevalslustbarkeiten angefangen hatten; und ob er gleich anfänglich mit einigem Widerwillen den Bitten Sekkendorfs zur Reise nachgab, so gefiel es ihm doch bald so wohl bei seinem königlichen Nachbar, daß er einige Wochen daselbst verweilte. Aber fast wäre ihm das erste Nachtlager das lezte auf immer geworden. Er wohnte in dem Pallaste des Sächsischen Grafen u. Dresdner Kommandanten von Bakkerbart, den er von der Belagerung Stralsund's her kannte und schäzte. Als er sich eben zu Bette gelegt hatte, brach ein so plözliches und schrekliches Feuer in dem Pallaste aus, daß er nur noch Zeit hatte, den Schlafrok umzuwerfen, und seine Geldschatulle zu retten. Gleich nach seiner Entfernung aus dem Schlafzimmer stürzte die Dekke ein, und binnen einer Stunde lag das ganze prachtvolle Gebäude in Asche, wobei 3 Menschen verbrannten. Dieser Zufall störte übrigens die Hof- und Karnevalsfeste nicht im mindesten. Täglich wurden neue Vergnügungen veranstaltet, unter denen jedoch Friedrich Wilhelm nur an den Freuden der Tafel rechten Geschmak gewann. Einen Versuch, ihn in Liebesabenteuer zu verwikkeln, wies er standhaft und mit Würde zurük; indem er fühlte, wenn gleich nicht wußte, was der alte Dichter Ovid so schön sagt: Non bene conveniunt, nec in una sede morantur Majestasset amor — Met. II. 846. Die beiden Könige lebten übrigens mit

einander

einander in einem traulichen, herzlichen Umgange, der unter den Großen eine höchst seltne Erscheinung ist. Der König von Polen schenkte dem Preußischen Kronprinzen den weißen Adlerorden, dessen mit Edelgesteinen besezter Stern allein an 12000 Thaler werth war. Friedrich Wilhelm machte dafür den Grafen Rutowski, einen unehelichen Sohn des Königs August, zum Preußischen Feldmarschall, und verlieh ihm ein neu errichtetes Regiment, welches er ihm zu Gefallen von Pommern aus nahe an die Sächsische Grenze verlegte. Rutowski verschönerte dies Regiment, um sich beliebt zu machen, mit wohlgewachsenen großen Rekruten aus Sachsen, worüber endlich sein Vater unwillig wurde, und ihm, da er das Werben für Preußen immer weiter trieb, den Befehl gab, seinen Abschied zu fodern. In der Hauptsache scheint Sekkendorf in Dresden nichts erlangt zu haben. Zwar Friedrich Wilhelm, der es ganz mit dem Kaiser hielt, suchte seine Gesinnungen nach Möglichkeit dem Könige August einzuflößen, und dieser erwiederte sie dem Anscheine nach; aber dies war mehr Höflichkeit und Politesse, als innere Ueberzeugung und Geneigtheit. August wich stets auf eine feine Art der Abschließung eines Bündnisses mit Oestreich aus; und da er auf den Mai einen Gegenbesuch in Berlin versprochen hatte, so bedung er vorher in einem officiellen Schreiben seines Kabinetsministers an Friedrich Wilhelm namentlich, daß bei seiner Anwesenheit in Berlin und Potsdam nichts von Statssachen gesprochen werden solle; ein

offen-

offenbarer Beweis, daß ihm solche Unterhaltungen unangenehm waren, und daß er Sekkendorf's Plan durchschaute.

August hielt Wort, den 26. Mai reisete er nach Potsdam, wo er nur 2 Tage blieb; desto länger, fast 3 Wochen hielt er sich in Berlin auf. Friedrich Wilhelm wich diesmal von seiner gewohnten Sparsamkeit ab, und zeigte seinem Gaste, daß man es am Berliner Hofe auch verstände, glänzende und ausgesuchte Feste zu geben. Illuminationen, Feuerwerke, Jagden, Fischerstechen der von Halle verschriebenen Halloren, Soldatenmusterungen, die kostbarsten Gastmahle und Schauspiele wechselten mit einander ab, und sezten durch ihre geschmakvolle Anordnung und prachtvolle Ausführung die Berliner sowohl, die seit Friedrich's I. Tode dergleichen nicht mehr gesehen hatten, als auch die Sächsischen hohen Fremden, die mit ungünstigen Vorurtheilen hergekommen waren, in Erstaunen. Der König hatte unter andern von Augsburg für mehr als 12000 Thaler Kronleuchter, Tische und anderes Geräthe von gediegenem Silber kommen lassen, und mit diesen, und den übrigen schon vorräthigen Gold- und Silberarbeiten die Zimmer ausschmükken lassen; denn auf solche massive Verzierungen hielt er viel; und sie machten in der That einen solchen Effekt, daß man das Potsdammer Schloß den Palast des Pharaßmanes, und das Berlinische den Wohnsiz des Darius nannte. Jedoch nach der Abreise der Sächsischen Herrschaften

ten suchte Friedrich Wilhelm durch vergrösserte Sparsamkeit die Ausgaben wieder zu dekken. Er befahl dem Hofmarschalle, es so einzurichten, daß die ganze Haushaltung des Königs, die vorhen auf 93 Thaler für jeden Tag bestimmt gewesen wäre, von nun an täglich nur 55 Thaler kostete; indessen wenn er sich in Wusterhausen oder Potsdam, die Königin aber in Berlin aufhielte, folglich zweierlei Tafeln gehalten werden müßten, so könnte der Aufwand auf 70 bis 72 Thaler, nur nicht höher steigen; sodann sollten von Hamburg und andern Orten keine Lekkerbissen und Viktualien mehr, ohne besondre Erlaubniß, verschrieben werden.

Nach dem zu Ende des Jahrs geschloßnen geheimen Vertrage befestigte sich das gute Vernehmen zwischen Preußen und Oestreich so stark, daß alle Einwendungen der anders denkenden Minister keinen Eindruk auf den König machten. Er hätte es gern gesehen, wenn Aug. II. seinem Beispiele gefolgt wäre, und sich genau mit dem Kaiser vereinigt hätte. Er unterließ nichts, um dies zu bewirken. Er schikte seinen Liebling Grumbkow nach Dresden, er schrieb eigenhändig an den König von Polen, er meldete ihm, daß er sogar die Traktaten von 1686 und 1700, — wo Brandenburg seine Rechte an einige Schlesische Herzogthümer gegen geringe Vortheile aufgab, — erneuern wolle, um nur die Ruhe im Reiche zu erhalten. Indessen alle diese Bothschaften und Mittheilungen brachten bei August fast die entgegengesezten Wirkungen hervor; er gab

von nicht

nicht undeutlich zu verstehen, daß er dem Sevillischen Bunde beizutreten Lust habe. Es war am 9. Nov. 1729 ohne des Kaisers Wissen und zu seiner höchsten Kränkung zu Sevilla zwischen Spanien und den übrigen großen Seemächten eine Allianz geschlossen worden, wodurch sich Spanien von der oben gemeldeten Wiener Verbindung lossagte, und den Masregeln zur Aufhebung der Ostender Handelsgesellschaft beistimmte. Die übrigen verabredeten Punkte waren gleichfalls dem Kaiser zuwider. Karl VI. konnte seinen Zorn über diesen, hinter seinem Rükken getroffenen Verein nicht bergen; und das Gerücht, daß auch Sachsen ihm beitreten wolle, sezte ihn in die größte Unruhe. Auf Sekkendorf's Rath sollte Friedrich Wilhelm den Sächsischen Hof auf andre Gedanken bringen. Er schlug dem Könige daher eine neue Reise nach Dresden vor, die denn wirklich auf's schnellste vollzogen wurde. Friedrich Wilhelm kam den 18. Februar 1730 am späten Abende allen unerwartet zu Dresden an, und überraschte den König August, der das Hochzeitfest der jungen Gräfin Kosel feierte, noch an der Tafel. Der Vorwand, daß er blos zu den Fastnachtslustbarkeiten hergereiset sei, täuschte aber den König so wenig, als seine Minister; denn die Begleitung des listigen Sekkendorf's ließ sogleich politische Absichten vermuthen. Um diesen entgegen zu arbeiten, sprach der Sächsische Minister Hoym zum Könige von Preußen auf einem Balle unter der Verhüllung einer Maske auf eine solche Art von der Politik des Wie-

ner

ner Hofes, daß man die vergebliche Mühe, Sachsen mit Oestreich zu verbinden, daraus ersehen möchte. Er suchte des Kaisers Macht und Finanzwesen in seinen Augen als verächtlich, und dessen Verheissungen als trüglich darzustellen. Dagegen erhob er die Stärke und Weisheit der Seviller Bundesgenossen. Friedrich Wilhelm hörte dies mit Widerwillen an, mochte aber, weil er zum Besuch hier war, nicht selbst von solchen verhaßten Dingen mit August II. sprechen. Er entdekte die Gespräche dem Grafen von Sekkendorf, und erlaubte ihm, sich etwas davon bei Hofe merken zu lassen. Dies that dieser denn; er nahm einen hohen Ton an, sagte dem Könige von Polen, daß Hoym ein Frevler gegen des Kaisers Person und Ansehen sei, und Gefahr laufe, höchlich bestraft zu werden, woferne man seine Reden in Wien offenbaren wolle. Hätte doch Sekkendorf hiebei an sich selber gedacht, da er nicht unter der Larve, sondern an offner Tafel eben so frevelhaft vom Könige George I. zur Preußischen Königin, seiner Tochter, geredet hatte. August II. antwortete, daß die Reden wohl nicht so schlimm gemeint wären, als man sie auslegte, und daß man einander vielleicht nicht recht verstanden habe; und um ihn noch mehr zu beruhigen, fügte er einige allgemeine Versicherungen seiner Freundschaft für den Kaiser hinzu. Da hieraus die Stimmung des Sächsischen Hofes leicht zu erkennen war, so hielt sich Friedrich Wilhelm nicht lange an selbigem auf, sondern ging

nach 5 Tagen unter gegenseitigen Erweisungen der Achtung nach Berlin zurük.

Noch einmal reisete er im nämlichen Jahre zu August II., aber wohl mehr auf die empfangene Einladung und aus Lust zum Militär, als aus politischen Gründen, obgleich auch von dieser Seite keine Gelegenheit vorbei gelassen wurde, den kaiserlichen Wünschen gefällig zu werden. Eine Soldatenmusterung, welche 2 Jahre vorher bei Tempelhof über 16000 Mann von dem Könige von Preußen, seinem königlichen Freunde August zu Ehren veranstaltet worden war, hatte lezterm so gut gefallen, daß er eine ähnliche, noch größere und kostbarere Feierlichkeit bereitete. Er ließ 30000 Mann in das berühmte Lustlager bei Mühlberg an der Elbe rükken, wo sie einen Raum von 3 Meilen umschlossen. Die schön gekleideten Truppen, ihre Geschiklichkeit in den Kriegsübungen, die sich einander drängenden Vergnügungen, die Menge Zelte und Buden, wo für allen möglichen Luxus gesorgt war, und die mehr eine volkreiche Stadt, als ein Feldlager vorstellte, erregten allgemeine Bewundrung, und gaben den Schriftstellern zu vielen gelehrten und ungelehrten Beschreibungen Anlaß. Eine außerordentliche Menge zuströmender Fremden verherrlichte diese kriegerische Lustfeier, welche den ganzen Monat Juni dauerte. Friedrich Wilhelm wohnte ihr vom 31. Mai bis 26. Juni in Gesellschaft des Kronprinzen, vieler Generale und Officiere, die nebst den Bedienten eine

Zahl

Zahl von 200 Personen ausmachten, mit bei. Außerdem waren 9 Herzoge, 15 Fürsten und 16 Prinzen zugegen. Ein kostbares Feuerwerk und eine große Jagd endigten die Vergnügungen. Nach gehaltener Jagd, wo 1100 Stük Hirsche, Rehe und Schweine erlegt wurden, und die dem Könige von Preußen eine vorzügliche Freude erwekt hatte, trennten sich beide Könige, mit den zärtlichsten Versicherungen einer ewigen Freundschaft. Den 27. Juni kam Friedr. Wilh. nach Berlin zurük, wo er schon wieder Anstalten zu einer neuen großen Reise durch einen Theil des südlichen und westlichen Deutschlands machte, die er den 15. Juli antrat, und die jene tragische Begebenheit von der Gefangensezzung des Kronprinzen veranlaßte, wovon wir bald eine ausführliche Nachricht ertheilen werden.

Es war ein schöner Zug in Friedrich Wilhelm's Karakter, daß er die Treue gegen die, denen er einmal Freundschaft gelobt hatte, als eine Sache ansah, die heilig und unverbrüchlich beobachtet werden müsse. In diesem edelmüthigen Gefühle antwortete er dem Könige von England, der ihn durch seinen Gesandten Hotham bewogen wollte, sein dem Kaiser gegebenes Wort zu brechen: „wenn man die Absicht hätte, seine Gesinnungen umzuwandeln, so hätte man besser gethan, den Gesandten zu Hause zu lassen, und die Kosten zu sparen; denn er würde seine Freunde und Bundesgenossen nie verlassen.“ Um desto kränkender war es ihm, zu sehen, daß man seine standhafte, großmüthige

Freund-

Freundschaft durch Falschheit hinterging. Der Wiener Hof, welcher keine Ränke unversucht gelassen hatte, um Preußen und England zu entzweien, welcher durch seinen Gesandten Sekkendorf dem Könige die gehäßigste Idee von George II. beibrachte, eben dieser Hof schloß auf eine heimliche Art mit England den 16. März 1731 den Wiener Traktat, wodurch ersterer die Ostendische Handelsgesellschaft aufhob, und lezteres die pragmatische Sanktion garantirte. Das gute Vernehmen zwischen 2 Mächten, die sich bis dahin auf's bitterste angefeindet hatten, war dem Könige Friedrich Wilhelm unerklärbar; und die Hinterlist, mit der man die Unterhandlungen vor ihm verborgen hatte, öfnete ihm auf einmal die Augen über Oestreichs eigennüzzige Absichten; er sahe nun ein, daß man ihn ganz handgreiflich hinterginge; und je aufrichtiger er selber handelte, desto empörender mußte ihm das falsche Betragen des kaiserlichen Kabinets vorkommen. Es sezte sich von nun an ein Argwohn gegen den Kaiser in seiner Seele fest, der nicht mehr zu tilgen war. Indessen, da er immer noch die Erlangung des Jülichschen Erbes für einen Vortheil ansah, den ihm das kaiserliche Ansehen am besten gewähren könnte, da er noch viel Achtung für die Person des Kaisers selber empfand, und da Sekkendorf an Kunstgriffen unerschöpflich war: so ließ er sein Mistrauen noch in keine öffentliche Aeußerungen ausbrechen; vielmehr bezeigte er sich noch stets geneigt, das östreichische Interesse zu befördern. Ihm hatte man es vornämlich zu verdanken,

ken, daß die Reichsversammlung zu Anfange des Jahres 1732 die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion übernahm, wozu sie zuerst wenig Neigung zeigte. Viele Fürsten, als Baiern, Pfalz, Sachsen, waren durchaus darwider; andre wollten die Garantie nur auf die Deutschen Lande eingeschränkt wissen; und die mehrsten besorgten, daß wegen einer bloßen östreichischen Familiensache das deutsche Reich in Krieg verwikkelt werden könnte. Aber Brandenburg stimmte dem Wunsche des Kaisers gemäß, und diesem mächtigen Beispiele folgte die Mehrheit.

Einen neuen Beweis von Friedrich Wilhelm's freundschaftlichen Gesinnungen sahe Oestreich in der ausgezeichneten ehrenvollen Begegnung, welche der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, während seines Aufenthalts in Berlin vom 23. Februar bis 15. März 1732 erfuhr. Er war seit seinem 13. Jahre zu Wien, als bestimmter Bräutigam der ältesten kaiserlichen Prinzessin und Erbin der Monarchie, Maria Theresia erzogen worden. Um diese Zeit hatte er eine Reise durch Frankreich, England und Holland gemacht, und die vornehmsten Deutschen Höfe besucht, um Stimmen für sich zur Römischen Königswahl zu sammeln. Aus dieser Absicht war er auch nach Berlin gekommen, wo er im Schlosse nicht blos seine Wohnung erhielt, sondern auch eine Aufnahme fand, als sie ein künftiger Regent fodern, und eine Liebe, als sie ein wirklicher Sohn nur wünschen konnte.

Sek-

Sekkendorf merkte bei alle dem recht gut, daß Friedrich Wilhelm nicht mehr das alte Vertrauen auf die kaiserlichen Versprechungen sezte, nicht mehr den warmen Eifer für Oestreich hatte; er fiel daher auf ein neues Mittel, das vorige Verhältniß wieder ganz herzustellen; er beredete den König, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser in Böhmen zu halten. Friedrich Wilhelm, der gern reisete, und viel Neugierde besaß, fremde Fürsten zu sehen, war hiezu bereitwillig; und gerade ein solcher Karakter, als der seinige, gehörte dazu, daß die Reise zu Stande kommen konnte. In seinen Augen waren Hofzeremoniel und Etikette das, was sie sind, Kleinigkeiten, bunte Seifenblasen, Thorheiten; hätte er hierüber so gedacht, als sein Vater, nimmermehr wäre die Reise unternommen worden. Der Kaiserhof hing steif und fest an dem leeren Gepränge aller der Gebräuche, die der Hochmuth ersonnen, und das Bewustsein, auf eine andre Art sein Ansehn nicht heben zu können, beibehalten hatte; die Minister und Hofbeamten betrachteten diesen eitlen Dunst für wichtiger, als reelle Statsvortheile; sie berathschlagten sich mit ernster Miene, mit Anstrengung ihrer ganzen Verstandskraft über die — große Frage, ob wohl der Kaiser dem Könige von Preußen die rechte Hand geben dürfe? Ihr tiefsinniges und langwieriges Forschen brachte endlich das Resultat heraus, daß dies durchaus nicht angehe, weil es eine res summae consequentiae, eine Sache von den wichtigsten Folgen sei; man müsse dem Könige

in

in einer ausführlichen Note alle die triftigen Gründe, und alle die bedenklichen Folgen, die das Gegentheil abriethen, aus einander sezzen, und dann seinem Ermessen anheim stellen, ob er sothane Visite nach Ausmessung seiner zu erwarten habenden Aufnahme zu thun, oder zu unterlassen habe. Friedrich Wilhelm verachtete alle diese elenden Armseligkeiten. Er reisete den 27. Juli 1732 in Gesellschaft des Grafen von Sekkendorf, des Holländischen Gesandten Ginkel, des Ministers Grumbkow, und einiger Generale, lauter kaiserlich gesinnter Personen von Berlin ab, und kam den 31. Juli nach Kladrup, einem Lustschlosse in Böhmen mit einem schönen Marstalle. Bald nach ihm traf der Kaiser Karl VI. mit seiner Gemalin, und dem Prinzen Eugen ein. Hier dauerte die Zusammenkunft nur einen Tag; der Kaiser, ein guter Mann, aber kein besondrer Fürst, von gemeinem Verstande und keinem ausgezeichnetem Verdienste, den Vorschriften seiner Minister am Gängelbande folgend, beobachtete genau das dumpfe, steife, kalte Etikettenwesen, was ihm sein Geheimerrath vorgeschrieben hatte. Man begab sich zuerst auf ein hohes Gerüste neben dem Schlosse, wo man 2 Stunden lang stehen blieb, um die Pferde der Stuterei vorüber ziehen zu sehen. Nachher sezte man sich an die Tafel, wo man ebenfalls 2 Stunden zubrachte, und gegenseitig viel Gesundheiten trank. Der König saß der Kaiserin zur Linken. Zulezt ging jeder in sein Zimmer, wo denn der Kaiser dem Könige die hohe Ehre anthat, in das seinige zu kommen,

und eine Stunde bei ihm zu bleiben. Nachdem alle diese Dinge und Thaten geschehen waren, verabschiedete sich Friedr. Wilhelm von beiden kaiserlichen Majestäten, und reisete nach Prag, wo er einige Tage blieb, und von dem achtungswürdigen Prinzen Eugen, den er seit den Feldzügen in den Niederlanden her kannte, aufs angenehmste unterhalten wurde. Der Kaiser kam ebenfalls nach Prag, und sprach den König noch einige Mal. Den 4. August fuhr leztrer über Bareut nach Potsdam zurük, und hinterließ bei allen, die in Kladrup und Prag die Häupter der Zusammenkunft beobachtet hatten, einen bessern Eindruk, als der Kaiser. Er hatte nie eine solche Feinheit in seinem Betragen, eine solche Artigkeit im Umgange, eine solche Gewandtheit des Geistes, und eine ähnliche Freigebigkeit bewiesen, als hier. Er war Französisch gekleidet, und theilte reiche Geschenke aus. Jedermann fand an ihm eine Würde und eine Politesse, die man ihm nicht zugetraut hatte. Desto weniger gefiel ihm der Ton, und das ganze Wesen des kaiserlichen Hofes; die hohen Begriffe, die er vom Kaiser gehabt hattte, stimmte er ziemlich herunter, da er das Oberhaupt Deutschlands von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte; und Seckendorf konnte sich nicht rühmen, durch diesen Besuch, den er mit großer Mühe veranstaltet hatte, viel Ersprießliches für Oestreich bewirkt zu haben. Obgleich die Reise in ganz Europa viel Aufsehen machte, so brachte sie doch keine Veränderungen in der politischen Welt hervor, wie man

geglaubt und erwartet hatte. Beide Monarchen besprachen sich über einige Bestimmungen der Jülichschen Erbfolge; die Preußische Anwartschaft auf Ostfriesland wurde erneuert, und eine Menge von Freundschaftsversicherungen hinzugefügt; dies war es alles.

Wie wenig der kaiserliche Hof geneigt war, sich den König von Preußen durch wirkliche Thathandlungen verbindlich zu machen, wie er seine Freundschaft blos durch leere Worte erkaufen wollte, zeigte sich bald nach der Böhmer Reise. Brandenburg hatte auf die Erbfolge in Ostfriesland die gegründetsten Ansprüche. Dies an Weiden und Viehherden so reiche, und zum Handel so vortheilhaft an der Nordsee gelegene Fürstenthum, welches über 9 Meilen lang, und fast eben so breit ist, bestand in den ältern Zeiten aus vielen kleinen Herrschaften, die von erblichen Oberhäuptern oder Häuptlingen, wie man sie nannte, regiert wurden. Die Häuptlinge des Flekkens Gretsiel bekamen durch Verheirathungen mit Töchtern ihrer Kollegen, durch Handel, durch Tapferkeit in benachbarten und innerlichen Kriegen, und durch eignes Verdienst bald ein Uebergewicht über die andren, und brachten es dahin, daß sie 1430 zu Oberherrn des ganzen Landes erwählt wurden. Bei ihrem Hause ist die Regierung beständig geblieben. Im Jahre 1454 erhob sie der Kaiser zu Reichsgrafen, und 1654 zu Fürsten. Da die Stände und Unterthanen große Freiheiten besaßen, die Fürsten aber

ihre eigne Macht mehr ausdehnen wollten, so entstanden bald Streitigkeiten unter ihnen. Zu deren Beilegung erbot sich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm als mitkreisausschreibender Fürst von Westphalen 1682, einige Truppen in das Schloß und den Hafen Gretsiel zu legen, welches angenommen wurde. Es zogen daher 300 Brandenburger ein. Diese Besazzung blieb aber länger daselbst, als man anfänglich geglaubt hatte. Hierdurch kam das Berlinische Ministerium auf den Gedanken, bei dem Kaiser um die Anwartschaft auf die Erbfolge des Landes nachzusuchen, um auf die Art einigen Ersaz für die zum Besten des Kaisers und Reiches vielfältig angewendeten Kriegskosten bei verschiedenen Gelegenheiten zu erhalten. Der Kaiser Leopold I. erkannte die Billigkeit dieser Foderung, und ertheilte den 10. December 1694 dem Kurhause Brandenburg mit Zustimmung des Deutschen Reiches die gewünschte Anwartschaft auf Ostfriesland, welche Joseph I. 1706, und Karl VI. 1715 bestätigte, leztrer außerdem zu Kladrup bei der eben erwähnten Zusammenkunft mündlich von neuem bekräftigte. Da die Ostfriesische Fürsten-Familie jezt nur noch aus einem Zweige bestand, und der Zeitpunkt, wo der Anfall des Landes an Brandenburg geschehen konnte, näher rükte, so wollte Friedrich Wilhelm des Kaisers so vielfältig zugesicherte Freundschaft auf die Probe stellen, und sehen, ob seine Versicherungen ernstlich gemeint wären, oder nicht. Gleich nach der Rükkehr von der Kladrupper Reise

nahm

nahm er deswegen öffentlich den Titel und das Wappen des Fürstenthums Ostfriesland an, und machte dies den 12. August dem Kaiser und sodann den übrigen Mächten Europens bekannt. Aber das Wiener Kabinet, welches mit Worten, die ihm nichts kosteten, sehr freigebig war, hingegen mit Haltung solcher Versprechungen, die reelle Vortheile verschaften, zögerte, nahm diesen Schritt des Königs gewaltig übel, und betrachtete ihn als einen Eingrif in das Ansehen des Deutschen Oberhauptes, offenbar aus Eifersucht, daß die Hofnung zur Vergrößerung Preußens stieg. Als man an Brandenburg die Anwartschaft bewilligte, schien keine Aussicht zur Wirklichkeit des Erbanfalls da zu sein; aber jezt öfnete sie sich. Es konnten noch immer bei Erlischung des Ostfriesischen Fürstenhauses gegen die Preußische Besiznahme Hindernisse erregt werden. Darum wollte der Kaiser nicht zugeben, daß der König Titel und Wappen davon führte. Von Wien aus wurde ausdrüklich dagegen protestirt, und Sekkendorf ließ es an keinen Vorstellungen fehlen, um den König zu Ablegung dieser Titulatur zu bewegen; er sezte hinzu, daß die Urheber hievon die Absicht hätten, ihn mit dem Kaiser zu entzweien, indem er leider wahrnehmen müsse, daß die Böhmische Reise bei vielen Ministern keinen Beifall gefunden hätte, und den mehresten ein Stachel im Auge sei. Jedoch der König, der ein unbezweifeltes Recht an Ostfriesland hatte, fuhr fort, Titel und Wappen zu gebrauchen, und kehrte sich an den Widerspruch des

Wiener

Wiener Hofes nicht. Da er mit Sekkendorfen noch immer auf einen vertrauten Fuß umging, so schrieb er sanfter und milder an ihn, als es sonst bei seiner damaligen Stimmung gegen den Kaiser zu erwarten war. „Ich kann in Wahrheit sagen," heißt es unter andern in seinem eigenhändigen Briefe, „das von mir keine Malice ist, da ich in „Wahrheit geglaubt, das es ein Bagatell ist, als „wenn man einen Baron nennet. Indessen assu„riren sie ihre Keiserl. Maj. das durch die Lumpe„rey in nichts meine wahre Vreundschaft soll alte„riret werden, und mir nur leidt sei, das ihre „Keiserl. Maj. ungnätig sei. Mein lieber Freundt, „sein sie so guth, und mache er alles wieder in ge„rechten, das ich mit meinem lieben Keiser guht „bleibet; ich verlasse mir auf sie." Dies Schreiben half aber zu nichts. Denn der Kaiser gab in dieser Kleinigkeit durchaus nicht nach; eben so wenig der Preußische Hof. Friedrich Wilhelm nannte sich Fürst von Ostfriesland, mochte dawider protestiren, wer Lust hatte.

In dem öffentlichen Leben Friedrich Wilhelm's ist die Sorge für das Wohl, die Ehre und das Ansehen seines Landes überall sichtbar. Aber in einem ganz andern Lichte oder vielmehr Schatten stehet er da, wenn wir die Dekke, welche die Fürsten gewöhnlich vor der Welt verbirgt, wegziehen, und ihn in seinen häuslichen Verhältnissen beschauen. Das, was das Leben eines jeden, der Mensch im wahrsten Sinne des Wortes ist, er wohne in einem

Pal-

laſte oder in einer Hütte, ſo ſehr verſchönert, was es genußreich und erquikkend macht, Liebe im friedlichen häuslichen Cirkel, war dieſem Könige ganz fremd. Weder ſeine Gemalin, noch ſeine Kinder konnten ſich einer wirklichen Zärtlichkeit von ihm erfreuen; ſie hatten an ihm mehr einen ſtrengen, harten, auf Gehorſam dringenden Befehlshaber, als einen liebenden Gatten und freundlichen Vater. Wenn er für ihren Unterhalt ſorgte, es ihnen an keinem ſtandesmäßigen Auskommen fehlen ließ, und auf Tugend und Chriſtenthum nach ſeinen Begriffen hielt, ſo glaubte er alles gethan zu haben, was ſie mit Recht von ihm verlangen könnten; daß das Herz noch andre Anſprüche mache, ſchien er nicht zu wiſſen, nicht zu glauben. Seine Denkungsart hierin ſchildert folgende Anekdote. Eine mit ihm verwandte Prinzeſſin von Holſtein ſollte auf ſein Verlangen 1735 einen gewiſſen Grafen von Dohna, den Bruder eines Majors, der ein königlicher Liebling war, heirathen. Sie ſtellte dagegen in einem rührenden Schreiben vor, daß die ſeltſame, dem Könige ſehr wohl bekannte Aufführung des vorgeſchlagenen Bräutigams nichts anders als eine höchſt unglükliche Ehe vorausſehen laſſe; ſie bäte alſo, in einer ſo wichtigen Sache, von welcher das ganze zeitliche Wohl abhinge, ihren überdachten Vernunftgründen folgen zu dürfen, und hofte, daß ſeine Milde ſie in ihren armſeligen Umſtänden nicht verlaſſen werde. Die eigenhändige Antwort des Königs widerlegte nicht etwa ihre Bedenklichkeiten, ſondern zerhieb den Knoten mit

dieſen

diesen lakonischen Worten: „Hat sie nicht lust, „kan ich sie nicht helfen, wovon will Sie leben, „wan die Frau Mutter stirbt, ich würde sie nichts „zahlen, ergo sie betteln müste.“ Diesen Grundsaz, bei Verheirathungen keine Rükſicht auf die Beschaffenheit des Bräutigams, keine auf die Neigung der Braut zu nehmen, übte er gegen seine eignen Kinder aus. Nie zog er ihr Herz zu Rathe, nie untersuchte er den Karakter der vorgeschlagenen Partien, nie überlegte er, ob mit Wahrscheinlichkeit eine frohe Ehe zu erwarten sei. Seine Laune entschied allein, und seine Unbeweglichkeit forderte blinden Gehorsam. Am ersten wurde seine zwote Tochter Friederike Louise im 15. Lebensjahre verehlicht. Der regierende Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Anspach hielt 1729 um sie an; und obgleich die Prinzessin noch so jung, der Brautwerber von einer nicht untadelhaften Aufführung, und die Königin gegen die Verbindung war, so gab Friedrich Wilhelm doch ohne viele Umstände, besonders durch Sekkendorfs Zureden bewogen, seine Einwilligung. Aber diese Ehe fiel zum Misvergnügen aller Parteien aus. Der Markgraf ward seiner Gemalin bald überdrüßig, begegnete ihr höchst schnöde, und hielt sich mehr als eine Buhlerin, verwendete auf Falken und Pferde ungeheure Summen, und verdarb es mit seinem Schwiegervater noch obendrein dadurch, daß er seine Werber nicht dulden wollte. Mit einem Worte, es war eine Ehe voll Zwietracht und Unverträglichkeit.

Längere

Längere Zeit hatte sich der König mit Unterhandlungen über die Vermälung seiner beiden ältesten Kinder beschäftiget. Kaum war der Kronprinz Friedrich 13 Jahr alt, so war schon die Rede davon, ihm eine künftige Braut zu bestimmen. Die Wahl fiel auf eine Englische Prinzessin. Es wurde eine Doppelheirath verabredet. Die beiden Thronerben sollten ihre Schwestern gegen einander austauschen. Der Preußische Friedrich sollte die Prinzessin Amalie, und der Prinz Friedrich von Wales, Vater des jezt regierenden Königs George III., die älteste Preußische Prinzessin Friederike heirathen. Die Königin von Preußen, und ihre Schwägerin, die nachherige Königin von England, beide also Mütter der für einander bestimmten Kinder betrieben diese Angelegenheit am lebhaftesten, und auch Friedrich Wilhelm I. war vor der Ankunft des kaiserlichen Gesandten Sekkendorf mit diesen Vorschlägen sehr zufrieden. Aber nach dem im Jahre 1727 erfolgten Tode seines Schwiegervaters George I. änderte er seine Gedanken; er wollte nun nichts mehr von der Sache hören. Viel trug hierzu seine Abneigung gegen den neuen Englischen König, am mehrsten aber die Aufhezzung Sekkendorfs bei. Dieser wollte eine fortdauernde Trennung zwischen den Höfen von London und Berlin unterhalten, und darum bot er alle mögliche erlaubte und unerlaubte Mittel auf, um die Doppelheirath rükgängig zu machen. Er redete ihm unaufhörlich vor, daß die Pracht, an welche eine Englische Prinzessin

ge=

gewöhnt sei, seinen Schaz erschöpfen, und der Stolz der Brittischen Regierung ihm Gesezze vorschreiben würde; 2 Punkte, die seine empfindlichste Saite berührten, und ihn sogleich bewogen, die Heirath seines Kronprinzen mit der Englischen Amalie zu verwerfen; doch die Versorgung seiner Tochter lag ihm am Herzen; ihre Vermälung mit dem Prinzen von Wales wollte er noch zugeben. Aber der ränkevolle Sekkendorf wußte ihn auch hievon ganz abzubringen. Indessen die Königin ließ diesen ihren Lieblingswunsch darum nicht fahren, sie sezte ihre Versuche, eine Aussöhnung, und mit ihr die zwiefache Ehe zu bewerkstelligen, insgeheim fort, und veranlaßte ihren Sohn, den Kronprinzen, dem sie, und der ihr mit seltner Zärtlichkeit anhing, an die Königin von England zu schreiben, daß er keine andre, als ihre Tochter Amalie zur Gemalin nehmen würde. Sekkendorf, der an allen Höfen erkaufte Freunde und bestochene Kundschafter hatte, erfuhr den Inhalt dieses Briefes, und theilte ihn mit solchen gehässigen Bemerkungen dem Könige mit, daß leztrer den größten Unwillen auf seine Gemalin, und den bittersten Haß auf seinen Sohn warf. Jener ließ er ihre geheimen Intriguen mit England, wie er es nanute, ernstlich verbieten, und diesem bedeutete er zornig, er wolle ihm das Schreiben schon anstreichen. Die im Jahre 1729 ausgebrochenen Werbehändel vermehrten die Erbitterung zwischen beiden Höfen. Als aber durch die Vermittelung andrer Fürsten das gute Vernehmen im Anfange des Jahres 1730 wieder hergestellt

wurde,

wurde, so benuzte die Königin den Zeitpunkt, und brachte die Doppelheirath von neuem in Anregung. Am Hofe ihres Bruders fand ihr Verlangen großen Beifall, und um es zu befördern, schikte man den Ritter Hotham nach Berlin, der alle Eigenschaften besaß, um sich das Vertrauen Friedrich Wilhelm's zu erwerben. Er war ein scharfer Jäger, ein leidenschaftlicher Soldat, ein muntrer Tischfreund, und gerade so mußte er sein, wenn er dem Könige Friedrich Wilhelm gefallen sollte. Es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, die Eheſtiftungen zu bewirken, wenn er nicht an Sekkendorfen einen schwarzen Dämon gehabt hätte, der ihm überall in den Weg trat, ihm überall entgegen arbeitete, und durch ein Gewebe der feinſten Liſt die Abſicht seiner Reiſe vereitelte. Sekkendorf wußte den Zorn des Königes so meiſterhaft zu erregen, daß Hotham auf eine Art beleidigt wurde, die seinen baldigen Abgang von Berlin zur Folge hatte.

Nach Hotham's Entfernung ward öffentlich an die Heirathsſache nicht mehr gedacht. Aber insgeheim machte der Kronprinz Anſtalten, die hierauf Bezug hatten. Er ging mit dem Gedanken einer Flucht nach England um, nicht so sehr aus heftiger Neigung zur Ehe mit einer Prinzeſſin, die er nicht kannte, als aus brennendem Verlangen nach Freiheit, die sein Vater immer enger beſchränkte. Um das Verhältniß, in welchem Vater und Sohn ſtanden, und die Urſachen, welche leztern zur Flucht reizten, deutlicher zu erkennen, iſt es nöthig, eine

kurze

kurze Nachricht von der Erziehung und dem Jugendalter Friedrich's voraus zu schikken. Eben die Französin, welche die Oberaufsicht über die Kinderjahre des Königs Friedrich Wilhelm's I. geführt hatte, erhielt auch die Leitung über Friedrich II. während der 6 ersten Jahre seines Lebens. Dies war die bekannte Frau von Rocoules. Durch sie erlernte er das Französische wie seine Muttersprache, und ihr sanftes, feines Betragen machte in sein Herz einen solchen Eindruk, daß er lebenslang eine Vorliebe für die Französische Sprache und Französische Nation behielt. Im 4ten Jahre wurde Dühan von Jandün, ebenfalls ein Franzose, zu seinem Lehrer gesezt, ein Mann, der ihm nur eine größere Fertigkeit im Französischen, einige Liebe zur Philosophie und Geschichte, aber keine gründliche, wissenschaftliche Kenntniß beibrachte, weil er solche selbst nicht besaß. Vom 7ten Jahre an erhielten zwei Militärpersonen das Amt der Aufsicht über den Prinzen; der Graf von Finkenstein, der eine ähnliche Stelle gleichfalls schon bei dem Vater bekleidet hatte, genoß hiebei des Vorranges; und der Oberste von Kalkstein, der 1759 als Feldmarschall starb, war Unterhofmeister. Beider Hauptverdienst war Eifer für den Kriegsruhm, mehr verlangte Friedrich Wilhelm nicht, mehr sollte bei dem Sohne nicht herrschend werden. Eigentliche Geistesbildung schien ihm eben so überflüssig, als schädlich. Daher wurden ihm weiter keine besondern Lehrer gegeben, als nur zu solchen Dingen, die auch ein

Soldat,

Soldat, der befehlen will, nicht entbehren kann. Der Major vom Ingenieur-Korps, Sterning, unterrichtete ihn in der Mathematik und Kriegsbaukunst, der Geheimesekretär Hilmar Curas im Schreiben und in der Erdkunde, der Hofprediger Andreä in der Religion, welche zugleich von seinen Kollegen Noltenius und Cochius scholastisch eingepfropft wurde; und zum Ueberflusse erlaubte es der König, daß der Organist Heyne an der Domkirche das Klavierspielen lehren durfte. Dürftig genug war der ganze Unterricht, und gering der Fortschritt, welchen Friedrich in den Kenntnissen machte. Er lernte nur eine einzige Sprache richtig sprechen, und keine einzige richtig schreiben. Deutsch verstand er nicht gehörig, und Latein fast gar nicht, welches lezte er in der Folge sehr bedauerte, weil dieser Mangel ihm das Vergnügen raubte, die Römischen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen in der Ursprache zu lesen. Er bezeigte in der Jugend Lust zu ihrer Erlernung, und machte den Anfang damit. Aber sein Vater jagte den Lehrer mit aufgehobenem Stokke davon. Friedrich hatte blos einige Brokken behalten, die er nachher, aber mehrentheils verstümmelt bei manchen Gelegenheiten anbrachte. Denn stante pede morire sagte er eben so gut als festina lente; de gustibus non est disputandus, schien ihm eben so richtig, als dominus vobiscum; und den Kaiser nannte er Caput orbem, so wie er den Befehl zum Briefverbrennen mit den Worten gab: in ignis infernalis conforabitur. Italienisch lernte er in

der

der Folge noch, aber nicht so viel, daß man sagen kann, er sei dessen mächtig gewesen. Am elendesten war sein Religions-Unterricht beschaffen; und hierin lag der Grund seiner Gleichgültigkeit gegen alle Religions-Anstalten, und seiner Abneigung gegen das Christenthum, die er lebenslang bewies. Man lehrte ihn aber auch keine eigentliche Religion, sondern nur Scholastik und Mönchthum, wovon sein origineller Geist, und sein fähiger Verstand das Ungereimte und Irrige frühzeitig einsahe. Hiezu kam, daß alles auswendig gelernt werden mußte, und nichts der Vernunft annehmlich, nichts dem Herzen liebenswürdig gemacht wurde. Hatte er einen jugendlichen Fehler begangen, oder zu wenig Fleiß bewiesen, so mußte er zur Strafe lange Psalmen, und unverständliche Bibelsprüche auswendig lernen. Ein vortreffliches Mittel, ihm die Religion selbst, die hieran freilich unschuldig war, verhaßt zu machen. Endlich bemerkte er, daß damals die größten Eiferer in der Religion im Umgange des Lebens, gerade keine andere, oft noch schlechtere Menschen waren, als die übrigen. Sein eigner Vater übte die Religion nur in der Kirche, und übertrat die Moral in der Welt. Unter diesen Umständen mußte er für die Wizzeleien und Spottreden der Französischen Freigeister, seiner künftigen Gesellschafter, empfänglich, und für die Gefühle des Erhabensten, des Edelsten, einer wahren Religiosität abgestumpft werden.

Die

Die Hauptsorge seines Vaters ging nur dahin, ihn zu einem abgehärteten Soldaten zu erziehen. Vom 7. Jahre an wurde er daher als ein wirklicher Rekrute behandelt. Ein Kadet von beinahe gleichem Alter, Namens Renzel, der als Gouverneur von Berlin, und als Generallieutenant 1778 ohne einen weitern Ruhm, als den des Kriegshandwerkes starb, mußte ihm die Handgriffe des Exercirens beibringen; ohne Rükſicht auf die Witterung oder Jahreszeit gehörte Marſchiren, Fechten, Reiten, Gewehrſchultern zur Tagesordnung; und gleich einem gemeinen Burſchen war er gezwungen, auf die Wache zu ziehen, und vor dem Schloſſe mit Flinte und Patrontaſche Schildwache zu ſtehen. Im 8ten Jahre ließ der König ſein Spielzimmer in ein Zeughaus verwandeln, und mit Kanonen, Flinten, Säbeln, Kugeln und dergleichen anfüllen, damit auch ſeine jugendlichen Erholungen nur Beſchäftigungen mit Kriegsinſtrumenten ſein möchten. Nicht lange darauf wurde er Hauptmann bei dem Kadettenkorps, und in der Folge Befehlshaber einer Kompagnie unter dem Rieſenregimente. Die übertriebene Strenge, der widerliche Kleinigkeitsgeiſt, das ewige Marſchiren und Exerciren, der faſt weibiſche Soldatenpuz, das beſtändige Stokprügeln und Fauſtſchlagen ſeines Vaters, waren alles Dinge, die einem feurigen, edlen, ſich ſchon jezt zu höhern Beſchäftigungen beſtimmt fühlenden Jünglinge nicht gefallen konnten. Je mehr ſeine Jahre zunahmen, deſto größer wurde ſein Widerwille gegen dies langweilige geiſttödtende Einerlei mechaniſcher

nischer Handgriffe und Fußbewegungen. Sein emporstrebendes Genie suchte würdigere Gegenstände, wo es seine Kräfte äußern, entwikkeln und erhöhen könnte. Indessen Vormittags mußte er den Launen seines Vaters fröhnen, und dem harten Zwange nachgeben; er mußte seine Haare in einen steifen Zopf, seinen Leib in eine enge Uniform, seine Füße in einen abgemeßnen Soldatenschritt zwängen, und auf dem Paradeplazze eine Zeit tödten, die er gern nüzlicher angewendet hätte. Aber Nachmittags hielt er sich für diesen Zwang schadlos. War die Tafel aufgehoben, so eilte er in sein Zimmer, warf seine Montur in den Winkel, ließ sich nach der Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, zog einen Schlafrok von goldnem Brokat an, und studirte. Die klassischen Schriftsteller der Griechen, Römer und Franzosen waren ihm werthere Gesellschafter, als die steifen Kriegskameraden. Sie gewannen sein Herz und bildeten seinen Verstand. Er gab sich nun ganz dieser Lektüre, der Dichtkunst und dem Flötenspiel hin. Auf Befehl seines Vaters hatte er nur Psalmen auf dem Clavier spielen dürfen. Als der König August von Polen 1728 einen Besuch in Berlin abstattete, und in seinem Gefolge den berühmten Flötenblaser Quanz mitbrachte, so wurde der 16jährige Prinz durch das unübertrefbare Spiel dieses Künstlers so hingerissen, daß er augenbliklich beschloß, von ihm Unterricht zu nehmen. Dies war aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden; theils wollte der Polnische König diesen Meister nicht aus seinem

Dienste

Dienste lassen, theils war voraus zu sehen, daß Friedrich Wilhelm ein so sanftes Vergnügen, als die Flöte gewährt, seinem Sohne nie erlauben würde, weil er meinte, dies mache nur weibische Petitmäters, und schikke sich nicht für rauhe Kriegsleute. Durch der Königin Vermittelung kam es jedoch dahin, daß Friedrich seines Wunsches gewährt wurde. Zweimal kam Quanz des Jahres, aber ganz heimlich und ohne Friedrich Wilhelm's Wissen von Dresden nach Berlin, und gab ihm entweder ganz früh, oder, welches am gewöhnlichsten geschahe, Abends von 4 bis 7 Uhr im Flötenspielen Anweisung. Einst hätte ihn der König beinahe überrascht, und wahrscheinlich nicht besser, als den Lehrer im Lateinischen behandelt. Quanz hatte noch eben Zeit, sich in ein kleines, zum Einheizen bestimmtes Kabinet zu retten, und Friedrich, die Musikalien nebst der Flöte wegzuschaffen, und die Uniform anzuziehen. Der König kam zornig, und entdekte hinter den Tapeten die verborgenen Bücher und Schlafrökke. Leztre warf er sogleich in's Kaminfeuer, die Bücher verkaufte er an den Buchhändler Haude, und erst nach einer langen Strafpredigt von einer Stunde entfernte er sich wieder. Solche Auftritte waren eben nicht geschikt, Liebe zu erwekken, und Vertrauen einzuflößen. Das Misvergnügen zwischen Vater und Sohn, welches schon an und für sich groß genug war, wurde noch durch eigennüzzige Menschen vermehrt. In diese Klasse gehört der nur zu sehr bekannte Sekkendorf, und sein erkaufter Freund

Grumbkow. Beständig riethen sie zur Strenge, und erbitterten den König in einem solchen Grade, daß er ernstlich Willens wurde, ihn von der Thronfolge auszuschließen, und seinen zweiten Sohn August Wilhelm, der sich besser nach seinen Eigenheiten bequemte, zum Kronprinzen zu ernennen. Der große Friedrich entging den öftern Zumuthungen seines Vaters, freiwillig dem Erstgeburtsrechte zu entsagen, nur durch die auf den väterlichen Karakter richtig berechnete Antwort: „er „wolle sich diesem Verlangen fügen, wenn sein „Vater in einem öffentlichen Manifeste an alle „Höfe Europen's erklärte, daß er außer der Ehe „von ihm gezeugt sei.“ Man weiß, welch eine *) abergläubische Verehrung der ehelichen Treue der König hatte; diese Bedingung des Sohnes reichte hin, um ihn von fernern Versuchen abzuschrekken. Desto mehr ließ er seinen Unwillen auf andre Art aus. Er stellte ihn im Tabakskollegio und auf Jagden dem Gespötte seiner Diener aus, weil er am Tabaksdampfe und an der Sauhezze nicht eben den

*) Einiger Splitterrichter wegen erinnere ich, daß hier nicht die eheliche Treue überhaupt etwas Abergläubisches genannt wird; — welcher Mensch von gesundem Verstande könnte so etwas auch nur im Scherz behaupten? sondern nur die besondre Denkungsart Friedrich Wilhelm's soll hiermit bezeichnet werden; das Verhältniß, in welchem bei ihm die Keuschheit gegen die andern Tugenden stand, war in der That eben das, was Aberglauben zur wahren Religion ist.

den Geschmak fand, als er, der Vater; er bestrafte ihn mit Arrest bei Wasser und Brodt; er ließ einen Befehl im Druk bekannt machen, daß bei Karren- auch wohl Lebensstrafe Niemand an Minderjährige, wäre es selbst an die königliche Familie, Geld leihen sollte; dieses zielte blos auf die Beschimpfung und Einschränkung Friedrich's ab, weil er 7000 Thaler Schulden gemacht hatte; welche unbedeutende Summe in der Folge noch oft der Dekmantel sein mußte, worunter der Vater seinen Groll verbarg. Mit dem Jahre 1730 nahmen die väterlichen Mishandlungen, und ein wirklicher Haß täglich zu. So lange die Heirathssache betrieben wurde, beruhigte sich Friedrich noch mit der nahen Aussicht, in kurzem mehr Freiheit zu erhalten. Aber als durch Sekkendorfs Hinterlist auch dieser Stral der Hofnung zu einer bessern Behandlung verschwand, so wurde er bis auf's Aeußerste gebracht; und nun faßte er den gefährlichen Endschluß, der Gewalt List, der Zuchtruthe Eigenmacht entgegen zu sezzen: sein Vorsaz stand fest, nach England zu entfliehen.

Friedrich überlegte die Sache mit seinen Vertrauten, die ihn darin bestärkten, und zum Theil unterstüzten. Seine älteste Schwester Friederike, die durch gleiche Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, durch Theilnahme an seiner traurigen Lage, und durch eigne widrige Erfahrungen von Seiten des Vaters sich fest an den Bruder anschloß, wußte ebenfalls um das Geheimniß, doch ohne eine hülfreiche Hand dazu zu leihen. Der

jugendlichen Freunde Friedrich's waren damals drei, der Lieutenant Katte bei den Gensd'armes, der königliche Page Keith, und der Lieutenant Sparn unter dem Leibregimente. Der Herr von Katte hatte den mehrsten Einfluß, weil er sich am mehrsten beliebt zu machen, dem Prinzen lauter angenehme Dinge zu sagen, und seinen jugendlichen Neigungen am besten zu schmeicheln wußte; sonst verdiente er die zärtliche Freundschaft Friedrich's durch reelle Verdienste eben nicht; denn er war im höchsten Grade leichtsinnig, ohne Religion und Sitten, eben so unbesonnen als eitel. Er pralte mit der Gunst des Prinzen, und führte öffentlich unschikliche Reden über den König. Er fachte die Unzufriedenheit Friedrich's über seinen Vater noch mehr an, und gab ihm Rathschläge, die zwar seiner Jugend gefielen, aber nicht der Weisheit angemessen waren. Es wäre zu wünschen gewesen, beide hätten nie in in einem vertraulichen Verhältnisse gestanden; Katte's Unvorsichtigkeit und Leichtsinn verursachte den schreklichen Ausgang des Unternehmens. Weit würdiger des nähern Umgangs Friedrich's war Keith; er hatte einen sanften Karakter, und einen ruhiger überlegenden Verstand; voll Mitgefühls über die harte Begegnung, die der Prinz täglich erlitt, verband er sich mit ihm, und da er als Page alles erfuhr, was bei Hofe vorging, so ertheilte er ihm hievon Nachricht, wendete manches Ungemach ab, und wurde ihm überaus nüzlich. Der Lieutenant Sparn stand zu Potsdam, war folglich nicht so oft um den Prinzen,

und nahm an der Zubereitung zur Flucht weiter keinen Theil, als daß er davon unterrichtet war. Friedrich machte zuvor noch einen gütlichen Versuch, indem er seinen Vater dringend bat, ihm eine Reise durch Europa zu gestatten; dies schlug leztrer ihm rund ab, sezte jedoch das Versprechen hinzu, ihn auf seinen eigenen Reisen mitzunehmen. Darin hielt er Wort. Friedrich begleitete seinen Vater zu dem glänzenden Lustlager nach Mühlberg in Sachsen im Juni 1730. Hier suchte er seinen Vorsaz zur Entweichung auszuführen. Durch seinen Günstling Katte ließ er bei dem Sächsischen Minister Grafen von Hoym Pferde und Reisepässe bestellen. Aber Hoym merkte die Absicht des Prinzen, und zeigte sie seinem Könige an. August erschrak hierüber, that dem Prinzen alle mögliche Gegenvorstellungen, und drang ihm sein Ehrenwort ab, im Lager bei seinem Vater zu bleiben. Friedrich brach in die beweglichsten Klagen über die Mishandlungen seines Vaters aus, beschwerte sich vorzüglich über die Aufhezzungen des Ministers Grumbkow, und des Gesandten Sekkendorf, und bat Augusten auf's rührendste um seine Fürsprache, damit er in fremde Länder reisen dürfte. Der edelmüthige August wendete sich an Friedrich Wilhelm, und trug ihm die Wünsche seines Sohnes vor. Die Antwort, die er erhielt, bestand darin, daß Friedrich zu Felde gehen sollte, sobald es Krieg geben würde, und daß er als Sohn Demuth und Gehorsam gegen den Vater bezeigen müsse, dann würde er keine Ursache

zu klagen haben. Diese Ursachen hörten indessen nicht auf, und so beschloß Friedrich, eine gelegnere Zeit zum Entfliehen abzuwarten. Eine solche Gelegenheit zeigte sich bald. Schon im folgenden Monate unternahm der König eine neue Reise durch einen großen Theil Deutschlands nach Wesel. Den 15. Juli reisete er mit dem Kronprinzen, und einem kleinen Gefolge einiger Generale und andrer hohen Officiere von Berlin über Leipzig nach Meuselwiz, einem Städtchen und Rittersizze des Grafen Sekkendorf, den er abholte, und sodann nach Anspach zu seinem Schwiegersohne, dem Markgrafen mitnahm. Hier verweilte er 8 Tage, während welcher Friedrich sich seiner strengen Aufsicht zu entziehen gedachte. Er bat seinen Schwager um ein schnelles Reitpferd zum Spazierritt. Aber der Markgraf errieth ihn, und schlug ihm unter allerlei Vorwänden sein Gesuch ab, schwieg jedoch still. Nun mußte Friedrich sein Vorhaben weiter hinausschieben. Die fernere Reise ging über Augsburg, Ludwigsburg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, und von da den Rhein hinunter nach Wesel, wo man den 12. August eintraf. In der Nähe dieser Stadt glaubte endlich Friedrich das Ziel seiner Befreiung gewiß zu erreichen. Es vereinigten sich mehrere Umstände, die seinen Wünschen günstig waren. Der Herr von Keith, vormaliger Page, war seit einiger Zeit als Officier nach Wesel versezt worden. Dieser hatte alle nöthigen Anstalten bereits getroffen, die Pferde auf den Stationen bestellt, und ein Schiff

zur

zur Ueberfahrt von Holland nach England gemiethet. Die Flucht selbst sollte nach der Abreise des Königs vor sich gehen. Da er gewöhnlich eher als der Prinz wegfuhr, so hofte leztrer, sich dies zu Nuzze zu machen, einige Stunden zu gewinnen, und schon über der Grenze zu sein, ehe der weit voraus, und immer schnell fahrende König Nachricht von der Flucht bekommen könnte. Es wäre auch wahrscheinlich geglükt, wenn nicht der Verräther Sekkendorf den König in den Stand gesezt hätte, den Plan gerade im Augenblikke der Ausführung zu vereiteln. Zunächst war Friedrich's unglüklicher Freund, der Lieutenant Katte, Schuld an der Entdekkung. Dieser befand sich noch in Berlin, wollte noch einige Summen Geld anschaffen, unter dem Vorgeben einer Reise auf's Land Urlaub nehmen, und dem Prinzen über Hamburg nach England folgen. Sein Uebermuth verleitete ihn, das Geheimniß hie und da zu offenbaren; um sich ein Ansehen bei seinen Bekannten zu geben, und aus übel angebrachter Eitelkeit, daß er bei dem Kronprinzen so viel gelte, sagte er mehrern seiner Freunde, daß Friedrich nicht wieder kommen werde. Der arglistige Sekkendorf, welcher überall Auflaurer im Solde hatte, erfuhr diese unvorsichtigen Reden schon zu Anspach; und voll Schadenfreude, ein Mittel in Händen zu haben, dem Prinzen, den er wegen seines großen hellsehenden Geistes nicht leiden konnte, und durch ihn der Königin, die er haßte, eine empfindliche Kränkung zu verursachen, theilte er mit grellen Farben den entdekten

An-

Anschlag dem Könige mit, und rieth ihm zur schonungslosesten Härte. Friedrich Wilhelm gerieth in den heftigsten Grimm, verschloß aber seinen Groll in sich, und befahl dem Obersten von Waldau, und dem Oberlieutenant von Rochow unter Bedrohung des Todes den Prinzen unbemerkt so zu beobachten, daß er ihnen nicht entwischen könnte. Friedrich, der hievon nichts ahnete, machte Anstalt, auf die verabredete Art zu entfliehen. Aber die Wachsamkeit seiner Aufseher verhinderte ihn am Entkommen. Er wurde vor Wesel plözlich eingeholt und in die Stadt zurükgeführt. Unterwegens fand er noch Gelegenheit, dem Lieutenant Keith einen Zettel zuzusenden, auf welchem er mit Bleistift geschrieben hatte: Sauvez-vous, tout est decouvert *). Keith sattelte unverzüglich sein Pferd, und ehe man noch an ihn dachte, ehe noch in Rükficht seiner etwas verordnet war, ritt er durch ein entgegengesezes Thor, entkam glüklich nach Haag, und durch Vermittelung des Englischen Gesandten nach England und hernach nach Portugall, wo er Dienste nahm, und bis nach Friedrichs Thronbesteigung blieb, worauf er nach Berlin zurükkehrte, und Oberstallmeister und Kurator der Akademie wurde.

Der Kronprinz, welcher sein Schikfal zu verbessern meinte, verschlimmerte es durch seine beabsichtigte

*) Retten Sie sich, alles ist verrathen.

sichtigte Flucht, und erlebte nun Prüfungen, die die Nachwelt nicht glauben würde, wenn sie nicht zu deutlich bewiesen wären. Seine erste Zusammenkunft mit seinem Vater kündigte ihm die Schrekken an, die seiner warteten. In der Gestalt eines Missethäters von einer Wache geführt, erschien er im Hause des Kommandanten zu Wesel, des Generals Mosel, vor seinem Vater, der sich in der Wuth und Rache so wenig zu mäßigen wußte, daß er ihn bei'm ersten Anblik mit dem Stokke unter die Nase stieß, ihn blutig verwundete, und schändlich mißhandelte. Der wehrlose Prinz brach über eine solche Begegnung betäubt in die Worte aus: Jamais visage de Brandebourg n'a souffert un affront pareil *). Dieser natürliche Ausruf eines unwürdig behandelten Fürstensohnes verdroß den König so sehr, daß er den Degen zog, um seinen Kronerben zu durchstechen, und taub gegen die Stimme der Natur, verhärtet gegen den Ruf der Menschlichkeit, hätte er diese grauenvolle That vollbracht, wenn nicht die männliche Kühnheit des Generals Mosel seinen aufgehobenen Arm zurükgehalten, sich zwischen ihm und dem Prinzen gestellt und gerufen hätte: Sire, durchstoßen sie mich, aber schonen sie ihren Sohn. Edler Held, entschloßner Mann, dir danke die ganze Nachwelt, daß du der Erde ihre Zierde, den Thronen ihr Muster,

*) Noch nie hat das Gesicht eines Brandenburgischen Prinzen eine solche Schmach erlitten.

Muſter, der Menſchheit einen Wohlthäter erhieltest, und die Preußiſchen Annalen vor einem unaustilgbaren Flekke bewahrtest! Nachdem der König durch den Muth und die Herzhaftigkeit des Generals Moſel wieder zum Nachdenken gekommen war, ſo ließ er von ſeinem Sohne ab, und befahl, ihn unter der Bewachung von 8 Officieren nach Mittenwalde zum Verhör, und von da nach Küſtrin zur gefänglichen Haft zu führen. Zu Ende Auguſts kam er zu Mittenwalde an, wo ſich bereits der Miniſter Grumbkow, der Oberſte Derſchau, der General-Auditeur Mylius, und der Fiskal Gerber nach dem Willen des Königs eingefunden hatten, um eine vorläufige Unterſuchung über die Urſachen zur Flucht Friedrich's, über die Theilnehmer und Beförderer der Unternehmung, und über den Ort, wohin er gedachte, anzuſtellen. Aber ſie erhielten keine befriedigende Antworten von einem Prinzen, der wohl begriff, daß ſie Dinge von ihm herauslokken ſollten, die geſchikt wären, ein ſtrenges Verfahren, ein blutiges Urtheil über ihn zu begründen, und zu rechtfertigen. Er bewies ſchon jezt jene Standhaftigkeit, und jene Seelengröße, die ihm einſtens die Bewunderung der Welt erregen, die ihn zum Schrekken ſeiner Feinde machen ſollten. Nach dieſem Verhör wurde er in die Citadelle von Küſtrin wie ein gemeiner Verbrecher gebracht, und 9 Wochen als ein ſolcher behandelt. Der Kommandant, General Löpel, erhielt Befehl, den Prinzen in eins der ordentlichen kleinen Arreſtbehältniſſe zu ſezzen; doch der Kammerpräſident

von

von Münchow, der alles aufbot, um des Prinzen hartes Schikſal zu erleichtern, räumte ein etwas beſſeres, und größeres Zimmer, das mit zu ſeiner Wohnung im Schloſſe gehörte, hierzu ein, und nicht ohne Schwierigkeit brachte er es dahin, daß dies bewilliget wurde. Sonſt durfte dem Gefangenen keine Bequemlichkeit, keine Geſellſchaft, kein Schreibzeug, kein Licht geſtattet werden. Das Zimmer war leer, der Fußboden ſein Bette, ein ſchlechter blauer Ueberrok ſeine Bekleidung, ein hölzerner Schemmel ſein Siz, die Bibel ſein Troſt und das Geſangbuch ſeine Unterhaltung. Zwei Unterofficiere bewachten die Thüre von außen, und ein Hauptmann ſorgte für die Erfüllung ihrer Pflicht. Kein Menſch wurde zum Prinzen gelaſſen, als der General Köpel und der Präſident Münchow. Alle 3 Stunden öfnete man die Thüre, und ſahe zu, ob der Gefangene noch da ſei. Ein gewiſſer Hofrath Blokmann beſorgte die Speiſen, welche karg zugetheilt, nicht ſonderlich beſchaffen, und vom Könige ſelbſt beſtimmt waren; ſie wurden dem Prinzen zerſchnitten gebracht, damit er keiner Meſſer und Gabeln bedürfte, auch vor der Thüre viſitiret, damit ihm auf dieſem Wege keine Briefe zugeſtekt würden. Aller Strenge ungeachtet fand die Präſidentin von Münchow doch Mittel, dem Prinzen das zu verſchaffen, was ſeinen traurigen Aufenthalt erleichtern und erträglich machen konnte. Sie ließ an dem Nachtſtuhle verborgene Taſchen anbringen, und durch dieſe Wachslichter, Bücher und Briefe in das prinzliche Zimmer liefern. Ihr

jüngſter

jüngster 7 jähriger Sohn schlüpfte, sobald die Thüren geöfnet wurden, mit hinein, und brachte Obst, Gebakues, Federn, Papier, Messer und dergleichen, welches sie in seinem langen Kinderrokke auf eine Art verstekt hatte, daß es von der Wache nicht bemerkt wurde. Dieses Kind, welches französisch plaudern konnte, und sich oftmals bei dem Prinzen einschließen ließ, gewährte ihm eine angenehme Unterhaltung und überbrachte ihm manche nüzliche Nachrichten.

Unterdessen ging der erzürnte Vater in seinem unnatürlichen Hasse so weit, daß er seinen Sohn durch Henkershand sterben lassen wollte. Zu Ende des Oktobers versammelte er ein Kriegsgericht von Generalen und Stabsofficieren, wobei er selber den Vorsiz führte. Er erklärte seinen Sohn für einen Deserteur und Schuldenmacher, und erkannte ihm wegen dieser beiden Vergehungen mit grimmiger Heftigkeit den Tod zu. Einige Hofschmeichler waren entweder so höfisch gesinnt, oder so rachsüchtig, daß sie in dies Bluturtheil einstimmten; zu ihnen gehörten besonders der General Grumbkow, und der Oberste Derschau, unedle, feigherzige Menschen, die sich auf immer vor der Nachwelt beschimpft haben. Von einer ganz andern Denkungsart beseelt zeigten sich der ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer, der heldenmüthige Fürst von Dessau, und der Generallieutenant von Bork; diese erhoben freimüthig und stark ihre Stimmen, erklärten den Todesspruch für

un-

ungerecht, unverdient und unmenschlich, und erschütterten das Gewissen des Königs so mächtig, daß er es nicht wagte, gegen ihren ernstlichen und von überzeugenden Gründen unterstüzten Widerspruch seine leidenschaftliche Meinung durchzusezzen. Mehrere Fürsten Europens nahmen sich ebenfalls des beklagenswerthen Prinzen an, und suchten durch rührende Bittschreiben den Zorn des Königs zu besänftigen. Selbst einer der Urheber von der Trauerscene, der Graf Sekkendorf, wurde von seinem Hofe, der zwar die Demüthigung, aber nicht den Tod des Kronprinzen wünschte, dringend angewiesen, den erbitterten König umzustimmen. Er mußte zugleich ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Karls VI. an Friedrich Wilhelm überreichen, worin sich Karl nicht im gebietenden Tone der kaiserlichen Auktorität, wie einige Schriftsteller thöricht genug behauptet haben, sondern in der Sprache des Freundes, wie der nun öffentlich gedrukte Brief beweiset, für den Prinzen verwendet; „er könne," schreibt er, „vermöge der zwischen ihnen fürseyenden so nüzlichen Freundschaft nicht „umhin, sein Vorwordt bei Dero Liebden dahin „einzulegen, damit Dieselben Gnade vor Recht „ergehen lassen möchten; er suche hierunter nichts, „als zu Dero Liebden selbst eignen Beruhigung zu „gereichen, und hoffe, daß der Crouprinz, obwohl „er vielleicht nicht von der kaiserlichen Affection und „Liebe zu ihm und seinem ganzen Königl. Churhause „satsam überzeuget sei, doch nun erkennen werde, „wie recht ernstlich und herzlich wohl er, der Kaiser,

„es

„es mit ihm meine, maßen er die Wohlfahrt beider „Häuser von einer beständigen Vertraulichkeit des „Erzhauses mit dem Königl. Churhause Branden„burg abzuhangen glaube.“ — Verschiedene Geschichtschreiber sind der Meinung, daß dies kaiserliche Handschreiben ganz allein das Leben Friedrich's gerettet habe. Es ist wahr, Friedrich Wilhelm sagt in seiner Antwort an den Kaiser unter'm 20. Nov., daß er blos durch dessen „Vorwordt“ bewogen worden sei, seinem Sohne zu „pardoniren;“ aber dies scheint nur eine Formel der Höflichkeit zu sein. Bestärkt haben in seinem bessern Vorsaz mag ihn allerdings die kaiserliche Vorstellung; jedoch die erste glükliche Umstimmung verursachte gewiß der standhafte Muth der genannten Männer, welche Beisizzer des Kriegsgerichts waren; dies beweiset die Zeitfolge. Das kaiserliche Schreiben wurde am 1. Nov. übergeben, das Kriegsgericht hingegen noch im Oktober gehalten. Wie dem nun sei, und was den König zur Gelindigkeit getrieben haben mag, genug, das Todesurtheil wurde zurükgenommen; doch der enge Arrest dauerte noch über 3 Wochen fort.

Der König verlangte aber durchaus ein Todtenopfer; er wollte seinen glühenden Zorn nur durch Blut abkühlen, das Trauerspiel sollte nicht anders, als mit dem Henkersbeile geendigt werden. Friedrich's 22 jähriger Freund, der Lieutenant Katte war hiezu bestimmt. Mit mehr Vorsicht hätte er seinem Schiksale entgehen können. Er verweilte

weilte unnöthiger Weise noch in Berlin, als schon ein Eilbote mit der Nachricht der mißlungenen Flucht daselbst angelangt war. Ein Major, der dies erfahren hatte, begegnete ihm Abends auf der Straße, und gab ihm durch die Anrede: „sind sie noch hier? das wundert mich!“ einen Wink, sich noch zu retten. Der leichtsinnige Katte antwortete: ich reise noch in dieser Nacht; aber er that es nicht, und dies war sein Verderben. Des andern Morgens gegen halb 9 Uhr wurde er gefangen gesezt, und vor's erste auf der Hauptwache behalten, wo jeder wachthabende Officier den Befehl erhielt, mit seinem eignen Leben für ihn zu haften. Nach der Ankunft des Königs mußte er auf dem Schlosse erscheinen; er hatte einen bloßen leinenen Kittel, aber über der Weste noch ein Johanniterkreuz um. Bei seinem Anblik ergrimmte der König so sehr, daß er ihm das Kreuz abriß, Stokschläge ertheilte, und ihn mit Füßen trat. Er sollte bekennen. Er gestund, von der Flucht gewußt zu haben, verrieth jedoch die Prinzessin Friederike so wenig, als den Ort der Bestimmung. Der König ließ ihn wieder auf die Hauptwache bringen, und befahl, ihn auf die Folter zu spannen. Es würde geschehen sein, wenn nicht der Graf Sekkendorf, sein Verwandter, ihn hievon durch seine Fürsprache gerettet hätte. Hierauf wurde ein Kriegsgericht über ihn gehalten, welches ihm die Strafe einer lebenslänglichen Gefangenschaft in einer Festung zuerkannte. Der erbitterte König verwarf diesen Spruch, und gebot statt dessen, ihn

hin-

hinzurichten. Keine menschliche Macht, kein Zureden, kein Bitten konnte eine Aenderung hervorbringen. Die Königin nahm sich des unglüklichen Jünglings an, das ganze königliche Haus bat für ihn; sein Vater, der Generallieutenant Katte, und sein Großvater, der Feldmarschall von Wartensleben fielen dem Könige zu Fuße; Katte selbst schrieb auf die reuvollste und demüthigste Art an ihn, und flehte um sein Leben: alle diese Bemühungen waren vergebens; Friedrich Wilhelm blieb unbeweglich, und antwortete hartherzig: es sei Gnade genug, daß er diesen treulosen Officier enthaupten lassen wolle, da er doch eigentlich verdient hätte, mit glühenden Zangen zerrissen und aufgeknüpft zu werden. Das Bluturtheil war vom Könige am 2. November gesprochen worden, und schon am 6. November wurde es auf eine empörende Art vollzogen. Den 5. mußte Katte nach Küstrin geschaft werden. Am 6. früh Morgens holte ihn die Wache zum Tode ab; der Zug ging vor Friedrich's Fenstern vorbei, der nicht eher als an diesem Tage von dem schreklichen Schiksale seines Freundes unterrichtet worden war. Friedrich drängte sich an das Fenster und rief seinem Unglüksgenossen die Worte zu: pardonnés-moi, mon cher Katte; mein Katte, verzeihen Sie mir! Dieser antwortete: la mort est douce pour un si aimable Prince: Der Tod ist leicht für einen so liebenswürdigen Prinzen. Friedrich konnte vor Schmerz nicht weiter sprechen, konnte den Anblik nicht ertragen; thränenvoll und bewußtlos trat er vom Fenster zurük,

und

und sank, der Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl, wo ihm der General Löpel, und der Präsident Münchow, die in diesen Augenblikken allein um ihn waren, hülfreiche Hand leisteten. Unterdessen wurde Katte auf den Wall geführt, wo er kniend auf einem Sandhaufen den Todesstreich empfing. Nach dem Berichte eines Augenzeugen, des jüngsten Sohnes des Präsidenten Münchow, ist es ganz ungegründet, daß Friedrich die Hinrichtung selbst mit angesehen habe; eine Mauer, welche den Schloßgraben umgab, verhinderte die Aussicht aus Friedrichs Zimmer nach dem Richtplazze, wie aus dem am Ende folgenden Aufsazze zu ersehen ist. Man hält es daher für Pflicht, dieser allgemein verbreiteten falschen Meinung, welche selbst die gründlichsten Schriftsteller, Büsching und Nikolai, noch angenommen haben, hiemit nachdrüklichst zu widersprechen, weil hierdurch ein Hauptumstand in dieser Trauerscene berichtigt wird.

Der dritte Vertraute Friedrichs, der Lieutenant Spaen, war mit Katten an einem Tage, jedoch nicht in Berlin, sondern zu Potsdam gefänglich eingezogen worden. Nach Katte's Tode stieß ihn der König aus dem Korps der Officiere, schikte ihn auf ein Jahr zum Festungsarrest nach Spandow, und entfernte ihn darauf aus seinen Staaten. Spaen ging nachher in Holländische Dienste, in welchen er als General = Major 1763 einen Besuch von seinem königlichen Freunde erhielt, und 1768 starb.

Der Gedanke an Katte's Hinrichtung erschütterte Friedrich's Sele so gewaltsam, daß er erst Nachmittags fähig war, sich zu sammeln, und eine zusammenhängende Unterredung zu führen. Er ließ den Feldprediger Müller, Katte's Beistand in den Schrekkenstagen, rufen, und erkundigte sich nach dessen lezten Aeußerungen. Müller berichtete, daß Katte ohne Widerwillen gegen ihn, den Kronprinzen, aus der Welt gegangen sei, und den Tod als eine Strafe Gottes für seinen Ehrgeiz und seine Religionsverachtung angesehen habe. Der Prinz möchte keinen Groll gegen seinen Vater fassen, sondern sich ihm vielmehr unterwerfen. Friedrich hörte dies mit Rührung an, und behandelte den Feldprediger, Katte's Tröster, um dieses Umstandes willen, und aus Sehnsucht nach der Befreiung leutselig und freundlich, und ließ sich seine Gespräche, die er auf königlichen Befehl mit ihm über die Religion halten muste, willig gefallen. Worüber am mehrsten gesprochen worden sei, zeigen Müllers Berichte an den König vom 6. bis 8. November. Der Kronprinz, so meldete er, fange an, sich zu bekehren, in der Bibel zu lesen, und seine Irrthümer von der Gnadenwahl, und von dem unbedingten Schiksale aufzugeben. Er bekenne, sich in den Verhören gegen die Kommission vergangen zu haben, welches jedoch nicht geschehen sein würde, wenn ihm vom Anfange an beweglich und ohne Drohungen zugeredet worden wäre. Er sei wegen des väterlichen Unwillens noch sehr in Sorgen, fürchte ein ähnliches Schiksal, wie

Katte

Katte zu erfahren, und halte seine, des Feldpredigers, Besuche für Zubereitungen des Todes. Friedrich Wilhelm antwortete hierauf, daß Müller in seinen Ermahnungen bei dem Kronprinzen fortfahren solle; er möchte ihm seine großen Sünden gegen Gott, den König und seine eigene Ehre vorstellen, indem er Geld geliehen habe, das er nicht wieder bezahlen könne, und desertiren wollen. Er könne ihm zwar noch nicht ganz verzeihen, doch wolle er aus unverdienter Gnade den scharfen Arrest nachlassen, ihm freies Ausgehen in der Stadt Küstrin erlauben, und vom Morgen bis Abend Geschäfte geben. Friedrich, der von der Heftigkeit seines Vaters immer noch das Aergste erwartet hatte, und bei dem sich die Liebe zum Leben mächtig regte, versprach alles, was man von ihm verlangte, und unterwarf sich auch der Eidesleistung, die man foderte, doch bedung er sich dabei aus, die Formel dazu vorher zu erhalten, wobei er hoffte, daß der König nur das vorschreiben werde, was väterlich und zu halten möglich sei. Eine besondre Kommission, von welcher Friedrich's Feinde, Grumbkow und Derschau die Häupter waren, nahm ihm am 25. November den gedachten Eid ab, in welchem er versprechen mußte, gegen Niemanden, die ihm zuwider gewesen wären, Rache auszuüben, gegen Gott fromm, und gegen seinen Vater gehorsam zu leben, ohne väterliche Erlaubniß keine Reise vorzunehmen, und keine andere Gemalin zu wählen, als die ihm der Vater bestimmen würde. Grumbkow bewies sich höchst

unanständig und gefühllos bei Vollziehung seines Auftrages; denn er äußerte einmal: der junge Herr würde nicht eher ruhen, bis Meister Hämmerling — der Scharfrichter über ihn käme. Auch der König mischte unter das, was er Gnade nannte, die schärfste Bitterkeit. Er ließ dem Sohne sagen: werde er wieder umschlagen, und auf die alten Sprünge kommen, so solle er Krone und Kur, und nach den Umständen selbst das Leben verlieren. Es war an einem Sonnabend, als Friedrich den Eid schwor; den Tag darauf führte man ihn aus seinem Arrest zu Anhörung einer Predigt in die Kirche, und von nun an hörte die eigentliche Gefangenschaft auf. Indessen durfte er seinem Vater, der seine Leidenschaften nur mit dem Mantel der Religion zu bedekken, aber nicht durch ihre ernste Stimme zu verbessern pflegte, noch nicht vor Augen kommen. Er muste noch ein ganzes Jahr in Küstrin bleiben, und als wirklicher Kriegs- und Domänen-Rath bei der dortigen Kammer arbeiten. Dies geschahe nicht zum Scherz, wie manche Spötter gemeint haben, sondern der Direktor Hille, und der Rath Hünicke wurden befehligt, ihm in Finanz-, Polizei- und Oekonomie Sachen besondern Unterricht zu ertheilen, und Friedrich selbst wohnte allen Sizzungen der Kammer bei, las Akten, nahm Rechnungen ab, machte Relationen, und bekam Kommissionen in der Provinz. In den Akten des Generaldirektoriums zu Berlin finden sich noch Berichte, die theils von ihm ganz geschrieben, theils mit seiner Unterschrift ver-

versehen sind. Die Registratur der Neumärkischen Kammer ist im 7jährigen Kriege bei dem schreklichen Bombardement der Russen verbrannt, und folglich zu Küstrin jede Spur der kameralistischen Arbeiten Friedrich's vernichtet; was hievon übrig ist, muß in den Archiven der Neumärkischen Städte und Aemter, und bei dem Generaldirektorium in Berlin aufgesucht werden.

Friedrichs völlige Begnadigung, wenn man es so nennen darf, erfolgte am Tage der Vermälung seiner ältesten Schwester Friederike Sophie den 20. November 1731. Diese edle, durch ihren gebildeten Geist, und ihr zärtliches Herz dem Bruder so werth gewordene Prinzessin, war die Vertraute seiner Geheimnisse, und die Theilnehmerin seiner Leiden. Als der König von Wesel zurükgekommen war, hatte er sie mit Faustschlägen in's Gesicht, und mit Fußtritten auf den Leib gemißhandelt, wovon sie lebenslang eine Narbe auf der Brust behielt. Nur die Dazwischenkunft der Königin und einer entschlossenen Kammerfrau, entriß sie einem noch ärgern Schiksale. Unter den fürchterlichsten Flüchen drohte ihr der unnatürliche Vater Todesstrafe, oder beständige Einsperrung, ließ sie in ihrem Zimmer verschließen, als eine Gefangene hart behandeln, und zuweilen fast Noth leiden. Die Fürbitten der Mutter wies er mit Verwünschungen und neuen Drohungen ab. Bei allen diesen Mißhandlungen betrieb er doch Heirathsprojekte. Er ließ in England um den Kronprinzen

für

für sie anhalten. Da man aber von London aus antwortete, daß entweder die Doppelheirath geschlossen werden, oder die ganze Sache unterbleiben müsse: so dachte er auf andere Partien. Er schlug seiner Tochter drei Prinzen vor, von denen sie durchaus einen wählen müsse; diese waren der Markgraf von Schwedt, der Herzog von Weißenfels, und der Erbprinz Friedrich von Barent. Die bedaurungswürdige Prinzessin hatte gegen alle viel einzuwenden, und würde unter andern Umständen keinen zum Gemal genommen haben. Weil man sie aber mit der Strafe einer lebenslänglichen Gefangenschaft schrekte, und im Fall des Gehorsams mit der Aussicht eines bessern Schikfals für ihren geliebten Bruder erfreute: so entschied sie; sie wählte den Erbprinzen von Bareut, und erhielt nun ihre Freiheit wieder. Der Unruhestifter Sekkendorf hatte auch hier die Hand im Spiele; er drängte den König, die Verlobung zu vollziehen. Sie wurde auf den 3. Juni 1731 festgesetzt. Jedoch den Abend vorher traf ein Kurier aus England ein, und überbrachte die Bewilligung zur einfachen Heirath der Prinzessin Friederike mit dem Prinzen von Wales. Alles gerieth in Bestürzung. Die Königin und die Tochter wünschten eine Trennung der verabredeten Ehe mit dem Bareutischen Prinzen, da es noch Zeit sei. Aber Friedrich Wilhelm, der einmal sein Wort gegeben hatte, glaubte nicht mit Ehren zurüktreten zu können. Die Verlobung ging vor sich, und die Prinzessin Friederike wurde das Opfer der väterlichen

Härte,

Härte, der Sekkendorfischen Ränke, und der Bruderliebe. Niemand erkannte die Größe dieses Opfers, als ihr edelmüthiger und zartfühlender Bruder; Friedrich mißbilligte es, daß sie blos um seinetwillen ein minder glükliches Loos gezogen habe, doch konnte er die Stärke ihrer Zärtlichkeit nicht ohne Bewunderung und Rührung betrachten; er blieb ihr mit einer Gegenliebe zugethan, von welcher die Geschichte nur wenig Beispiele unter den Großen aufstellen kann; der Tag ihres Todes, der 14. Oktober 1758 war der traurigste seines Lebens, schrecklicher für ihn, als der Verlust der Schlacht bei Hochkirchen, welche diesen Tag in der Preußischen Kriegsgeschichte so unglüklich auszeichnet; der Tempel der Freundschaft, welchen er ihr zum Gedächtniß bei dem neuen Schlosse zu Sanssouci erbauen, und die marmorne sizzende Bildsäule mit einem Buche in der Hand, einem Hunde auf dem Schoße, die er ihr errichten ließ, ist ein bleibendes Denkmal seiner dankbaren, seiner zärtlichen Liebe für eine würdige Schwester. Nach ihrem Tode schloß sich sein Herz an kein andres mehr mit gleicher Freundschaft an, und man kann sagen, daß außer seiner Mutter Friedrike die einzige Person auf der Welt war, welche er wirklich mit Zärtlichkeit geliebt habe.

Ihr Hochzeitfest war der erwünschte Tag, wo er wieder nach Berlin, in die Arme seiner Mutter und Geschwister, vor das Angesicht seines Vaters,

und in seine genehmen Verhältnisse zurückkehren durfte. Der König hatte Anfangs den Vorsatz, selbst gegen sie zu handeln, und den ganzen Hof durch eine glänzende Jagd zu ergötzen. Doch auf den Rath einer Kammerfrau, der er sich allein entdeckte, stieß er der Königin einen vertraulichen Besuch an. Er fand sie Wiederherstellungs-Tränke trinken und auf dem Bette sitzen. Der König sprach sie nicht zur Mittagsmahl, sondern ging herum, und erwunderte die Gäste zum Essen und Trinken auf. Allmenschen entfernte er sich, und sagte hierauf mit dem Kronprinzen zu dieser Tischgesellschaft in den Speisesaal, und führte sie vor die Königin mit den Worten: „Sehet ihr, Mutter, da ist noch so eine Frau weiter!“ Weil freilich Estharinens Bette so viel, und so wenig Betten und Bettgenossinnen traumhaft in die Nerve. Dieser Ausdruck bedeutete sie für alle erdenkliche Erklärungen, die alle vorgebrachte Einfälle, für die Verwandtschaft, die an ihren Tochter aufgeschlossen hatte.

Friedrich erhielt von nun an mehr Freiheit in seinen Handlungen, und erhielt seine meiste Jugend-Belustung, als daß man ihn wider seinen Willen und wider seine Neigung vermehrte. Es war ein sonderlich eine Heirath im Vorschlage, die seinen Widerwillen erregte, und wofür gerade Jeder bitten hatten können. Die Prinzessin Anna von Mecklenburg, eine nahe Verwandtin von verwandtschaft Thronfolgerin der damaligen Kaiserin Anna von Rus-

Rußland *), wurde für ihn bestimmt. Friedrich sollte sogleich Statthalter von Liefland und Ingermanland, und dereinst Kaiser von Rußland werden; dagegen aber das Königreich Preußen und die Kur Brandenburg seinem nächsten Bruder abtreten. Am Berliner Hofe war jedermann mit diesem Projekte zufrieden; der König, weil er seinen Lieblingssohn August Wilhelm zum Regenten machen konnte, das Ministerium, weil einige, obgleich ohne Ursach, sich vor Friedrich's Rache furchten, wenn er Preußens Thron bestiege, und Friedrich selber, weil sich ihm ein Wirkungskreis darbot, wo er sein Verlangen nach Unabhängigkeit schon jezt befriedigen, und seinen Durst nach großen Thaten einst ganz stillen konnte. Nur Sekkendorf, der dem Glükke der Königsfamilie überall im Wege stand, bezeigte sein höchstes Misvergnügen hierüber, und wendete alle Ueberredungskünste, die ihm nur immer zu Gebote stunden, an, um den König von diesem Vorhaben abzubringen. Er nahm den Masstab von seinem eigenen kleinlichen Herzen her, womit er Friedrich's Gesinnung abmaß; er meinte, der Prinz würde als Russischer Regent für alle erlittene Schmach an dem Vater oder an dem Bruder Rache nehmen, und die gethane Entsagung der Krone Preußens wieder zurüknehmen. Weit zwekmäßiger wäre

*) Die Mutter der Prinzessin Anna, Namens Katharine, Gemalin des Herzogs Karl Leopold von Meklenburg, und die Kaiserin Anna waren Schwestern, beide Töchter von Iwan, dem Bruder Peters I.

wäre es, ihn mit der Prinzessin Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Bevern *) zu vermälen. Sekkendorf meinte Wunder, welch einen Meisterstreich in der Politik er gespielt hätte, als er diesen Plan wirklich zur Vollziehung brachte. Er bildete sich nichts geringeres ein, als daß er Friedrichen nunmehr fest an das Oestreichische Haus gekettet habe; weil sein Schwiegervater Ferdinand Albrecht ein Schwager des Kaisers, östreichischer und des Reichs General-Feldmarschall war, und weil die abgepreßte Ringwechslung den 10. März 1732 in Gegenwart des Herzogs Franz von Lothringen, bestimmten kaiserlichen Schwiegersohnes, der eben den Hof zu Berlin besuchte, als Zeichen der Verlobung geschahe. Aber wie sich doch klug sein wollende Geister so auffallend täuschen können. Es gehörte wohl nur wenig Menschenkenntniß dazu, um es zu begreifen, daß ein solcher barbarischer Zwang gerade das Gegentheil von dem, was man wünschte, bewirken muste. Friedrich, dessen Herz in die vorgeschlagene Ehe durchaus nicht einwilligte, und der sich blos dem unbiegsamen Verlangen seines Vaters fügte, faßte einen desto stärkern

*) Das Haus Bevern war eine Nebenlinie von Braunschweig-Wolfenbüttel; da nun der regierende Herzog im Jahre 1735 ohne männliche Erben starb, so rükte die Bevernsche Linie in die Regierung ein; Ferdinand Albrecht ward Herzog von Braunschweig, starb aber noch in eben dem Jahre.

kern Widerwillen, der bis zum Hasse stieg, gegen das Erzhaus Oestreich, weil er dies mit Recht als das unglükliche Werkzeug ansahe, wodurch ihm die natürlichsten, die schönsten Freuden des Lebens, die Freuden der Ehe, des häuslichen Glüks auf immer zerstört wurden. Den 10. Juni 1733 ging die Trauung zu Salzdahlen, einem Braunschweigischen Lustschlosse, vor sich, aber nur ihre Hände, nicht ihre Herzen wurden ehelich zusammengefügt. Am mehrsten war die edle Prinzessin zu bedauren, daß sie das Opfer gefühlloser Ränkemacher wurde. Bei ihren Vorzügen, bei ihren Tugenden, bei ihrem menschenfreundlichen Herzen hätte sie wohl ein glüklicheres Loos verdient, als ihr zu Theil ward. Denn daß sie sich als Gattin nicht glüklich fühlen konnte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, was auch einige Schriftsteller von gegenseitiger Zärtlichkeit der beiden Vermälten gegen einander gesagt haben mögen. Eheliches Glük fand unter ihnen gewiß nicht Statt. Friedrich hatte mit widrigen Empfindungen den Ehebund geschlossen, sein Herz war einmal im voraus in dieser Rüksicht verstimmt, und alle nachherigen Ueberzeugungen seines Verstandes von dem hohen Werthe seiner Gemalin, konnten das Herz zur heißen ehelichen Zärtlichkeit nicht erwärmen; er schäzte, er verehrte, er bedauerte sie; er suchte ihr durch die innigste Ehrerbietung, durch alle nur erdenkliche Annehmlichkeiten ihr Schiksal zu erleichtern; aber konnte er seinem Herzen gebieten? Sie bewies ihm ebenfalls eine Achtung, die man Verehrung

rung nennen konnte; jedoch das eheliche Glük blieb ihr fremd. Gleich nach seiner Thronbesteigung erklärte Friedrich seinen ältesten Bruder für den Kronprinzen; hätte er dies im 29sten Jahre seines Lebens, an der Seite einer 25 jährigen Gattin gethan, wenn er auf Erben gerechnet, wenn ihn die zärtlichen Bande der ehelichen Liebe gefesselt hätten.

Friedrich Wilhelm war über die Durchsezzung seines Willens so vergnügt, daß er seiner Schwiegertochter, der Kronprinzessin am Hochzeitstage für 200000 Thaler Geschenke machte, und seinen Sohn hinführo mit mehr Nachsicht behandelte. Er wies ihm Ruppin, wo das kronprinzliche Regiment in Besazzung lag, zum anfänglichen, und das Städtchen Rheinsberg, das er ihm als Eigenthum übergab, zum nachherigen Wohnorte an. Hier verlebte Friedrich im Schoße der schönen Natur, in der Pflege der bildenden Künste und Wissenschaften, und in der Gesellschaft jovialischer und wizziger Freunde bis zur Thronbesteigung die schönsten Jahre seines Lebens; Jahre, an welche er noch im höchsten Alter mit frohen Gefühlen zurükdachte. Das verfallne Schloß und die verödeten Gärten stellte er nicht blos wieder her, sondern erweiterte und verschönerte sie auf eine solche Art, welche die Bewunderung aller Kenner erregte. Sein Vater ließ sich dies gefallen, nur die Ueberschrift über dem Eingange war ihm zuwider. Die Worte: Friderico

tran-

tranquillitatem colenti, Friedrich, dem Freunde ſtiller Muſe, ſchienen ihm anzudeuten, daß er einſt als Regent mehr ſeiner Gemächlichkeit, als den öffentlichen Geſchäften leben würde. Wie wenig verſtand er ihn! Es war nicht die träge Ruhe des Weichlings, ſondern die ſtille Eingezogenheit des Weiſen, welche Friedrich liebte, und wodurch er ſich zu ſeiner Herrſchergröße vorbereitete. Oft drohte der Vater, ſeine philoſophiſchen Freunde, die er als Verführer betrachtete, aufheben und gefangen ſezzen zu laſſen. Doch es blieb bei bloßen Drohungen; und der Prinz lebte ziemlich ungeſtört nach ſeiner Weiſe. Was jener Römiſche Kaiſer Diokletian im Alter, und nach Niederlegung der Krone that, daß er die Gärten zu Salona baute, dies that Friedrich in der Jugend, und vor dem Antritt der Regierung; er vergnügte ſich mit Gartenbau, und betrieb Viehzucht. Von dem, was ſein Fleiß gezogen und gepflegt hatte, ſchikte er wöchentlich einigemal in die königliche Küche Geſchenke, welche in Spargel, Melonen, Blumenkohl, oder in Kälbern, Truthünern und dergleichen beſtunden. Dieſe Sendungen nahm ſein Vater ſehr gut auf, und ſie dienten ſelbſt dazu, ihm eine beſſere Meinung von ſeinem Karakter beizubringen. Denn er ſahe ſie für Beweiſe an, daß Friedrich ein guter Wirth werden wolle. Als nach einigen Jahren der Stifter und Beförderer alles Unheils in der königlichen Familie, der Graf Sekkendorf, Berlin verließ, ſo wuchs das zurükkehrende Vertrauen zwiſchen Vater und Sohn immer

mehr.

mehr. Bei Anfällen von Krankheit ließ ersterer den leztern oft rufen, unterhielt sich wohlwollend mit ihm, und theilte ihm seine Gedanken über Regierungssachen mit. Ja einige Stunden vor seinem Tode nahm er aufs zärtlichste von ihm Abschied, und nannte ihn seinen lieben Friz. Diese väterliche Behandlung rührte Friedrichen so sehr, daß er alle erlittene Kränkungen, alle harte Begegnungen auf immer vergaß, und das Andenken seines strengen Vaters mit einer Hochachtung ehrte, deren nur wenige Fürstenkinder gegen solche Väter fähig sein möchten. Fast übertrieb Friedrich die Schonung gegen die erduldeten Mißhandlungen. Daß er in seinen Schriften die Erwähnung derselben mit Stillschweigen überging, und überall die wirklich guten Eigenschaften seines Vaters hervorzog, war pflichtmäßig; aber daß er sich gleichsam anklagte, und den Vater ganz lossprach, scheint doch ein wenig auffallend. Büsching und Moser, zwei Männer, deren Urtheil Achtung verdient, wundern sich, folgende Stelle in Friedrichs Schriften zu finden: Nous avons passé sous silence les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d'un tel pere *). Moser meint, man müsse den Saz um-

*) Wir haben die häuslichen Verdrüßlichkeiten dieses großen Fürsten mit Stillschweigen übergangen. Man muß in Rükſicht der Tugenden eines solchen Vaters einige Nachsicht gegen die Fehler der Kinder haben.

umkehren, und vielmehr sagen: il faut pardonner la séverité du pere en faveur des vertus d'un tel fils *).

Mehr als die Leiden seiner Familie, rührten den König Friedrich Wilhelm die Drangsale seiner Glaubensgenossen. Nie war die Unduldsamkeit der Katholiken härter, nie ihr Verfolgungsgeist in Deutschland hizziger, nie ihr Bekehrungseifer geschäftiger gewesen, als um die damalige Zeit. Fanatische Polterer verbreiteten ganze Scharen von Schmähschriften gegen die Protestanten, und abergläubische Fürsten brachten die Grundsäzze derselben in Ausübung. Unter ihnen zeichneten sich die Beherrscher der Pfalz, und der gekrönte Priester von Salzburg aus. Das Haus Neuburg, welches seit 1680 die Pfälzische Kurwürde besaß, war von der protestantischen Kirche zur katholischen übergegangen, und ließ sich ganz von den Gesinnungen der Parteiwuth regieren, welche fast allen neu bekehrten Päbstlern eigen zu sein pflegt. Am ärgsten verfuhr der lezte Kurfürst dieser Linie, Karl Philip. Obgleich der gröste Theil der Einwohner in der Pfalz Reformirte waren, ob er gleich die Aufrechterhaltung ihrer Religion, ihrer Kirchengüter, ihres gottesdienstlichen Zustandes durch feierliche Verträge, wie alle seine Vorfahren

be-

*) Man muß die Härte des Vaters in Betracht der Tugenden eines solchen Sohnes verzeihen.

beschworen hatte: so machte er sich doch kein Gewissen, ihnen ihre Rechte, so viel er konnte, zu schmälern und zu entreissen. Beinahe keine Stadt, kein Flekken, kein Dorf blieb im ungestörten Besizze der kirchlichen Einrichtungen. Kein Monat, keine Woche verging, wo sie nicht neue Kränkungen erfuhren. Selbst die Lehrbücher wollte man ihnen entziehen. Karl Philip erkühnte sich, sogar in seiner Residenz Heidelberg, den Reformirten die Hauptkirche wegzunehmen, und den Katholiken zu übergeben. Alle Vorstellungen der Landstände, alle Klagen der Beraubten waren eben so vergeblich, als die Vermittlungen von England, Hessenkassel, Holland und Preußen. Nichts konnte den schwärmerischen Kurfürsten zur Billigkeit und zur Menschlichkeit zurükführen. Friedrich Wilhelm gerieth über dies Verfahren in den gerechtesten Unwillen, und fand bald ein Mittel, seinen Starrsinn wenigstens in etwas zu beugen. Er ließ 1719 den Dom zu Minden wegnehmen, und das katholische Kloster Hadmersleben im Halberstädtischen einziehen. Da nun Hannover diesem Beispiel folgte, und die katholische Kirche zu Celle verschloß: so wurde die ganze katholische Geistlichkeit in Schrekken versezt; sie fürchteten, daß noch mehrere protestantische Regierungen Gewalt brauchen möchten: sie drang nun selbst in den Kurfürsten Karl Philip, nachzugeben. Er sandte, von Noth gedrungen, den Reformirten die Schlüssel zur entrissenen Kirche wieder, und erlaubte den Gebrauch des Heidelberger Katechismus von neuem;

aber

aber in seinem Herzen blieb er unversöhnlich; er warf einen solchen Haß auf Heidelberg, daß er von hier wegzog, und seinen Siz zu Mannheim aufschlug. Alle Augenblikke ersann er neue Bedrükkungen gegen die Reformirten, und nichts, als nur der Tod konnte seinem Fanatismus Grenzen sezzen. Aehnliche Verfolgungen widerfuhren den Protestanten von den mehrsten übrigen katholischen Regenten; und selbst der Kaiser, welcher die Miene der Unparteilichkeit annahm, und Hülfe versprach, unterstüzte die Verfolger, und machte dem Könige von Preußen über seine gebrauchten Repressalien Vorwürfe, die höchst ungerecht waren, und, wie billig, nicht geachtet wurden.

Kein Fürst aber trieb die Grausamkeit gegen die Protestanten so weit, als der Erzbischof von Salzburg: Anton Eleuterius Baron von Firmian. Dieser eben so unpolitische Regent, als unwürdige Priester, wollte die protestantische Religion in seinem Lande völlig ausrotten, das heißt, 30000 größtentheils fleißige, wohlhabende, ruhig lebende Menschen durch unerhörte Tirannei zur Verzweiflung, und durch diese zum Uebertritt in die katholische Kirche zwingen. Er befahl daher seinen Beamten, die Protestanten in Rechtssachen jedesmal ungerecht zu behandeln, alle Lasten mit zehnfachem Drukke auf sie zu werfen, und unter jedem Vorwande harte Strafen über sie zu verhängen. Er ließ ihre Häuser durchsuchen, alle Bibeln, alle Katechismen, alle Erbauungsbücher

wegnehmen; verbot, ihre Kinder dem Unterrichte lutherischer Lehrer zu übergeben, oder sie außer Landes zu schikken; erklärte sie für unfähig, Erbschaften anzunehmen, oder zu vermachen; und gebot den katholischen Geistlichen nicht allein, die Protestanten zu taufen, sondern auch, keine andern, als katholische Gevattern zuzulassen. Da aber diese feindseligen Anstalten zu nichts führten, als den Verfolgten ihre Religion noch theurer, und ihre Gemeinen noch zahlreicher zu machen, so ging der Erzbischof in seiner Härte immer weiter. Er warf sie scharenweise ins Gefängniß, schmiedete sie in Ketten, schrekte sie durch Drohungen von langsamen Todesqualen, und rief endlich fremde Soldaten in's Land, um durch Bayonnette und Säbel Lehren der Liebe einstechen und einhauen zu lassen. Der kaiserliche und Baiersche Hof waren auch grausam genug, der Wuth eines sinnlosen Priesters militairische Hülfe zu leisten. Oestreicher und Baiern rükten theils in's Erzstift, und besezten theils alle Wege, alle Landstraßen, alle Päße und Ausgänge des Landes, damit keiner der Unglüklichen auswandern, keiner seine Klagen bei den Reichsgerichten anbringen möchte. Zwanzig Abgeordnete der Protestanten, welche nach Regensburg gehen wollten, wurden von kaiserlichen Truppen aufgefangen, und nach Linz in den Kerker geführt, zum offenbaren Beweise, daß der Kaiser die Ehre oder Unehre, unchristliche Bedrükkungen auszuüben, mit dem Erzbischofe theilte. Der evangelische Reichstheil, oder das sogenannte Corpus

Evan-

Evangelicorum zu Regensburg, die Könige von Dänemark und England, von Schweden und Preußen, und die Generalstaten nahmen sich der gedrängten Salzburger nachdrüklichst an; sie thaten am Reichstage, zu Wien und zu Salzburg, die rührendsten und ernstlichsten Vorstellungen, um das Schikſal der Verfolgten zu mildern. Aber man wich ihnen von Seiten der katholischen Partei dadurch aus, daß man die Salzburger Protestanten des Ungehorsams gegen die Obrigkeit, der Empörung, des Aufruhrs u. s. w. beschuldigte; nichtige Vorwände, die völlig ohne Grund waren. Die wiederholten Ahmahnungen der genannten evangelischen Häupter bewirkten endlich doch so viel, daß der Erzbischof unter'm 31. Oktober 1731 das Auswandern der Protestanten, obwohl unter harten Bedingungen, gestattete. Alle nicht angesessene Einwohner sollten binnen acht Tagen das Land räumen, oder nachher als Empörer schrecklich gezüchtigt werden. Den Kammern, Aemtern, Landständen, Berg = und Salzwerken wurde befohlen, alle lutherischen Arbeiter augenbliklich zu verabschieden. Die angesessenen Bürger und Bauern erhielten, nach der Größe der Steuern, eine Frist von 1, 2, höchstens 3 Monaten, um ihre Güter zu verkaufen, und dann wegzuziehen. Dieser Zeitraum war indessen viel zu kurz; und wo sollten bei der Menge loszuschlagender Grundstükke Käufer genug kommen, um nur einiger Maßen billige Preise zu machen? Die mehrsten mußten das Ihrige für ein Spottgeld hinwerfen,

und selbst das Wenige, was sie aus diesem Schiffbruche retteten, wurde ihnen entweder gar nicht, oder doch sehr verkürzt gelassen. Vielen nahm man das Geld geradezu weg, andern zog man unbillige Procente ab, und alle wurden in den Reisepässen als Rebellen bezeichnet. Oft entriß man ihnen die Kinder, und behielt sie mit Gewalt zurük. Dennoch verließen sie in Haufen von Tausenden ihr stiefelterliches Vaterland. Man hat kein Beispiel in Deutschlands Jahrbüchern von einer ähnlichen so allgemeinen Auswanderung. Einige Tausende wendeten sich nach Holland, andre nach England, welches sie nach Virginien verpflanzte; die Mehrsten aber nach Preußen, wo sie mit offnen Armen empfangen, und auf's liebreichste behandelt wurden.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Friedrich Wilhelm seine Menschlichkeit und seine Statsklugheit im schönsten Lichte, und machte sich um sein eignes Land eben so verdient, als um die ankommenden Fremdlinge. Er lud sie durch feierliche Patente zur Niederlassung in dem menschenleeren Preußen, besonders Litthauen ein, er sandte ihnen Kommissarien zum Empfang an die baierschen Grenzen entgegen, er ließ jeder erwachsenen Mannsperson täglich 4 gute Groschen, jedem Frauenzimmer 3 Gr., und jedem Kinde 2 Gr. Reisegeld auszahlen, und schenkte ihnen nicht allein am Orte ihrer Bestimmung hinlängliche Wohnungen, sondern auch Vieh, Akkergeräthe, Handwerks-

zeug,

zeug, und andere nöthige Bedürfnisse. Durch seine Vermittlung bekamen viele ihr zurükgelassenes oder weggenommenes Vermögen wieder. Sein Minister Dankelmann bedrohte den Erzbischof mit einem feindseligen Besuche, und die in seinen Landen befindlichen katholischen Stifte, mit dem Rechte der Widervergeltung. Jedermann wußte, daß er nicht zu scherzen pflege; daher gab man nach, man vergönnte den übrigen Wegziehenden eine längere Frist, und vergrif sich an ihrem Eigenthum nicht mehr so freventlich. Doch suchte die katholische Argliſt den Rest der Protestanten durch erdichtete Nachrichten von übler Behandlung, von erlittenen Grausamkeiten und dergleichen zu schrekken, und im Erzstifte zurükzuhalten. Aber der Berliner Hof dekte in öffentlichen Drukschriften die Bosheit dieser niedrigen Ränke auf, widerlegte die erdichteten Verläumdungen, und machte den Salzburgern solche reizende Beschreibungen von dem glüklichen Zustande der angekommnen und untergebrachten Flüchtlinge, daß noch viele Tausende dem Beispiele ihrer Vorgänger folgten, und die Zuflucht, welche Preußen ihnen anbot, mit Begierde aufsuchten. Sie hatten auch gewiß keine Ursache, ihr Schikſal zu bereuen. In allen protestantischen Orten, durch welche sie wanderten, wurden sie unter Glokkengeläute, unter Pauken- und Trompetenschalle, unter Absingung geistlicher Lieder, von entgegen kommenden Aufzügen ganzer Gemeinden eingeholt, köſtlich bewirthet und reichlich beschenkt. Die entferntesten Gegenden geizten

nach

nach der Ehre, diese Märtirer der Religion zu empfangen. Darum ersuchte man sie, Umwege zu machen, welches zugleich den Vortheil hatte, daß nicht zu viele in dieselben Städte und Dörfer kamen, und ihre Mitbrüder belästigten. Die ersten Züge derselben gingen durch Franken und Thüringen, über Halle nach Berlin. Die folgenden durchzogen Schwaben, Frankfurt am Main, Kassel, Hannover, Braunschweig, die Altmark und Prigniz. Noch andre berührten Darmstadt, von da die Linie bis Gotha und Leipzig, oder wendeten sich nach Halberstadt, Magdeburg, Brandenburg, und von da nach Berlin, von wo sie dann weiter an das endliche Ziel ihrer Reise gelangten. Ein Haufe von 3000 Fliehenden, welcher durch Leipzig strömte, bekam eine Unterstüzzung von 20000 Thalern; 10000 andre hatten auf ihrem Zuge 60000 Gulden erhalten; Kleider, Betten, Dekken, Geräthe noch ungerechnet. Schon im Sommer 1732 waren über 7000 derselben in Preußisch Litthauen angelangt, und in 9 für sie angelegten Dörfern aufgenommen worden. Um ihnen ihre neuen Wohnsizze desto angenehmer zu machen, ließ man die, welche im Erzstifte als Bekannte und Freunde nahe bei einander gewohnt hatten, hier gerade wieder so nachbarlich zusammen, oder entfernte sie doch nicht weiter, als höchstens eine Tagereise von einander. Die Zahl aller Salzburger, welche in Preußen ein zweites Vaterland suchten und fanden, wird auf 20000 geschäzt; die Kosten, welche Friedrich Wilhelm auf ihre Ansiedlung verwendete,

wendete, wurde ihm reichlich ersezt. Dies fleißige, wirthschaftliche Volk zeichnete sich nicht allein durch rege Betriebsamkeit, und durch stilles Wohlverhalten aus, sondern ermunterte auch die Eingebornen durch sein Beispiel zur Arbeitsamkeit und zur Thätigkeit; und da es nicht, wie die Flüchtlinge von manchen andern Nazionen, mit dem Guten zugleich neue Laster einführte, so muß man ihre Niederlassung in Preußen für einen unschäzbaren Gewinn, für eine der größten Segnungen ansehen.

Die Unduldsamkeit der Päbstler drang gleichsam dem statsklugen Könige von Preußen Kolonisten auf. In eben diesem Jahre 1732 kamen eine Menge verfolgter Böhmen, mehrentheils Weber in Berlin an, wo ihnen die Friedrichsstadt zum Anbau angewiesen, und jede Unterstüzzung, deren sie bedurften, verschaft wurde. In der Folge sammleten sich noch mehrere Unglüksgenossen von ihren Landsleuten zu ihnen, die mit ihnen die noch bestehende Böhmische Gemeine bildeten. Vor und nach dieser Zeit flohen um ähnlicher Bedrükkungen willen, aus den Rheinländern, aus Polen, aus Ungarn und andern Gegenden, wo der wilde Fanatismus die Gewissensfreiheit mordete, Hunderte und Tausende von Familien in die Preußischen Staten, wo man nichts von Religionszwang wuste. Alle Einzöglinge waren dem Könige Friedrich Wilhelm willkommen, und er scheute keine Kosten, um ihnen, und durch sie dem Lande, besonders dem noch ziemlich unangebauten Preußen aufzuhelfen. Noch

vor

vor der Ankunft der Salzburger hatten an 20000 Familien hieselbst Schuz, Hülfe und Unterhalt erlangt; und so sparsam Friedrich Wilhelm in allen übrigen Dingen verfuhr, so hatte er mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit bereits 50 Tonnen Goldes für diese Kolonisten verwendet. Um desto mehr mußte ihn das schlechte Betragen einiger unwürdigen Staatsdiener erbittern, die manche Summen, die den Unglüklichen bestimmt waren, veruntreuten, und seinen wohlwollenden Absichten entgegen handelten. Während einer Reise im Jahre 1731 kamen ihm so viele Nachrichten von schlechter Befolgung seiner Befehle, und von vorgefallnen Betrügereien zu Ohren, daß er beschloß, ein abschrekkendes Nachbeispiel zu geben. Er sezte einen eigenen Gerichtshof ein, wo die Aufführung der Kammern und Beamten auf's schärfste untersucht werden sollte. Mehrere Kriegs- und Domänenräthe, welche einer Pflichtverlezzung überwiesen wurden, erhielten die Einkerkerung in der Festung Friedrichsburg bei Königsberg zum wohlverdienten Lohne. Unter ihnen befand sich ein trozziger Edelmann, der Kriegsrath Schlubhut, welcher den Kolonisten 11000 Thaler königliche Geschenke geraubt hatte, und allen Unterthanen mit Härte begegnet war. Der König ließ ihn vor sich fodern, und führte ihm seine Verbrechen zu Gemüthe. Allein Schlubhut antwortete ihm verwegen, und brüstete sich mit seiner Adelswürde, die er durch schlechte Thaten längst entehrt hatte. Friedrich Wilhelm, den ein solcher Troz schreklich entrüstete,

drohte

drohte ihm mit dem Galgen. Schlubbut erwiederte, daß er das entwendete Geld ersezzen könne, und daß es keine Manier sei, einen Edelmann zu hängen. Diese Frechheit ergrimmte den Monarchen so sehr, daß er ihn am folgenden Tage vor dem Kammergebäude wirklich aufknüpfen ließ. Sein Leichnam blieb noch eine Zeitlang am Galgen hängen, damit ihn die im Dienste gebliebenen Kriegsräthe aus der Sessionsstube erblikken, und zu ihrer Warnung betrachten möchten. Merkwürdig ist es, daß der erste der Familie Schlubbut, welcher aus Dänemark, dem Stammorte des Geschlechts, unter dem Herzog Albrecht nach Preußen gekommen war, wegen Ermordung eines Bauern sein Leben gleichsam am Galgen geendigt hatte.

Bei aller Strenge, welche Friedrich Wilhelm in eigner Person ausübte, bei allen Stokschlägen, die er zuweilen selbst austheilte, wollte er doch nicht, daß die Beamten gegen die Unterthanen, besonders gegen die eingewanderten Fremden gleiche Strenge beweisen, gleiche Stokschläge verhängen sollten. Wenn Pächter oder Schreiber irgend einen Amtsunterthan mit Peitschenhieben oder Prügeln zur Arbeit zwingen würden, so drohte er ihnen in einem Edikte vom 4. April 1738 im ersten Uebertretungsfalle mit 6 wöchentlicher Karrenstrafe, und bei fernern Vergehungen sogar mit dem Galgen. Nur gegen die alten Eingebornen des Königreichs Preußen erlaubte er die körperlichen Züchtigungen,

weil

weil er meinte, daß sie faul, gottlos und ungehorsam wären, und daher eine härtere Behandlung verdienten *).

Da das Königreich Preußen von den Brandenburgischen Ländern sehr entfernt, und durch Polnische Provinzen von ihnen gänzlich getrennt war; so konnte es dem Berliner Hofe niemals gleichgültig sein, wer und wie man in Polen das Statsruder lenkte, welche Gesinnungen dessen Beherrscher gegen

*) Es scheint, daß sich von dieser Aeußerung Friedrich Wilhelm's die Meinung von der Zwekmäßigkeit körperlicher Zuchtmittel bei manchen königlichen Dienern in Preußen noch bis jezt erhalten habe. Denn das Hofpostamt zu Königsberg legte dem Statsminister Grafen von der Schulenburg im Anfange des Jahres 1802 die Frage vor: ob man nicht einen Inquisiten durch scharfe Mittel zum Geständniß bringen solle?" Wie sehr sich aber die Grundsäzze der Regierung zum Heil der Menschheit seit 60 Jahren geändert haben, zeigt die edle Antwort des Ministers, vom 22. April 1802, welche von seiner hellen Denkungsart, und von seinem milden Geiste der unverdächtigste Beweis ist. „Durch körperliche Züchtigung, heist es darin, „Geständnisse zu extorquiren, sei noch gefährlicher, als „die Anwendung der Tortur, weil sie ohne vorhergegangenes Erkenntniß, und ohne Bestimmung des „Grades, den sich so leicht einmischenden Leidenschaften des Beamten überlassen bliebe; und weil durch „sie die Gerechtigkeitspflege in den Augen „jedes moralisch guten Menschen herabgewürdigt würde."

gegen Preußen hegte, und welche Begebenheiten dort vorfielen. Wäre das von der Natur begünstigte, aber nur von seinen Bewohnern vernachläßigte Polen, welches das ganze Deutsche Reich an Umfang übertraf, durch eine wohl geordnete Regierungsform, durch eine weise Statsverwaltung, durch eine starke Kriegsmacht, und durch Einigkeit des hohen Adels auf diejenige Stufe der Kultur von innen und des Ansehens von außen erhoben worden, auf welcher es stehen konnte: so hätten alle Nachbarn sich vor ihm beugen, und Preußen insbesondre, um nicht von seiner kolossalischen Macht zerdrükt zu werden, um seine Gunst buhlen müssen. Aber die Gesezlosigkeit, die Verwirrung, die Barbarei, die in diesem Reiche herrschten, der Despotismus der Großen, die nakte Armuth der Niedern, der Mangel an wahrer Vaterlandsliebe — versezten Polen in einen Zustand der Schwäche und des Elendes, welcher dem Menschenfreunde inniges Bedauren entlokte, und den benachbarten Regenten Lust und Muth einflößte, sich in seine innern Angelegenheiten zu mischen, und es endlich ganz aus der Reihe der Europäischen Staten herauszudrängen. Schon lange vor der ersten Zerstükkelung desselben gerieth man auf den Gedanken einer Theilung; und ein Preußischer Minister, der statskluge Ilgen war es, welcher bereits unter dem Könige Friedrich I. mit einem solchen Vorhaben umging. Er wünschte, Preußen selbst mehr mit einander zu verbinden, und seine Ausdehnung so zu erweitern, daß es dem Kurfürsten-

stenthume Brandenburg näher an reichte. Zu diesem Zwekke mußte Polnisch = Preußen an das Stammland angeknüpft, und die Zustimmung hiezu durch gleiche Begünstigungen der übrigen Nachbarn erkauft werden. Er entwarf einen Plan, welcher mit dem von 1772 in manchen Stükken Aehnlichkeit hatte; er unterhandelte ihn mit dem Sächsischen Ministerium, welches er dadurch zu gewinnen suchte, daß August II. völlig souveräner König von dem übrigen Polen werden sollte. Jedoch da der Nordische Krieg noch nicht geendigt, die Furcht vor Karl XII. noch nicht verschwunden, und das Ansehen August's in Polen noch wankend war, so durfte es das Dresdner Kabinet nicht wagen, sich in Dinge einzulassen, welche die ganze Polnische Nation erbittert, und leicht eine nochmalige Absezzung seines Königs verursacht haben würden. Aber in der Folge sann August selbst auf Mittel, seine Gewalt in einem Theile Polen's unabhängig für sich, und erblich für seine Nachkommen zu machen. Er wünschte, über alles Land diesseits der Weichsel eigenmächtig regieren zu können. Andre Stükke sollten sich Preußen, Rußland und Oestreich zueignen, und den Ueberrest könnten die Polnischen Großen als freie Fürstenthümer beherrschen, auch, wenn sie wollten, ein gemeinschaftliches Oberhaupt erwählen. Dieser Entwurf schien ihm der ausführbarste, weil er allen, deren Einwilligung man bedurfte, Vortheile versprach. Jedoch die Sächsischen Minister sahen bei der Durchsezzung dieser Pläne so viele Schwierigkeiten,

daß

daß sie sich dawider erklärten, und andere Entwürfe vorschlugen, die aber hinwieder dem Könige nicht gefielen; weswegen man die ganze Sache schlummern, und endlich ganz ruhen ließ. Friedrich Wilhelm, der die Wichtigkeit einer bessern Rundung seines Königreichs durch ein Stük von Polen nach allen seinen Folgen hell übersahe, ergrif den hingeworfenen Gedanken seines gewesenen Ministers Ilgen im Jahre 1732 von neuem; er brachte durch seinen Gesandten das Vorhaben einer Theilung zu Dresden in Anregung, und fand bei August eine solche Bereitwilligkeit hiezu, daß er schon auf dem Reichstage, welcher im Anfange des Jahres 1733 zu Warschau eröffnet werden sollte, zu ernstlichen Versuchen entschlossen war. Doch der Tod übereilte ihn, und veränderte den politischen Schauplaz. Bereits vorher hatten andre Mächte über das Schikfal Polens Verabredungen getroffen, die mehr Gründlichkeit hatten, weil ihnen ein gröſserer Nachdruk gegeben werden konnte. Rußland haßte den ehemaligen Gegenkönig Stanislaus, weil ihn die Schwedische Waffenmacht eingesetzt hatte, und weil von ihm zu vermuthen stand, daß er kein aufrichtiger Freund des Petersburger Hofes werden würde. Darum arbeitete man Russischer Seits eifrig daran, ihm auf immer den Rükweg zum Polnischen Throne abzuschneiden. Es wurde Preußen insgeheim vermocht, das Versprechen abzulegen, sich gleichfalls der Erhebung des Stanislaus auf den Königsstuhl zu widersezzen. Dagegen sollte ein andrer geborner Polnischer

scher Edelmann zum Könige erwählt werden. Dies konnte dem Berliner Hofe nicht anders, als angenehm sein, weil er in diesem Falle keinen mächtigen Nachbar zu fürchten, und für seine Preußischen Provinzen nichts zu besorgen hatte. Der Kaiser, dem bei allen Statsveränderungen die Sicherstellung seiner neuen Erbfolge am Herzen lag, suchte an der Verbindung zwischen Preußen und Rußland Theil zu nehmen, um die künftige Königswahl so zu lenken, daß die Pragmatische Sanktion nicht gefährdet würde. Der jezzige König August II. wollte von dieser Erbfolgesache durchaus nichts wissen, weil sie seine Ansprüche auf die östreichische Erbschaft vernichtete; er erkannte sie nie an, und war vielmehr entschlossen, sie umzustoßen. Ursache genug, warum der Kaiser die Fortdauer der Polnischen Königswürde bei Sachsen nicht wünschte, und alles anwendete, um den Kurprinzen von der Wahl auszuschließen. Der kaiserliche Minister Sekkendorf war darum unabläßig geschäftig, die Höfe von Petersburg und Berlin den Absichten Oestreichs gemäs zu stimmen. Es gelang ihm endlich. Den 13. Dec. 1732 wurde zu Berlin zwischen Rußland, Preußen und Oestreich ein besonderer Vertrag wegen Polen errichtet, den man den Löwenwoldischen Traktat nennt, weil ihn der Russische Oberstallmeister, Graf von Löwenwolde vornämlich mit zu Stande gebracht hatte. Der Hauptinhalt bestand in Folgendem: alle Französischen und Sächsischen Kronbewerber, und besonders Stanislaus sollten von der nächsten

sten Wahl verdrängt werden; der Prinz Emanuel, Bruder des Königs von Portugall, aber der Glükliche sein, der künftig als König von Polen figurirte. Nach dem Tode des Königs August II. sollte jede der 3 verbündeten Mächte 36000 Dukaten, und nöthigenfalls eine Anzahl Truppen nach Polen senden, um durch Geld und Gewalt die Erwählung Emanuels zu bewirken. Nach Absterben des Herzogs Ferdinand von Kurland, des lezten Zweiges vom Kettlerischen *) Stamme, sollte ein Preußischer Prinz zum Herzog erwählt werden. Außerdem wurde dem Könige die Stadt Düsseldorf, nebst dem ganzen Herzogthume Bergen, und einem den Rhein begrenzenden Landesstriche versprochen. Die Vortheile, welche sich Friedrich Wilhelm in diesem Traktate ausbedungen hatte, waren annehmlich, aber nicht so übertrieben groß, als es die Eifersucht der Neider schilderte; denn will man von der Aussicht, einen Preußischen Prinzen zur Herzogswahl in Kurland zu befördern, viel Aufhebens machen, so muß

*) Kurland und Liefland stauden ehemals unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Der Heermeister Gotthard Kettler machte sich 1561 zum weltlichen Herzoge von Kurland; und sowohl hiezu, als auch zur Bewilligung der erblichen Nachfolge seines Stammes erkaufte er sich die Unterstüzzung der Republik Polen dadurch, daß er Liefland an sie abtrat, und Kurland von ihr zur Lehn nahm. Das Kettlersche Haus regierte von 1561 bis 1737.

muß man bedenken, daß der regierende Prinz dafür seine Rechte auf Jülich, die sehr gegründet waren, fahren lassen sollte. Und selbst diese mäßigen Vortheile gönnte das mächtige Kaiserhaus dem Könige nicht; es freute sich zwar, wegen Polen seine Wünsche erreichen zu können; jedoch es mißbilligte die Bedingungen, unter denen man Preußens Zustimmung erlangt hatte; und darum wendete es alle politischen Künste, die ihm zu Gebote stunden, an, um die Ratifikation des Traktats zu Petersburg zu hindern. Dies gelang. Beide Kaiserhöfe verweigerten ihre Genehmigung, und gingen mit Preußen nicht aufrichtig um. Sie suchten Friedrich Wilhelm's Schazkammer und wohlgeübtes Heer zu ihren Absichten zu benuzzen: widersezten sich aber, wo es darauf ankam, seine Absichten zu begünstigen. Sie verfuhren nach einer eignen Logik. Verlangte man Hülfe vom Könige, so sollte der Löwenwoldische Traktat gelten, weil ihn die Minister doch einmal geschlossen hätten. Foderte Preußen die verabredete Unterstüzzung, so sollte er wieder nicht gelten, weil ihn die Höfe nicht ratificirt hätten. Kein Wunder, wenn Friedrich Wilhelm ebenfalls zögerte, die gethanen Versprechungen zu erfüllen, und sich zu nichts verbunden achtete, so lange die Alliirten ihre Ratifikation zurükhielten. Die bedungenen Preußischen Vortheile waren dem Wiener Kabinette so anstößig, daß der Graf Sekkendorf, der die Verabredung bewirkt hatte, von dieser Zeit an demselben verhaßt zu werden anfing.

Die

Die Verbündeten glaubten nicht, daß die Erledigung des Polnischen Thrones so nahe sei; denn der König August II. befand sich dem Anscheine nach in seinem 63. Jahre so wohl, daß er noch lange regieren könnte. Er eröfnete zu Ende des Januars 1733 einen Reichstag, auf welchem wichtige Dinge verhandelt werden sollten; aber unerwartet brach ein alter Schaden am linken Fuße auf, und stürzte ihn in eine tödtliche Krankheit; am 1. Februar starb er in den Armen seines Lieblings, des bekannten Grafen von Brühl. Sein Tod verursachte in ganz Europa die lebhaftesten Bewegungen, und versezte die mehrsten Völker von den Ufern der Wolga an, bis zum Gestade des Atlantischen Meeres in Krieg. Drei Kronbewerber meldeten sich zur Polnischen Königswürde, und fanden alle 3 mächtige Unterstüzzer. Stanislaus, der Sohn eines Polnischen Edelmannes, der ehemals mehrere Jahre schon als König geherrscht, und darauf seine einzige Tochter an den König Ludwig XV. verheiratet hatte, wurde von seinen Landsleuten fast allgemein zum Regenten verlangt, weil er ein Piast, das heist ein geborner Pole war, und alle körperlichen und geistigen Vorzüge besaß, die ihn des Thrones vollkommen würdig machten. Frankreich stand ihm bei nicht blos wegen der nahen Verwandschaft, sondern auch, um eine Gelegenheit zum Kriege gegen Oestreich zu erlangen, denn es war leicht einzusehen, daß der Wiener Hof sich in diese Königssache mischen würde. Der andre Kandidat, der Portugisische Prinz Emanuel, hatte weder

innern Werth, noch äußeres Recht zur Krone; nur der Wille Rußlands und Oestreichs rief ihn nach Warschau, wo er aber nichts als Abneigung erregte. Der dritte, welcher erwählt zu werden suchte, war der Sohn des verstorbenen Königs, von gleichem Namen, doch nicht von gleichen Eigenschaften. August III. konnte sich in nichts mit Stanislaus messen, und stand seinem Vater in allem weit nach. Seine Geistesschwäche war entschieden; seine Indolenz bekannt; die Gewohnheit allein, den äußerlichen Königspomp in Dresden um sich zu sehen, erwekte in ihm die Eitelkeit, das zu heißen, was sein Vater gewesen war, König von Polen. Die verbündeten Nachbarn waren ihm anfänglich ganz abgeneigt; Oestreich und Rußland aus politischen Gründen, Preußen außer diesen noch aus persönlichem Hasse. Die beiden ersten nahmen daher in den nächsten Monaten nach seines Vaters Tode keine Rükſicht auf ihn, sondern begünstigten den Prinzen Emanuel. Sie ließen zahlreiche Truppen an die Grenzen rükken, und schikten die bedungenen 60000 Dukaten nach Warschau. Preußen übereilte sich nicht, ein Gleiches zu thun, weil man es in Ungewißheit wegen der verheißnen Vortheile ließ; und die Folge zeigte, daß es wohl hieran that. Der Widerwille der Polnischen Nation gegen den Portugiesischen Infanten war so groß, daß kein Geld und kein Bajonnet eine bessere Stimmung für ihn erschleichen oder ertrozzen konnte. Dies benuzte der neue Kurfürst von Sachsen; durch geschikte Unterhänd-

ler machte er dem Kaiser Karl VI. solche Anerbietungen, wie man in Wien längst gewünscht hatte, er versprach, den Stein des Anstoßes, welcher dem guten Vernehmen zwischen ihnen bisher im Wege gelegen hatte, wegzuräumen; das heist, er wollte die pragmatische Sanktion anerkennen. Nun änderte der kaiserliche Hof auf einmal seine politische Rolle. An den Prinzen von Portugal wurde nicht weiter gedacht. Man suchte die alliirten Höfe für den neuen Entwurf zu gewinnen. Der Gesandte des Kaisers, der Graf Sekkendorf, theilte dem Könige von Preußen das Vorhaben des Kurfürsten August mit, und verlangte seine Meinung hierüber. Friedrich Wilhelm antwortete, daß, wenn Rußland einwillige, und Sachsen ihn durch annehmliche Bedingungen zum Beistande auffodere, er sich darauf wohl einlassen wolle. Seine Freundschaft könne August dann erlangen, wenn er ihm das Herzogthum Bergen garantirte, seine Absichten auf Kurland begünstigte, den Preußischen Königstitel, welchen Polen noch nicht anerkannt habe, bestätigte, die freie Werbung in der Republik gestattete, und alle mit seinem Vater geschlossenen Verträge erneuerte. Diese Foderungen ließ er schriftlich abfassen. Eine Bedingung aber, die er nicht öffentlich machte, sondern nur leise andeutete, war ihm die wichtigste; und vielleicht hätte er bei deren Erfüllung in den übrigen grösstentheils nachgegeben; sie bestand darin, das ihm der Kurfürst von Sachsen das Rutowskische Grena-

dier-Regiment, das nach dem Preußischen Riesenregimente keinen andern Truppen in Europa an Schönheit und Leibeslänge wich, überlassen sollte. Allein August wies dies Verlangen mit Unwillen von sich, ob ihm gleich von einigen Staatsmännern dazu gerathen wurde, und in Absicht der andern Stükke erklärte er sich, wenn gleich bereitwilliger, doch den Preußischen Wünschen nicht ganz entsprechend. Hierüber wurde Friedrich Wilhelm nicht bloß kaltsinnig gegen ihn, sondern selbst erbittert; und mit jedem Tage bezeigte er immer weniger Lust, die Sächsische Partei in Polen zu unterstüzzen.

Unterdessen sezte August seine Bemühungen in Wien und Petersburg fort, um beide Kaiserhöfe zu bewegen, daß sie ihm die Polnische Krone verschaffen möchten. Es glükte ihm endlich wider Erwarten. Beide verfuhren hiebei so einseitig, daß sie ihren Bundesgenossen, dem Könige von Preußen nicht die geringste weitre Nachricht von dem Gange der Sachen gaben; und doch wollten sie seine Macht nach dem Inhalte des Löwenwolder Traktats, den sie offenbar brachen, benuzzen. Sekkendorf meldete ihm, daß die Russischen Truppen schon längst an Polen's Grenzen stünden, und nun seit der Mitte des Mai's auch 12000 kaiserliche Soldaten bei Oppeln versammlet wären, daß also Friedrich Wilhelm bei Landsberg an der Warte ein gleiches thun, und 30000 Dukaten anwenden möchte; alles in der Absicht, dem Sta-

nis-

nislaus den Zugang zum Throne zu verschließen. Aber er erhielt eine Antwort, wie sie Preußischer Seits wohl nicht anders gegeben werden konnte, wenn man seine Würde behaupten, und seinen Vortheil nicht aus den Augen lassen wollte. „Der „König, hieß es darin, erinnere sich keiner Ver„pflichtung, dem Könige Stanislaus entgegen zu „arbeiten, Geld oder Truppen nach Polen zu „schikken, und gewisse Absichten der Kaiserhöfe zu „begünstigen, weil der Löwenwoldische Traktat „nicht ratificirt worden sei; Preußen habe noch in „Allem freie Hände. Würde jedoch jener Ver„gleich genehmigt, so wolle man demselben pünkt„lich nachleben, und sich so verhalten, daß der „Kaiser ein völliges Vergnügen daran zu nehmen, „Ursache haben solle.“ Diese Erklärung genügte dem Wiener Kabinette nicht; es war durchaus nicht Willens, dem Könige die geringsten reellen Vortheile einzuräumen, oder den Traktat weiter zu beobachten, als es seinem Privatintereſſe gemäs war. Dies zeigte sich bald auf's deutlichste. Im Juli schloß es einen, dem Löwenwolder Vergleiche ganz zuwider laufenden Verein mit Sachsen. Der Kaiser versprach, alles anzuwenden, um den Stanislaus von der Polnischen Krone abzuhalten, dem Kurfürsten August hingegen allen Vorschub zur Gelangung auf den Thron zu leisten, und ihn, wenn er erwählt wäre, mit Gewalt zu schüzzen. Für diese Gefälligkeit entsagte August seinen Erbfolge = Rechten auf Oestreich, und garantirte die pragmatische Sanktion. Mit Rußland

wurde

wurde eine ähnliche Verabredung getroffen, worin die stärkste Unterstüzzung der Waffengewalt zu Durchsezzung der Wahl August's zugesichert und von lezterm versprochen wurde, den Russischen Kaisertitel anzuerkennen, alle Polnische Ansprüche auf Liefland zu tilgen, und Kurland nie an die Republik zu ziehen. Die Abschließung dieser neuen Traktaten war eine wirkliche Beleidigung des Königs von Preußen, und wurde von ihm als eine solche tief empfunden. Denn die Kaiserhöfe hatten sich feierlich anheischig gemacht, sich über die Polnischen Sachen gemeinschaftlich und traulich mit einander zu verstehen; und nun würdigten sie ihn nicht einmal einer Mittheilung ihres Vorhabens. So widerrechtlich sie insgeheim verfuhren, so gewaltthätig gingen sie öffentlich zu Werke. Ein Russisches Heer von 40000 Mann brach in Polnisch Litthauen ein, und bezeichnete seine Züge mit Verwüstung und Tod. Und dennoch hatte man die Dreistigkeit zu behaupten, dies geschehe auf Verlangen der Polnischen Nation, welche von einigen Uebelgesinnten beunruhigt würde, und den Schuz der Russen zu Rettung ihrer Freiheit angeflehet habe. Das Polnische Volk zeigte aber aller Russischen Drohungen ungeachtet im Angesichte Europens, daß diese Erklärung grundlos sei; denn es rief am 12. Sept. 1733 fast einmüthig den edlen, mit allen Herrschergaben geschmükten Stanislaus zu seinem Könige aus. Indessen das Schrekken und Schnauben der Russischen Waffen machte diese Wahl unkräftig; Rußland und Oest-

reich

reich verspotteten den Willen einer Nation, die frei heißen sollte, und in Russische Sklavenketten gefesselt wurde. Die Russen näherten sich der Stadt Warschau, und zwangen dadurch den neu erwählten König Stanislaus die Flucht zu ergreifen, und sich nach Danzig zu begeben. Kaum rükten die Moskowiter heran, so erkühnte sich eine kleine bestochne Partei, sich für die Stellvertreter des ganzen Polnischen Volkes auszugeben, die vorige Wahl umzustoßen, und am 5. Oktober den Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, unter dem Namen August III. zum Könige zu erwählen.

Jezt erst suchte der Dresdner und Wiener Hof ernstlich um Preußische Hülfe nach, damit man die Französisch-Stanislaistische Partei, die noch sehr mächtig war, niederdrükken, und Augusts wankenden Thron befestigen möchte. Friedrich Wilhelm wollte sich aber zu nichts verstehen, als bis er wüste, wofür? Und kann man ihm dies verdenken? Wäre es nicht vielmehr eine Verlezzung seiner Pflichten gegen sein eignes Land gewesen, wenn er das Blut, die Schäzze, das Mark seiner Unterthanen ohne allen Ersaz für eine fremde Sache hätte aufopfern wollen? Er verlangte für seine Willfährigkeit die Einräumung von Elbing, und die Verpfändung des Amts Gommern, oder des Sächsischen Antheils der Grafschaft Mansfeld. Im Weigerungsfalle hingegen wollte er dem Könige Stanislaus beistehen, ihm einen sichern Zufluchtsort in Stet-

tin

tin gewähren, und seinen Feinden Widerstand leisten. Der Sächsische August hatte jedoch keine Lust, den Polnischen Königstitel durch Abtretung von Land zu erkaufen, oder Geld durch Verpfändung von Domänen aufzunehmen. Ohnedem war er zu träge, sich in große Weitläuftigkeiten einzulassen. Er überließ die Sorge seiner Behauptung den Russen und Oestreichern, und genoß, was diese mit Macht und List erzwangen.

Die Russen verfuhren mit ungewöhnlicher Thätigkeit, und mit zerstörender Wut, um die Stanislaisten, und den rechtmäßigen König Stanislaus zu verderben. Die Oestreicher gingen langsamer, aber schleichender zu Werke, und ihr Gesandter Sekkendorf bot alle Ränke seines arglistigen Geistes auf, um die Freude einer ausgeführten Ungerechtigkeit zu genießen. Ein Heer von 36000 Russen schloß die Stadt Danzig, den Aufenthalt des Stanislaus, von der Mitte des Februars 1734 bis zu den ersten Tagen des Juli ein, und drohte sie zu zermalmen, wenn der gekrönte Flüchtling nicht ausgeliefert würde. Aber die Bürger zeigten eine seltne Treue, sie unterzogen sich lieber allen Gefahren einer Belagerung, als daß sie einen Unschuldigen verriethen, den die Russische Wut gewiß in Sibirien's Wildnisse geschikt hätte.

Friedrich Wilhelm schwankte in seinem Verhalten, ohne eine feste Partei zu ergreifen, beständig

ständig hin und her; je nachdem er auf dieser oder jener Seite Vortheile zu erblikken glaubte. Anfangs hatte er den Russen den Durchzug ihres Belagerungsgeschüzzes durch seine Staten erlaubt; aber in der Mitte des Märzes widerrief er diese Begünstigung, da schon die Russischen Feuerschlünde zu Memel ausgeschift waren. Theils bewog ihn hiezu die Betrachtung, wie schädlich es für den Handel seiner Unterthanen sein würde, wenn Danzig eingeäschert wäre; theils vermochten ihn zu dieser Aenderung die Vorstellungen des Französischen Gesandten Chetardie, der die Gabe der Ueberredung in hohem Grade besaß, und ihn ersuchte, die Eroberung Danzig's wenigstens so lange zu hindern, bis die längst erwarteten Französischen Truppen dem bedrängten Stanislaus zu Hülfe gekommen sein würden. Wäre der König bei diesem Endschlusse geblieben, so möchte es den Russen schwerlich gelungen sein, sich der Stadt zu bemeistern. Aber der hierüber bestürzte Sekkendorf, der den Untergang der Stanislaisten noch weit heftiger betrieb, als die Russische Armee selber, stürmte mit Bitten, Versprechungen und lokkenden Vorschlägen so lange auf den König, bis er den Durchzug der Russischen Mordinstrumente, obwohl mit dem Zusazze gestattete, daß die Französischen Hülfsvölker sich einer gleichen Erlaubniß erfreuen dürften. Dies war für Polen's racheschnaubenden Feinde vor der Hand genug; Sekkendorf schikte außerdem vier Mörser und eine Menge Bomben mit Extrapost aus Sachsen ins

Russi-

Russische Lager, und ließ es an Spionsnachrichten und listigen Rathschlägen nicht fehlen.

Nun wurde die Lage des eingeschloßnen Königs Stanislaus gefährlicher, die Noth der Stadt grösser, und die Hofnung der Hülfe täglich schwächer. Der Französische Gesandte versuchte daher alles Mögliche, um den König von Preußen zur Rettung der bedrängten Polen zu bewegen; er bot ihm die Bewilligung Frankreich's zu allen seinen Federungen ohne Ausnahme an, die irgend nur erreichbar wären, wenn er sein Kriegsheer zum Entsaz Danzig's ohne Anstand anrükken ließe. Jedoch wichtige Betrachtungen hielten diesen reizenden Verheißungen das Gegengewicht. Rußland und Oestreich, welches leztre man damals für weit furchtbarer hielt, als es wirklich war, konnten in Vereinigung mit Sachsen und mehrern andern Deutschen Fürsten auf ihn losstürzen, die ganze Macht eines ausgebreiteten Krieges auf ihn allein herfallen, und er, von Frankreich am Ende gar verlassen, oder nicht gehörig unterstüzt, das Opfer seiner Gefälligkeit werden. Auch schien es ihm in der That an derjenigen Entschlossenheit zu fehlen, die seinen Nachfolger beselte, der grade im rechten Zeitpunkte seine Thatkraft zu gebrauchen verstund. Er drohte zwar den Russen; aber der Feldmarschall Münnich, der damalige Befehlshaber des Belagerungskorps, der stolzeste und übermüthigste Krieger seiner Zeit, achtete auf alle Drohungen andrer wenig, da er gewohnt war, selbst zu drohen. Friedrich

Wil-

Wilhelm ließ sich weiter in nichts ernstes ein, als daß er das Vermittelungsgeschäfte zwischen Danzig und den Russen übernahm. Sein Gesandter zu Warschau, der Herr von Brandt, begab sich in's Russische Lager, und verlangte im Namen des Königs den freien und ungehinderten Abzug des Stanislaus und seiner Anhänger unter Preußischer Bedekkung; sodann völlige Begnadigung einer Stadt, die nur ihrer Pflicht gefolgt hätte, indem sie ihren rechtmäßig erwählten König schüzte; Aufrechterhaltung aller ihrer Freiheiten, und Verschonung derselben mit aller fremden Besazzung. Der hochmüthige Münnich, den sein Glük aufgeblasen machte, antwortete, daß sich Stanislaus mit seinen Begleitern der Kaiserin von Rußland zu Füßen werfen müsse; dann könnte noch Gnade erfolgen, dann bedürfe es keiner Preußischen Vermittlung, dann wäre alle fremde Bedekkung überflüßig. Und hiezu gäbe er ihm und der Stadt mehr nicht als 24 Stunden Bedenkzeit. Sein Troz ging so weit, daß er dem Herrn von Brandt nicht einmal den Eingang in die Stadt erlaubte. Eine solche Antwort zerschlug alle gütlichen Versuche; Brandt reiste unverrichteter Sachen weg, und Münnich sezte die Belagerung eifrig fort. In der Mitte des Mai's langte endlich ein Französisches Geschwader an, und sezte drei Bataillone bei Weichselmünde an's Land, eine Handvoll Leute, zum Scherz zu viel, zum Ernst zu wenig, die von den Russen und 10000 zur Verstärkung gekommnen

Sachsen

Sachsen sogleich überwältigt wurden, und sich für glüklich schäzzen musten, daß sie sich wieder einschiffen konnten. Das Schiksal des bedauerungswürdigen Stanislaus war nun nicht weiter zweifelhaft; er hatte nur noch die Wahl zwischen einer entehrenden Gefangenschaft und Verbannung nach Sibirien, oder einer geheimen Flucht. Er ergrif das lezte, als das einzige Mittel seiner Befreiung von Schimpf und Knechtschaft. Unter der Verkleidung eines Ochsenhändlers eilte er den 27. Juni aus Danzig, irrte 7 Tage lang in dem elendesten Aufzuge, in beständiger Lebensgefahr, jeden Augenblik befürchtend, von den allenthalben herumschwärmenden Kosaken ergriffen zu werden, in abgelegenen Orten und unwegsamen Gegenden herum, und gelangte den 3. Juli auf Preußischem Gebiete zu Marienwerder an. Friedrich Wilhelm, dem Rechtschaffenheit und Treue über alles heilig war, empfand über das Unglük des vertriebenen, geächteten, mit fanatischer Wut verfolgten Stanislaus das innigste Mitleiden, und gewährte ihm eine sichre Freistäte in seinen Landen. Standhaft und männlich wies er alle Verwendungen der feindlichen Mächte, ihn auszuliefern, ab, verspottete ihre Drohungen, und verschmähte ihre Anerbietungen. Die Russen sättigten ihre Rache nicht damit, ihn verjagt und des Königreichs entsezt zu haben, sondern sie waren so verwegen, für die Ueberlieferung seines Kopfs 100000 Rubel jedem Verräther Blutlohn zu versprechen: und ihr Gesandter Löwenwolde ließ sich sogar verlauten,

daß

daß eine Russische Armee ihn mit Gewalt aus Preußen entführen sollte. Friedrich Wilhelm empfand die doppelte Beleidigung, die in diesen übereilten Reden lag, die Verachtung seiner Hoheitsrechte und die Kränkung der Gastfreundschaft, so hoch, als sie ein edles Gemüth fühlen muste; er foderte für Löwenwolde's Kühnheit eine auffallende Genugthuung; erklärte seinen Endschluß, mit ganzer Macht über Rußland herzufallen, und verlangte von Oestreich die traktatenmäßige Hülfe. Es kostete dem Grafen von Sekkendorf die stärkste Anstrengung aller Ministerkünste, um seinen gerechten Zorn zu stillen, und ihm das Versprechen abzunöthigen, sich des Stanislaus nicht weiter anzunehmen, als ihm zu Stettin einen sichern Aufenthalt zu gönnen, und zugleich dessen Person zum Vortheile des Kaisers bis auf weitre Verabredungen zu verwahren, auf keinen Fall aber an Frankreich, mit welchem man bereits in einen Reichskrieg verwikkelt war, auszuliefern. Friedrich Wilhelm's Politik war und blieb schwankend; er hatte sein Hauptaugenmerk auf die Erwerbung der Jülichschen Länder gerichtet; darum schonte er alle die großen Mächte, welche ein Gewicht bei dieser Sache hatten und haben konnten; aber er erklärte sich bestimmt für keine Partei, hielt bald die Oestreichische, bald die Französische mit Versprechungen hin; und so war es ganz natürlich, daß er sich zulezt von allen verlassen sahe, und durch sein Drohen und Wenden zu nichts kam. Wenn er gleich dem unglüklichen Stanislaus erst

zu Angerburg, und dann zu Königsberg eine ruhige Freistäte gewährte, monatlich 300 Thaler — freilich keine große Summe — zum Unterhalte schenkte, und allen seinen Polnischen Freunden einen ungehinderten Zutritt zu ihm gestattete: so ist doch nicht zu läugnen, daß er diese Begünstigung zu politischen Zwekken zu benuzzen suchte. Jezt machte er sich ein Verdienst bei Frankreich daraus, daß er den königlichen Flüchtling so nachdrüklich beschüzze; dann stellte er bei Rußland und Oestreich die Sache wieder so vor, als ob er den geächteten König nur ihrentwegen in Verwahrung behielte. Einmal wollte er ihn den Alliirten zu Gefallen aus seinen Staten entfernen; ein andermal hingegen mit seiner Macht in's Königreich wieder einsezzen. Einst schenkte er dem kaiserlichen Gesandten Sekkendorf einen Ring mit der Inschrift: es lebe König Stanislaus! zu Weinachten, und schrieb einen Brief voll bitterer Bemerkungen dazu, weil er grade damals wider Oestreich eingenommen war. Es kränkte ihn besonders, daß der neue König August III. so wenig Mühe anwandte, seine Freundschaft zu suchen, so wenig Neigung bewies, das große Rutowskische Regiment abzutreten, und so wenig darnach fragte, ob Preußen seine Königswürde anerkenne oder nicht; daher stieg sein Haß gegen ihn zusehends; er sprach an der Tafel, und im Tabakskollegium mit der tiefsten Verachtung von August, brachte den Trinkspruch aus, oder endigte seine Rede mit den Worten: es lebe Stanis-

nislaus! es verderbe Augustus! Diese geäußerte Empfindlichkeit führte indessen zu nichts. Den 3. Oktober 1735 wurde ohne sein Wissen und Mitwirken ein Friede geschlossen, durch welchen August III. im ruhigen Besizze der Königsgewalt Polen's blieb, Stanislaus aber das Herzogthum Lothringen erhielt, und an Preussens Interesse gar nicht gedacht wurde. Friedrich Wilhelm, der anfangs seine Einwilligung zu August's Thronbesteigung so hoch verkaufen wollte, muste sich jezt umsonst in alles fügen, was die Alliirten begehrten. Und Frankreich's Dankbarkeit bestand bloß darin, daß es ihm für die bisherige Unterhaltung des Stanislaus einen goldnen, mit Brillanten besezten Degen anbot. Der König nahm ihn nicht an, sondern verlangte ein Duzzend Riesen, die er aber nicht bekam, und folglich in allen Hofnungen getäuscht wurde. Zu Ländervergrößerungen wollte ihm Frankreich so wenig als Oestreich ernstlich beistehen.

Es ist jedoch nöthig, noch des Antheils zu erwähnen, welchen Friedrich Wilhelm an dem wegen der Polnischen Königswahl ausgebrochnen Reichskriege nahm. Bereits im Oktober 1733 hatten die Franzosen in Verbindung mit Spanien und Sardinien den Krieg gegen Oestreich erklärt, und durch den Uebergang über den Rhein und Eroberung der Feste Kehl angefangen, dabei aber ausdrüklich erklärt, daß sie mit dem Deutschen

Reiche

Welche in guten Verhältnissen stehen wollen. Die beiden ersten Stücke sind, wenigstens dem ersteren nach, den Bürgerschaften zu den Verhandlungen. Ueber das dritte Stück wird sich nicht viel sagen lassen, da es nur eine Wiederholung der Worte ist, welche gleich zu Anfang des Gesetzes an den Gesetzgeber selbst, in der Form der ersten Verordnung des Königs, gerichtet worden sind. Eine Ausnahme, aber eine solche von Gründen der ersten Klasse, ist es, wenn der Gesetzgeber sagt, es sollen die Bürgerschaften, welche in Gemeinschaft mit einander Gesetze vorschlagen, nicht mehr als zwei Gesetze vorschlagen. Der Ausschluß von Männern, welche entweder als Bürgerschaften Gesetze, oder welche als Gesetzgeber Gesetze vorschlagen, ist ein Ausschluß von Gründen der ersten Klasse, und ein Ausschluß von Gründen der zweiten Klasse, ist es, wenn Männern nicht mehr Gesetze vorgeschlagen werden, als der Gesetzgeber selbst in der Zahl der Gesetzen, die er selbst gegeben hat, vorgeschlagen haben will. Endlich, welche Verordnungen gegeben werden, und welchen Gesetzen sie gegeben werden, kommt nur bei einer der Klassen vor, welche in dem Gesetze selbst vorkommen, bei der Klasse der Gesetzen von Staats wegen, von Gesetzen, welche Bürgern, und gesetzlichen Verhältnissen gegeben zu geben den allgemeinen Verhältnissen, von welchen in dem Gesetze die Rede ist, und welche, wenn sie gegeben werden, von Gründen der ersten Klasse, und von Gründen der zweiten Klasse, abhängig sind.

Stanislaus ohne Grund angefeindet, und vom Polnischen Throne verdrängt habe. Friedrich Wilhelm war anfänglich nicht ganz abgeneigt, den Kaiser zu unterstüzzen; er bot ihm im Augustmonat eine Hülfsarmee von 40000 Mann an; aber unter der Bedingung, daß das Herzogthum Kurland an einen Preußischen Prinzen gebracht, sein Recht auf Jülich sicher gestellt, und noch ein und der andere Vortheil bewilliget würde. Weil nun der Kaiser von allem diesem nichts thun, sondern Preußen fast umsonst aufopfern, und sich nicht einmal gegen dasselbe so günstig, als gegen die Höfe von Mannheim und München geschehen war, äußern wollte: so dachte der König reiflicher über Gewinn und Verlust bei einem Reichskriege nach, und überließ sich ganz andern Betrachtungen. Wollte er auch nur sein Kontingent stellen, so betrug dies 7483 Mann, verursachte 289160 Thaler Kosten, und sezte seine Westphälischen Provinzen der feindlichen Verwüstung aus. Er wurde daher dem kaiserlichen Begehren abgeneigt, ermahnte den Wiener Hof, keine Soldaten nach Polen zu schikken, um die Franzosen nicht zu reizen, keine übereilte Kriegserklärung an Frankreich zu thun, und alles zu vermeiden, wodurch er in den Augen der Unparteischen als Angreifer erscheinen müsse. Da nun aber die Franzosen zuerst den Krieg anfingen, so wurde er, besonders durch die Lokkungen des kaiserlichen Gesandten, etwas willfähriger; jedoch ging er mit Vorsicht und Klugheit zu Werke. Dem Kaiser versprach er, nach Inhalt des Allianz-

traktats von 1728 eine Hülfe von 10000 Mann zu geben; dagegen wollte er kein Kontingent stellen, keine Römermonate zahlen, keine Stimme zum Reichskriege geben. Frankreich, sagte er, habe versprochen, das Deutsche Reich zu schonen, man müsse also abwarten, ob es dieser Erklärung nachkommen, oder zuwider handeln werde; höchstens könne man ein Schuzheer an Deutschlands Grenzen zusammenziehen; und dürfe durchaus nicht anders mit Deutscher Gesamtkraft über Frankreich herfallen, als bis lezteres offenbar das Reich seinen Versicherungen zuwider feindlich behandelt hätte. Auf jeden Fall müsse man sich vorher um den Beistand der Seemächte, Holland und England bewerben. Dieser Vorschlag voll Mäßigung und Klugheit wurde jedoch durch die geheimen Betreibungen der kaiserlichen Minister, welche den Krieg recht geflissentlich suchten, hintertrieben; den 26. Februar 1734 stimmte die Mehrheit der Reichsfürsten für einen Krieg mit Frankreich, und faßte einen dem gemäßen Reichstagsschluß. Der König sahe sich daher genöthiget, ebenfalls nachzugeben; doch konnte der schlaue Sekkendorf weiter nichts von ihm erhalten, als daß er die bundesmäßigen 10000 Mann Hülfstruppen zusagte, und einen ausdrüklichen Vorbehalt schriftlich an ihn ausstellte, daß er weder jezt, noch künftig den geringsten andern Beitrag, es sei an Gelde oder Mannschaft, oder einer sonstigen Unterstüzzung zum Reichskriege leisten, sondern ganz freie Hände behalten wolle.

Dem zu Folge versammlete Friedrich Wilhelm 2 Dragoner = und 5 Fuß = Regimenter, an der Zahl 10000 Mann, zu Berlin, besahe und musterte sie den 28. April, und ließ sie sodann nach dem Rhein aufbrechen. Der Generallieutenant von Röder war zwar dem Namen nach Oberbefehlshaber dieser Kriegsschaar; aber weil ihn die Schwachheiten des Alters, und die Angewöhnung des starken Trinkens zu reellen Diensten unfähig machten, so war der Fürst von Dessau der wahre Führer. Bessern Händen hätte der Kommandostab nicht leicht anvertraut werden können. Der König, welcher wenig auf seine eigne Bequemlichkeit bedacht war, trug eine desto größere Fürsorge für die gute Verpflegung und möglichste Schonung seiner Truppen. Er hatte bereits am 30. December 1733 auf den Fall, daß es, wie nun geschahe, zum Bruche mit Frankreich kommen sollte, einen besondern Vertrag über die Gemächlichkeit seines Hülfskorps in 20 Artikeln mit dem kaiserlichen Gesandten abschließen lassen. Vermöge desselben sollten die Preußen gewöhnlich nur 2, aber niemals mehr als 3 Meilen des Tages marschiren, jeden vierten Tag ausruhen, immer bei der Hauptarmee im Felde bleiben, in keine mit Belagerung bedrohte Festung gelegt, und nach jedem halbjährigen Kriegsdienste, 6 Monate in guten Winterquartieren verpflegt werden. Diese Konvention macht es begreiflich, daß die Preußen nicht eher als den 7. Juni bei Heilbronn in Schwaben, dem damaligen Standorte der kaiserlichen und der Reichs-

armee, eintrafen. Sie hatten über 6 Wochen auf ihrem Zuge durch Sachsen, Thüringen und Franken zugebracht, und in einigen Ländern durch Sättigung einer unmännlichen Rache ein trauriges Andenken hinterlassen, wie bereits oben erzählt worden ist.

Friedrich Wilhelm, welcher den geheimen Wunsch hatte, den Hauptbefehl über alle vereinigten Truppen am Rhein, die 74000 Mann betrugen, anstatt des alten, an Geist und Körper schwach gewordenen Oberfeldherrn, des Prinzen Eugen von Savoien, zu erhalten, begab sich im Monat Juli in eigner Person zur Armee, und nahm seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich mit. Er zeigte die Abhärtung eines alten Soldaten, entsagte allen Bequemlichkeiten, die er hätte haben können, und schonte sich bei keiner Gelegenheit. Er behalf sich bloß mit dem Nothwendigsten, und verlangte von dem Prinzen und seinen Generalen ein gleiches Betragen. Sein Günstling, der General-Adjutant Hacke fuhr in einer ganz bedekten 4 sizzigen Kutsche. Dies schien ihm weibisch und unsoldatisch. So sehr er Hacken sonst begünstigte, so ließ er ihm doch die Kutschenschläge abbrechen und verbrennen, und sagte darauf zu ihm: ich selbst fahre nur in einer ofnen Kalesche, und anders schikt es sich für keinen Kriegsmann; nur Frauenzimmer mögen in verschlossenen Wagen sizzen. Gleiche Denkungs- und Handlungsart bewies er bei der Armee. Er hätte in Heilbronn

bronn oder in einem gut gelegenen Dorfe ein wohl eingerichtetes Haus zum Quartier nehmen können; aber er verschmähte dies, und zog einen unbequemern Aufenthalt in einem Zelte mitten unter seinen gelagerten Truppen vor; jeden Morgen, wenn kaum der Tag angebrochen war, untersuchte er alles im Lager mit eignen Augen, und machte seinen Begleiter den Kronprinzen auf jeden zum Kriegswesen gehörenden Umstand aufmerksam. Täglich ging er ins Hauptquartier zum Prinzen Eugen und fehlte nie bei einem Kriegsrathe. Er sahe darauf, daß es seinen Soldaten nie an Brodt und Fleische fehlte, und daß die Kranken an nichts Noth litten. Diese ruhmwürdige Aufführung erwarb ihm die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Krieger in einem solchen Grade, daß selten ein Unzufriedner seine Fahnen verließ, dahingegen von den kaiserlichen Regimentern ganze Haufen davon liefen, weil sie schlechter gehalten wurden.

Der Zustand der kaiserlichen Armee war überhaupt den hohen Begriffen nicht angemessen, welche sich Friedrich Wilhelm, durch die frühern Feldzüge Eugen's zu Anfange des Jahrhunderts verleitet, und nach den Schilderungen Sekkendorf's, der jezt ebenfalls dem Kriegszuge mit beiwohnte, von ihr gemacht hatte. Unordnungen herrschten überall. Pralerei und Großsprechen vertraten die Stelle von Muth und Entschlossenheit. Das Fußvolk hatte ein ganz unkriegerisches Ansehen. Der Kronprinz, der ohnedem geneigt war, die lächerliche Seite eines Gegenstandes scharf in's Auge zu

fassen,

fassen, fand hier häufige Gelegenheit für seine Spottsucht; und nach seiner Rükkehr in sein stilles Rheinsberg, belustigte er sich und seine jovialischen Gesellschafter durch Nachäffung aller der Rodomontaden, die er im östreichischen Lager bemerkt hatte. Dies gab ihm nebst vielen andern Ursachen Muth, es als König mit einer Armee aufzunehmen, die in seinen Augen nichts weniger als musterhaft war.

Unter diesen Umständen geschahe von Seiten der Alliirten nichts Auszeichnendes. Sie wagten es nicht einmal mit Nachdruk, die seit Anfange Juni von den Franzosen belagerte Reichsfestung Philipsburg zu entsezzen, so sehr auch der König von Preußen darauf drang. Philipsburg wurde den 17. Juli durch Kapitulation eingenommen; und der König, welcher noch einen Monat bei dem Heere verweilte, große Thaten immer vergebens erwartete, und seine Absicht, Oberbefehlshaber zu werden, nicht erreichte, verlor die Geduld; in der Mitte des August's, wo er den Feldzug als geendigt betrachtete, so früh es auch noch in der Jahreszeit zum Kriegführen war, verließ er den Schauplaz der Unthätigkeit, fuhr vom Main aus den Rhein herunter nach Wesel, und besuchte von dort den Holländischen General und Gesandten, Baron Ginkel auf seinem schönen Landhause Widdagte im Gelderschen.

Plözlich wurde er hier von einer heftigen Krankheit, durch das zurükgetretne Podagra verursacht,

sacht, befallen. Er begab sich daher, obwohl mit Mühe, nach seinem Schlosse Moyland bei Klove, wo er in kurzem so viel Erleichterung fand, daß er die Reise nach Potsdam zu unternehmen wagte. Durch die Beschwerlichkeiten des langen Weges hatte sich indessen die Krankheit wieder so verschlimmert, daß er den 15. September in augenscheinlicher Todesgefahr zu Potsdam ankam. Der König selber hielt sein Ende für nahe, und hatte Fassung genug, zuweilen davon zu sprechen. Schon ließ er seinen Sarg von schwarzem Marmor in Holland bestellen, und auch im voraus einen ähnlichen für seine Gemalin besorgen. Jezt erschienen ihm viele Dinge in einem andern Lichte, als er sie sonst gesehen hatte; vermuthlich, weil er weniger den Zudringlichkeiten heuchlerischer Günstlinge, um desto mehr aber dem Einflusse seiner eigenen bessern Natur überlassen war. Er bewies täglich eine grösere Abneigung gegen die kaiserliche Partei, und schenkte seiner Gemalin und seinem Kronprinzen ein zärtlicheres Wohlwollen. Der leztre muste unverzüglich von der Armee, wo er bis dahin noch verweilte, zurükkommen, und häufig um ihn bleiben. Er unterredete sich vertranter, als je, mit ihm, und schloß ihm seine Herzensmeinungen auf. „Mein lieber „Sohn, sagte er einst zu ihm, ich sage Dir, daß „ich meinen Tod zu Priort, einem adlichen Ort „in der Mittelmark, geholt habe. Ich bitte Dich „um alles in der Welt, traue denen Leuten nicht, „die Dir so viele Versprechungen machen. Ja den

„Tag,

„Tag, es war den 17. April 1732, da kam ein „Mann zu mir, das war, als wenn man mir „einen Dolch im Leibe umgewandt hätte.“ Offenbar zielte er hiemit auf den Grafen von Sekkendorf, auf welchen es auch der Kronprinz deutete. Sekkendorf kannte diese Stimmung des Königs, und hütete sich wohl, ihm nahe zu kommen. Er blieb bei dem Heere, und kam nachher nie wieder an den Preußischen Hof zurük, wo indessen sein Neffe, der Baron von Sekkendorf, seine Dienste verwaltete, sich aber vor jezt, nach seiner Anweisung, vom Könige entfernt hielt.

Bei dem geringen Anschein, der sich zur Wiedergenesung des Königs zeigte, wurde er dennoch durch die Hülfe seiner Leibärzte und Leibchirurgen, am mehrsten aber durch die Geschiklichkeit des Hallischen Professors Hoffmann wieder hergestellt. Im December konnte er bereits nach Berlin gehen. Diese Genesung betrachtete er selbst als ein Wunder, so fest hatte er sich seinen Tod vorgestellt. Darum ließ er nicht allein in allen Kirchen Dankfeste gegen Gott dafür feiern; sondern bewies sich auch gegen die Menschen sehr freigebig. Der Professor Hoffmann erhielt 1200 Thaler; Doktor Ellert 600 Thlr., Superville 912 Thlr., und noch drei andre Aerzte zusammen 1150 Thaler. Den Armenhäusern zu Berlin schenkte er 10000 Thlr., zur Stiftung neuer Landschulen in Preußen zahlte er 150,000 Thlr.; endlich machte er der Akademie der Wissenschaften, die er, wie bekannt,

sonst

sonst nicht achtete, jezt darum ein Geschenk von 3000 schön gebundenen Büchern, und einigen hundert Naturseltenheiten, weil sie die Heilkunde, die ihm so große Dienste geleistet hatte, pflegen und befördern half. Außerdem hatte er im Oktober, zur Zeit der grösten Stärke der Krankheit, die Stiftung des großen Potsdammer Waisenhauses unterzeichnet. Auf die Art wurde dies Uebel die Quelle vieler Wohlthaten, und vieler nüzlichen Anstalten, die zum Theil noch fortdauern, und Friedrich Wilhelm's Andenken ehren.

Aller Schmerzen der Krankheit ungeachtet hatte der König die Statsgeschäfte doch selbst besorgt, wie in gesunden Tagen, die Vorträge der Minister angehört, ihre Berichte gelesen, und die Befehle unterzeichnet. Ja als die Gichtmaterie einige Zeit in die rechte Hand gezogen war, so gewöhnte er sich, mit der Linken die nöthigen Ausfertigungen zu machen. Ein edles Beispiel der Thätigkeit, welches nicht ohne Eindruk auf den großen Friedrich blieb. Unterdessen der König der Unruhe eines beschwerlichen Krankenlagers ausgesezt war, hatten seine Truppen die ruhigen Winterquartiere bezogen. Es waren ihnen hiezu einige Theile des Herzogthums Westphalen, und die Bisthümer Münster, Osnabrük und Paderborn, damals alle vom Kurfürsten von Kölln beherrscht, angewiesen worden. Der Kaiser hatte hiebei die öffentliche Absicht, die Preußen in der Nähe des vermutheten künftigen

Kriegs-

Kriegsschauplazzes zu behalten; und dann die geheime, den Kurfürsten von Kölln, welcher den Krieg nicht ernstlich genug unterstüzte, und ihm daher Französisch gesinnt zu sein schien, durch starke Einquartierungen zu züchtigen. Denn, wenn in unsern Tagen neutrale oder freundschaftliche Länder die Besazzung mit Preußischen Truppen jeder andern Einquartierung vorziehen, so ist es doch nicht zu läugnen, daß es um jene Zeit der umgekehrte Fall war. Der Kurfürst that alles, um die Preussen von sich zu entfernen. Er wollte, da bloße Vorstellungen nichts halfen, endlich eine Summe Geldes bezahlen, wenn der König seine eignen Provinzen zu den Quartieren bestimmte. Die Preußen foderten für Münster allein eine Abkaufungssumme von 650,000 Thalern. Dies schien dem Kurfürsten zu viel, und so blieb es bei'm Einmarsch der Preußen, welcher in der Mitte des Oktobers 1734 erfolgte, und deren Aufenthalt noch über ein halb Jahr dauerte. Die Beschwerden der Quartierträger bestanden darin, daß die Preussen mit der ihnen gesezmäßig bestimmten Nahrung für Mann und Pferde nicht zufrieden wären, sondern reichlichere Beköstigung als eine Pflicht begehrten, außerdem noch Geld mit Gewalt erpreßten, und jeden, der sich solche Unbilligkeiten nicht gefallen lassen wollte, grausam mißhandelten. Noch mehr beklagten sie sich, daß die Werber rüstige Fuhrleute von ihren Wagen weg zum Soldatendienste schleppten, am hellen Tage auf den Straßen den Menschen auflauerten, des Sonntags die

Kirch-

Kirchhöfe besezten, und bei'm Ausgange aus dem Gotteshause alle großen und statken Leute anpakten, wobei verschiedene schwer verwundet, und einige getödtet worden wären. Man glaubte, dem Uebel abzuhelfen, wenn statt der wirklichen Mund- und Brod-Provision lauter Geldvergütigung gegeben würde. Aber man gerieth aus dem Regen in die Traufe. Theils wurden die Rationen und Portionen zu übermäßig angesezt, — ein Fähndrich z. B. erhielt 5, ein Hauptmann 18 Pferderationen; — theils der Geldwerth dafür zu theuer angenommen. Die Unterthanen musten monatlich 8 Gulden für die Ration, und 4 Gulden für die Portion zahlen; und für die 2 verflossenen Monate, wo man alles schon in natura gereicht hatte, noch 3 Gulden für's Brod erlegen. Jeder, der sich im geringsten weigerte, bekam Exekution; und überhaupt schien es, als wäre hier ein mit Feindesgewalt erobertes Land. Am erträglichsten ging es noch dem Bisthume Paderborn, weil die Landstände klug genug gewesen waren, den Flügelmann ihrer Truppen an das Preußische Riesenregiment zu schenken, und noch einen ähnlichen Rekruten zu versprechen. Im Münsterschen kam es zu Feindseligkeiten. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner griffen zur Gegenwehr; 800 Köllnische Soldaten, und einige tausend Bauern verjagten 300 auf Exekution liegende Preußen, wobei auf beiden Seiten Blut floß. Der Kaiser, welcher zwar eine kleine Züchtigung des Kurfürsten von Kölln nicht ungern sahe, gerieth doch über

solche Bedrükkungen in die lebhafteste Bewegung, und gab sich Mühe, ihnen abzuhelfen. Er schrieb sehr ernste Briefe an den König, in welchen er von Gelderpressung, Menschenwegschleppung und von muthwilligen Todtschlägern sprach; er ließ durch seine Gesandten die nachdrüklichsten Vorstellungen thun. Aber alles umsonst. Man war es in Berlin nicht gewohnt, solchen Klagen Gehör zu geben, welche das Soldatenwesen betrafen. Die Stimme der Menschlichkeit muste der Neigung zum Militär weichen. Ja man nahm die kaiserliche, in diesem Stükke gewiß edle und gerechte Verwendung für Unglükliche noch dazu übel; und erfüllte die Bitte, die Truppen desto früher in's Feld rükken zu lassen, um so weniger.

Der Wiener Hof wünschte, noch mehr Preußische Regimenter zu einem Kriege zu erhalten, der bisher so unglüklich geführt worden war; zugleich suchte er eine Geldanleihe in Berlin zu unterhandeln. Weil man den Sekkendorfen nicht mehr recht traute, so wurde der Fürst Wenzel von Lichtenstein als außerordentlicher Gesandter unterm 17. Februar 1735 nach Berlin geschikt. Dieser Fürst war ein edler Patriot, der in der Folge auf eigne Kosten eine berühmte Artillerieschule anlegte, und sich um Oestreich unvergeßliche Verdienste erwarb; dabei besaß er den feinsten Wiz für Gesellschaften, und den feurigsten Muth für einen Soldaten; aber es fehlte ihm an den Kenntnißen und Erfahrungen,

an

an der Geschmeidigkeit und Geduld, die für einen Gesandten nöthig sind; er rechnete zu viel auf seine Fürstenwürde, die in Berlin in gar keine Betrachtung kam, und bekümmerte sich zu wenig um Grumbkow, ohne welchen Günstling am Preußischen Hofe nichts auszurichten war. Der König wurde ihm gleich Anfangs abgeneigt, weil er in der Meinung stand, er wäre mehr gekommen, seinem Sohne zur Thronbesteigung Glük zu wünschen, als Geschäfte zu besorgen. Sodann hatte er auch mehrentheils Dinge vorzutragen, die dem Könige verdrüßlich waren, wodurch es geschahe, daß er auch das nicht erlangte, was sonst wohl hätte erreicht werden können. Welch eine hohe Sprache man damals in Wien führte, wie geringschäzzig man selbst große Deutsche Fürsten behandelte, und wie unwürdig der Freundschaft Friedrich Wilhelm's der Graf Sekkendorf war, mag folgende Anekdote beweisen. Der Fürst Lichtenstein hatte einen Auftrag von ganz eigner Art; er sollte den König von Preußen wegen eines Privatschreibens zur Rede stellen und Genugthuung fodern. Friedrich Wilhelm, der aller augenbliklichen Aufwallungen ungeachtet eine wirklich zärtliche Liebe für Sekkendorfen hatte, unterschied in ihm den Menschen vom Minister, das heißt, wenn er auch über manche seiner ministeriellen Schritte ungehalten war, liebte er ihm doch als Privatmann; er eröfnete ihm sein Herz als Freund, schrieb ihm über alles, was ihm wichtig war, vertraut und offen, und verließ sich um so mehr auf seine

Ver-

Verschwiegenheit, weil er ein Protestant war. Sekkendorf hingegen betrog diese königliche Freundschaft, und mit nicht zu entschuldigender Treulosigkeit theilte er am Hofe zu Wien das mit, was ihm der nichts Arges ahnende König im engsten Vertrauen entdekt hatte. Einst hatte Friedrich Wilhelm in einem solchen freundschaftlichen Schreiben seiner üblen Laune über den unnüzzen Reichskrieg Luft gemacht; hatte es für unbesonnen erklärt, der erzwungnen Königswahl August zu Gefallen, Deutschland in Krieg zu stürzen; hatte den Schaden aufgeführt, den Kaiser und Reich dadurch erlangt, und die Unmöglichkeit bemerkt, ihn glüklich zu endigen. Auch diese Aeußerungen hatte der Graf Sekkendorf in Wien nicht verschwiegen; ungeachtet nun alles die offenbarste Wahrheit war, so entrüstete man sich doch am Kaiserhofe über eine solche unanständige Schreibart, wie man es nannte; und gab an Lichtenstein Befehl, sie zu ahnden. Zur rechten Zeit noch erfuhr der jüngere Sekkendorf dies widersinnige Vorhaben; nur mit schwerer Mühe gelang es ihm, es zu hintertreiben; denn sehr richtig führte er an, daß der König darüber nur ergrimmen, kaltsinnig gegen den Kaiser, und zurükhaltend gegen den Graf Sekkendorf werden, allen Briefwechsel abbrechen, und alle bisherige Gelegenheit, hinter seine Geheimnisse zu kommen, endigen würde. Ob nun gleich Lichtenstein öffentlich schwieg, so redete er doch gesprächsweise hie und da davon; und der König bekam von der Sache Nachricht. Er befahl daher

dem

dem General Grumbkow, an Sekkendorf zu melden, daß er, der König, nicht mehr so offenherzig, wie man im Kaffee spricht, an ihn schreiben werde, weil Lichtenstein alles aus Wien wüßte, was er an ihn schriebe. Daß Sekkendorf alles nach Wien schikte, wäre nicht hübsch, weil der König mit ihm als mit einem Soldaten umginge, und nicht als ein Blakscheißer oder Dintenklekser. Noch glimpflich' genug war dieser Verweis, wenn man an die Leichtigkeit gedenkt, mit welcher sonst der König in Zorn gerieth. Und sonderbar genug, er war eigentlich mehr über den Fürsten Lichtenstein als über den Graf Sekkendorf aufgebracht. Daher alle Vorschläge des ersten fruchtlos blieben. Er verlangte die Wegschikkung des Französischen Gesandten von Berlin, die Stellung des Brandenburgischen Kontingents außer dem im Felde stehenden Hülfskorps, und eine Anleihe von etlichen Millionen aus dem gefüllten Schaz. Aber über alle Punkte erhielt er verneinende Antworten. Der König erklärte sich gegen Grumbkow gerade zu: „was Sekkendorf bei mir nicht ausrichten konnte, „da mag ein andrer wegbleiben. Denn, wenn „wir uns auch böse gemacht hatten, wurden wir „wieder gute Freunde, mehr als zuvor, und habe „ich vor (für) ihn gethan, was ich vor (für) keinen „Minister in der Welt thun werde. Meine Frau „und die ganze Welt ist gegen ihn; der Fürst von „Anhalt, und mein Sohn hassen ihn, als die Pest; „aber er ist doch ein brav Kerl, und hat mich „lieb." Unter solchen Umständen war Lichtenstein

ſtein eine überflüſſige Perſon in Berlin; man erkannte es endlich, obwohl zu ſpät; er erhielt Befehl, zur Armee zu gehen, und verließ gegen Ende des Mai's den Hof des Königs, an welchen er nie hätte kommen ſollen, weil er das Misverſtändniß nur vergrößert hatte.

Indeſſen rükten die Preußen in den lezten Tagen des Aprils 1735 wieder in's Feld, und ſtießen bei Neckerau am Rheine zur kaiſerlichen Armee, die alle Hülfskorps mitgerechnet, an 100000 Mann ſtark, und den Franzoſen, die höchſtens 80000 Mann hatten, folglich weit überlegen war. Dennoch wagte der bedächtige Eugen keinen Angriff, ſondern ſchränkte ſich bloß auf Dekkung des Oberrheins, und auf Vertheidigung des rechten Ufers ein. Endlich langten in der Mitte des Auguſts noch 18000 Ruſſen in der Rheingegend an. Dieſe Verſtärkung machte ihm Muth, das Hauptlager bei Bruchſal aufzuheben, und weiter herunter nach Heidelberg und Mannheim zu rükken. Hierauf hielt er einen großen Kriegsrath, welchem auch der Fürſt Leopold von Deſſau beiwohnte, und worin der Uebergang über den Rhein beſchloſſen wurde. Zu Ende Auguſts ging nun ein Theil der kaiſerlichen Armee nebſt allen Preußen unter dem Oberbefehl des Grafen Sekkendorf, der kürzlich zum Feldmarſchall erhoben worden war, bei Mainz und Weißenau über den Rhein; blieb aber einen ganzen Monat lang unthätig in einem Lager bei der Karthauſe vor Mainz ſtehen. Sekkendorf, der

ſeiner

seiner neuen Würde durch große Thaten Ehre machen wollte, schien aus dem Schlummer zu erwachen; er unternahm zu Anfange des Oktobers einen viel Gerede machenden Zug gegen die Mosel, und suchte den König von Preußen unter Aufzählung des großen Ruhms, der hier zu ernten wäre, zur Bewilligung, daß die Preußen mitziehen sollten, zu bewegen. Jedoch der Fürst von Dessau, welcher den Grafen tödtlich haßte, und den es verdroß, daß er unter dessen Befehlen stehen, und eine untergeordnete Rolle spielen sollte, brachte den König auf andre Gedanken; er stellte den Zug als gefährlich für das schöne Preußische Korps, und doch als nichts ausrichtend vor. Hierdurch brachte er es dahin, daß sich die Preußen von der Sekkendorfer Armee trennten, und an den Rhein zurükgingen. Leopold's Weißagung traf übrigens ein. Sekkendorf machte viel Lermen, that aber im Grunde so viel als nichts. Ein einziges Gefecht an der Mosel, wo die Franzosen einige hundert Mann einbüßten, war die ganze Frucht einer mit so viel Pomp angekündigten Expedition. Der den 3. Oktober 1735 zu Wien ohne Wissen der Bundesgenossen abgeschlossene Präliminar-Friede machte diesem unnöthig angefangnen, und unrühmlich geführten Kriege ein erwünschtes Ende.

Ehe noch der Friede zu Stande kam, wurde bereits mit Preußen wegen der Winterquartiere unterhandelt. Weil die Preußische Einquartierung damals das Schrekken von Deutschland war, so trug

der Kaiser darauf an, daß der König sein Hülfskorps in seine eignen Provinzen Minden, Halberstadt und Magdeburg verlegen, und dafür eine Geldsumme zur Entschädigung annehmen möchte. Friedrich Wilhelm war es zufrieden. Besondre Bevollmächtigte zu Heidelberg hatten die mehrsten Punkte des Vergleichs berichtigt. Preußen sollte 192,517 Thaler erhalten. Eine an sich nicht unbillige Foderung des Kaisers zerschlug jedoch die Vereinigung. Es sollte in den Vertrag die Bedingung eingerükt werden, daß der Betrag aller Gewaltthätigkeiten, welche die Preußen auf dem Durchmarsch durch andre Länder begehen würden, von der Summe der Entschädigung abgezogen werden sollte. Die Preußen widersezten sich der Einrükkung dieser Klausel mit einer Hartnäkkigkeit, die das ganze Geschäft rükgängig machte, und wodurch alle Unparteiischen in der Vermuthung bestärkt wurden, daß sie fernern Ausschweifungen Einhalt zu thun, keinen Willen hätten. Der geschlossene Friede machte die Preußische Hülfe auf's künftige unnöthig. Die Kaiserlichen nahmen nun einen festern Ton an; die Preußen marschirten in ihre alten Standquartiere zurük, und der König muste sich mit einer Abfindung von 100,000 Gulden begnügen, welche ihm nach einer neuern Verabredung für alle seine Foderungen an Quartiergeldern und sonstigen Unkosten vom Kaiser binnen 3 Wochen bezahlt wurden.

Friedrich Wilhelm war aber über die Art, wie der kaiserliche Hof bei diesem Reichskriege

und

und bei dem Frieden verfuhr, höchst erbittert. Man gab ihm als Bundsgenossen keine Nachricht von dem Vorhaben, sich mit Frankreich auszusöhnen, nahm seines Interesse, das heißt seiner Ansprüche auf die Jülichschen Länder, gar nicht gewahr, und vernachläßigte ihn so sehr, daß man ihm nicht einmal die Friedensartikel mittheilte. Diese Begegnung kränkte ihn so empfindlich, daß er in einer Unterredung mit seinem östreichisch gesinnten Günstling Grumbkow ausrief: „Dort — indem er auf seinen Kronprinz zeigte, — dort steht einer, der mich rächen wird.“ Worte, die nicht vergebens gesprochen worden, und nicht unerfüllt geblieben sind!

Friedrich Wilhelm ließ sich in keine weitern politischen Unternehmungen mit fremden Mächten ein. Er wies das Ansinnen des Kaisers, welcher bald nachher in einen Türkenkrieg verwikkelt wurde, und ihn um 20 Bataillone Soldaten als Hülfe und um einige Millionen Gulden als Anleihe ersuchen ließ, gerade zu von sich ab; nur verschiedne Officiere schikte er als Freiwillige 1737 nach Ungarn, um Erfahrungen im Kriegswesen einzusammeln. Zwar arbeitete er noch immer an Entwürfen, Oestreich und Frankreich zu bewegen, ihm die Jülichschen Länder ganz oder zum Theil zu überlassen; allein er sahe es endlich wohl ein, daß man ihn nur mit Höflichkeitsbezeugungen hinhielt; daher er sich damit tröstete, das Seinige zu Bewahrung der Rechte seines Hauses gethan zu

haben, und überließ die Sache günstigern Umständen und bessern Zeiten.

Mit desto rastloserm Eifer fuhr er fort, für die Erhaltung und Vermehrung des innern Flors seiner Staten nach seiner Ueberzeugung zu sorgen. Unter andern verwendete er große Summen auf's Bauen, und nöthigte seine Diener und Fabrikanten, und ganze Gemeinheiten, Bauten zu unternehmen, welche die großen Städte verschönerten, manchen Menschen aber auch arm machten. Potsdam, Berlin, Rathenow, und andre ansehnliche Städte sind Denkmale von der edlen Freigebigkeit, und von dem regen Thätigkeitstriebe des Königs, obwohl auch mit unter von seinen Launen. Besonders kann man ihn als den Stifter von Potsdam ansehen. Diese Stadt, der Ehre, wie Berlin eine königliche Residenz zu heißen, durch seine Größe und Schönheit vollkommen würdig, deren Gebäude jezt für 1 Million Thaler in der Feuerkasse versichert sind, war zu Ende des 14ten Jahrhunderts, als ein unbedeutender Ort an Wikard von Rochow für 400 Schok Groschen verpfändet, und wurde vom ersten Kurfürsten des Hohenzollerischen Hauses durch Rükzahlung dieser geringen Schuldsumme 1416 wieder eingelöset. Nur Fischer und ähnliche Leute wohnten hier. Noch im Jahre 1721 hatte dies Städtchen — einen andern Namen verdiente es damals nicht — ein elendes Ansehen. Zwischen Sümpfen und Morästen standen verschiedene schlecht gebaute hölzerne

Häuser

Häuser und Hütten. Die Liebe zu seinem Leibregimente gab seinem Vorhaben, etwas für Potsdam zu thun, den lezten Nachdruk. Die Berliner hatten sich geweigert, seine Riesen einzuquartieren; hierüber erbittert verlegte er sie nach Brandenburg; weil dies aber zu weit entfernt von seiner Residenz war, so beschloß er, sie in Potsdam als Besazzung zu halten. Darum ließ er eine große Umschaffung vornehmen. Die Sümpfe wurden ausgetroknet, ganze Straßen voll neuer Prachtwohnungen angelegt, viele Häuser auf königliche Kosten erbaut, an Soldaten und fleißige Bürger verschenkt, eine Mauer herum gezogen, viele Kirchen, das große Waisenhaus und andre öffentliche Gebäude aufgeführt. Von 1722 dauerte das Bauen seine übrige Regierung hindurch, und noch unter seinem Nachfolger fort. Im Jahre 1737 erklärte er Potsdam für eine Immediatstadt.

In Berlin ließ er an vielen Orten, vorzüglich aber seit 1735 in der Friedrichsstadt bauen, welche sein Vater angelegt, aber nur wenig vollendet hatte. Da er sich fest vorgenommen hatte, aus der Friedrichsstadt einen großen, schönen, mit Pallästen prangenden Ort zu machen; so erließ er den zwar gut gemeinten, aber doch in der Allgemeinheit mit zu großer Härte abgefaßten Befehl, daß alle in königlichen Aemtern stehende, alle für reich gehaltne Privatleute, und ganze Zünfte und Gewerke durchaus hier bauen sollten, wozu er den mehrsten viele Baumaterialien, manchen noch an-

sehnliche

sehnliche Geldsummen schenkte; wobei indessen viele andre ihr Vermögen zusezten, in Schuldenlasten geriethen, und in den neugebauten Steinmassen, die mehr ihren Gläubigern, als ihnen selbst gehörten, ein kümmerliches Leben führten. Des Königs General-Adjutant, der Oberste von Derschau, erhielt die Aufsicht über das Bauwesen. Er behandelte dies Geschäft zwar zum Wohlgefallen des Königs, aber nicht zum Nuzzen der Unterthanen; er machte sich vielmehr großer Bedrükkungen schuldig, und lud die Seufzer und Verwünschungen vieler Familien auf sich. Er fertigte ein Verzeichniß von solchen an, die bauen könnten; legte es dem Monarchen zur Genehmigung vor, und fand damit solchen Eingang, daß es wie ein Evangelium angenommen wurde, von dem nichts abgenommen, nichts zugethan werden dürfe. Wer auf dieser Liste stand, muste bauen, er mochte es nöthig haben, oder nicht, Vermögen besizzen oder ein Bettler sein, sich in bessere oder schlechtere Umstände versezzen. Ein armer königlicher Bedienter, der nichts besaß, als 200 Thaler Besoldung, der die Unmöglichkeit, bauen zu können, durch obrigkeitliche genau bescheinigte Atteste bewies, wurde dennoch zum Bauen, das heist, zur Ergreifung des Bettelstabes gezwungen; denn der Günstling Derschau, der ihm zuwider war, hatte dem Könige ohne alle Beweise gesagt, daß er wohlhabend sei. Dem Obersten von Derschau wurde mehr geglaubt, als den amtlichen Berichten eines Landeskollegiums, welches sich des armen

Menschen

Menschen annahm. Der König ertheilte auf alle Vorstellungen die einzige Antwort: Der Kerl hat Geld, soll bauen. Aehnliche Schiksale wiederfuhren einer Menge andrer. Manche indessen, welche den alles geltenden Liebling durch das, was die Augen so leicht blendet, durch Gold zu gewinnen wüsten, erhielten durch seine Vermittelung Dispensation. Ganz Berlin ertönte von Klagen. So mancher Bürger, der sich in einer bequem gelegenen Wohnung gut nährte, muste seine Verbindungen, seine Erwerbsquellen, seine Kundschaft verlassen, und sich an einem andern, ihm fremden Orte anbauen, wo er die vorige, durch jahrelangen Fleiß erhaltne Gelegenheit, sein Brodt zu gewinnen, nicht vorfand, und von Bauschulden gedrükt, in Mangel versank. Ein neuer Beweis, daß auch gute Absichten ihres Ziels verfehlen, sobald man zu ihrer Erreichung gewaltthätige Mittel anwendet. Manchen wurde freilich hiedurch eine Wohlthat erwiesen. Der Graf von der Schulenburg, und von Truchseß, der Herr von Schwerin und von Marschall, nebst einigen andern erhielten jeder für 40,000 Thlr. Baumaterialien, die sie in den Stand sezten, Palläste aufzuführen, welche der Friedrichsstadt zur Zierde gereichten.

Eben so durchgreifend verfuhr Friedrich Wilhelm in Angelegenheiten, die den Geist, die Religion und die Wissenschaften betrafen. Alles, was ihm nach seiner Absicht uneben und hökerig zu

sein

sein schien, wollte er durch Gewaltstreiche glätten und gerade machen; wodurch er sich nicht viel Dank bei seinen Zeitgenossen, und nicht viel Lorbeern bei der Nachwelt sammelte. Da er gern eine nähere Vereinigung zwischen den Lutherischen und Reformirten bewirken wollte, so glaubte er die Ceremonien der ersten, denen der andern gleichförmiger machen zu müssen. Er erließ daher im Jahre 1736 einen strengen Befehl aus seinem Kabinette, daß in den Lutherischen Kirchen der Gebrauch der Lichter bei'm Abendmale, das Absingen vor dem Altare, das Tragen der weißen Chorrökke, Meßgewänder und ähnliche Dinge, die aus dem Pabstthume herrührten, abgeschaft werden sollten. In der Kurmark fügten sich die mehrsten Gemeinen diesem Befehle ohne Widerrede. Aber in allen übrigen Provinzen entstunden heftige Bewegungen; Prediger und Laien übergaben eine Menge Gegenvorstellungen, und betrachteten dies als eine Gewissenssache. Aber der König blieb unerschütterlich. Er erneuerte 1737 seine Verordnung, und verlangte eine schriftliche Nachricht von jedem Geistlichen, ob er die königliche Willensmeinung befolgt habe oder nicht. Sollten einige die Sache für bedenklich halten, so würde man ihnen zur Beruhigung ihres Gewissens den Abschied ertheilen. Dies wurde auch an 3 Predigern vollzogen, welche den übrigen zum Schrekken ihr Amt verlohren. So lange der König lebte, wurde mit Nachdruk über diesem Gebote gehalten. Doch wenig Wochen nach seinem Tode hob sein Nachfolger den Befehl auf,

auf, und ließ jedem Prediger und jeder Gemeine volle Freiheit, welche Ceremonien sie beobachten oder verwerfen wollten.

Duldsam gegen alle Religionsparteien, litt er doch keine kirchliche Gesellschaft, welche dem Soldatenstande abgeneigt war, mochte sie übrigens noch so reine moralische Grundsäzze lehren, und ausüben. Solche hießen schlechte Christen. Dies begegnete den Mennoniten, fleißigen Arbeitern, ruhigen Bürgern, ehrlichen Menschen, wahrhaft christlich gesinnten Kolonisten in Preußen. Nur den einzigen Fehler hatten sie, welcher in Friedrich Wilhelms Augen ein unverzeihliches Verbrechen war, sie wollten als Bekenner eines Evangeliums, welches allgemeine Liebe und sanften Frieden predigt, durchaus keine Soldatendienste thun. Im Jahre 1732 erging der Befehl an sie, binnen 3 Monaten das Preußische Land zu räumen; und die Domänenkammern wurden angewiesen, sich nach andern guten Christen umzusehen, welche den Kriegsstand nicht verabscheuten.

Aus eben dieser Quelle floß auch des Königs Zorn gegen den berühmten Philosophen Wolf; ein Zorn, der ihn bis zur Verjagung desselben entflammte. Christian Wolf, eines Gerbers Sohn aus Breslau, und 1745 vom Kurfürsten von Baiern während der kaiserlichen Vikariats-Regierung in den Freiherrnstand erhoben, zeichnete sich durch die großen Anlagen seines Geistes, durch

die

die mannigfaltigsten Kenntnisse, und durch den wohlthätigen Einfluß, den er in die Verbesserung der Deutschen Philosophie gehabt hat, so rühmlich aus, daß ihn kein Neid, und keine Undankbarkeit aus der Reihe der geachtetsten Weltweisen wird verdrängen können. Schon unter der ganzen Regierung Friedrich Wilhelm's hatte er als Professor zu Halle mit großem Beifalle die philosophischen und mathematischen Wissenschaften gelehrt, und Schriften herausgegeben, die sich durch die Gründlichkeit der Sachen, und durch die Deutlichkeit des Vortrages in einem solchen Grade über alle bis dahin herausgegebene erhoben, daß jeder, der sie nicht fassen konnte, einsehen muste, er sei für diese Kenntnisse nicht gemacht. Der große Ruf seiner Gelehrsamkeit, und der seltnen Gabe, die schwersten Begriffe deutlich zu entwikkeln, zog ihm bald öffentliche Neider und heimliche Feinde zu. Unter diesen that sich D. Lange, mehr durch seine lateinische unphilosophische Grammatik, als durch wahre theologische Gelehrsamkeit bekannt, vor allen andern hervor. Er zog seine Kollegen, die Gottesgelehrten, auf seine Seite, und vereint mit ihnen arbeitete er an Wolfens Sturze. Auf dem geraden Wege war dies Vorhaben unausführbar. Denn in ofner Fehde muste er gewiß immer den Kürzern ziehen, weil sich seine seichte oberflächliche Kenntniß zur Tiefe des Wolfischen Wissens eben so verhielt, wie ein unbedeutender Regenbach zu dem schiffetragenden Strome. Darum erwählte er das Mittel, auf welches von jeher alle

Ver-

folger der Weisen, alle Kezzermacher und Freunde der Finsterniß verfallen sind, er suchte durch muthwillige Verdrehungen, durch boshafte Ausstreuungen, durch gehäßige Folgerungen den großen Volkshaufen, das heist, die undenkende Menge gegen Wolf einzunehmen, und sein Sistem in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Weil Wolf einige unhaltbare Beweise vom Dasein Gottes verwarf, so schalt man ihn gerade zu einen Atheisten und Gotteslängner, und ließ sich durch die Betrachtung, daß er bessere Beweise aufstellte, und mit aller Stärke vortrug, vom Schmähen nicht zurükführen. Da er 1718 eine kleine Schrift über die Vermehrung des Getreides bekannt machte, und darin erzählte, daß er durch mancherlei Versuche es so weit gebracht habe, aus einem Korne 6000 Körner zu erzeugen, so schrie man ihn für einen Plusmacher, für einen Hofschmeichler aus, der das Volk mit neuen Abgaben zu Boden gedrükt zu sehen wünschte; denn es wäre ja ganz natürlich, daß man ungeheure Auflagen auf den Akkerbau werfen würde, sobald man in der Meinung stünde, daß die Fruchtbarkeit der Erde 1000 fältig sei. Besonders gebrauchte D. Lange die Gunst, in welcher er bei dem Könige stand, dazu, um Wolfen vom Lehrstuhle zu verdrängen. Der König, welcher sich um keine sonstigen Gelehrten bekümmerte, unterhielt doch mit vielen Theologen, und auch mit Lange einen Briefwechsel über religiöse Dinge. Lange benuzte diese Gelegenheit, dem Könige unaufhörlich von Wolfens Gotteslängnung vorzu-

schwaz-

schwazzen. Dies wirkte zwar etwas, aber noch nicht genug. Endlich zog er des Königs Leidenschaft für das Soldatenwesen mit in's Spiel, und dies gelang nach seinen Wünschen. Wolf hatte die philosophischen Ideen des Weltweisen Leibniz gehörig geordnet, und in ein zusammenhängendes Ganze gebracht. Einer von denen Sätzen, welcher in der That zu den schwachen Seiten dieses Sistems zu gehören scheint, darum aber keine gefährliche oder gottlose Meinung enthält, ist derjenige von der vorher bestimmten Harmonie Leibes und der Sele, harmonia praestabilita. Nach Leibnizens und Wolfens Meinung handelt die Sele für sich allein, als wenn kein Körper wäre; und der Leib geht seinen Gang ebenfalls für sich allein fort, als wenn es keine Sele gäbe. Die Vorstellungen der Sele, und die Bewegungen des Körpers sind aber längst von Gott so geordnet, daß sie in ihren Handlungen zusammentreffen oder übereinstimmen; gerade so, als wenn 2 Menschen, die von einander nichts wüsten, durch die leitende Hand eines Dritten geführt, von ganz verschiedenen Wegen her, endlich an einem gemeinschaftlichen Orte zusammen träfen. Lange schrieb nun an den König, aus dieser Wolfischen Lehre folge, daß ein Potsdammer Leibgrenadier keine Strafe verdiente, wenn er davon liefe, und seinen Soldateneid bräche, weil seine Füße von Ewigkeit her so bestimmt wären, daß sie sich jezt zum Desertiren nothwendig bewegen müsten. Zwei unwissende Generale, die im voraus

gewonnen waren, der General der Reuterei von Natzmer, und der Generalmajor von Löben bekräftigten die Beschuldigung gegen Wolf. Der König, welcher von allen gelehrten Kenntnissen entblößt, nicht im Staude war, die Wahrheit oder Falschheit der Anklage zu prüfen, sie freilich aber von unparteiischen und sachkundigen Männern hätte können prüfen lassen, hatte nur die Gefahr vor Augen, die seinem Riesenregimente drohte; augenbliklich sandte er einen Befehl — es war im December 1723 — nach Halle, daß Wolf bei Strafe des Galgens binnen 24 Stunden die Stadt, und binnen 3 Tagen das ganze Preußische Land verlassen sollte. Wolf begab sich mit seiner schwangern Gattin ungesäumt nach Merseburg, von wo aus er sogleich 2 Rufe, einen nach Leipzig, und den andern nach Marburg bekam. Den lezten nahm er an, und lieferte an seinem Schiksale ein Beispiel, daß große Verdienste gedrükt, aber nie unterdrükt werden können, und überall Verehrer und Beschüzzer finden. Lange's und seiner Kollegen unchristliche Freude war übermäßig; und sie gingen in ihrer Einfalt so weit, daß sie Wolf's Verjagung als eine Erhörung ihres Gebets vorstellten, wodurch sie Gott in der That lästerten, welches sie ihrem Gegner nur aus Erdichtung Schuld gaben. Ungegründet ist indessen eine Anekdote von dem Professor und Direktor des Waisenhauses Franke, welche mündlich und schriftlich weit verbreitet worden ist, und auch in Königs geschäztem Werke: Versuch einer historischen

Schil-

Schilderung ꝛc. der Residenzstadt Berlin, 4ten Theils 2ten Bande S. 120 steht. Man erzählt nämlich, Franke habe am 2. Adventssonntage das Wehe, welches im Evangelio über die Schwangern und Säugenden zur Winterszeit ausgerufen wird, auf Wolf's schwangere Gattin auf der Kanzel angewendet, da sie im rauhen, unfreundlichen December mit ihrem Manne von Halle fliehen muste. Franke gehörte mit zu Wolf's Widersachern, dies ist wahr; aber daß seine Abneigung gegen ihn bis zur Anwünschung des Wehe in öffentlicher Predigt gegangen sei, ist theils schon wider seinen übrigen rechtschafnen Karakter, theils blos aus gehäßiger Sage entstanden, und durch nichts erwiesen *).

D. Lange hatte indessen den Verdruß, daß wichtige und bedeutende Männer wider ihn auftraten, und eben sowohl die Schwäche seines Verstandes, als die Schändlichkeit seines Betragens aufdekten.

*) Der noch lebende Professor der Philosophie Eberhard zu Halle, ein Anhänger der Leibniz-Wolfischen Philosophie, ein großer Kenner und Forscher der philosophischen Geschichte, und hierin gewiß ein unparteiischer Beurtheiler, widersprach einst in Beisein des Verfassers gegenwärtiger Schrift im öffentlichen Hörsale zu Halle der über Franken verbreiteten Anekdote, mit dem Zusazze, daß die Handschrift von Franke's Predigt noch vorhanden sei, und keine solchen Verwünschungen gegen Wolf oder seine Gattin enthalte.

dekten. Er hielt sich hiergegen durch die Gunst schadlos, womit ihn der König ganz unverdient beehrte, und bestürmte den Monarchen durch einen Schwarm von Briefen, um ihn in beständiger Erbitterung gegen alles, was Wolfisch war, zu erhalten. Eine lange Zeit hindurch erreichte er seinen Zwek. Eine Folge davon war, daß im Jahre 1727 der Druk und Verkauf aller Wolfischen Schriften, selbst derer, welche Sitten- und Tugendlehren enthielten, in den Preußischen Landen verboten, und den Uebertretern lebenslängliche Karrenstrafe angedroht wurde. Statt dessen befahl der König allen Kirchen, Lange's dikleibiges, aber nuzloses Buch: Licht und Recht genannt, ein 2 Folianten starkes Bibelwerk anzuschaffen. So wie indessen Wahn und Thorheit ihre Herrschaft über Vernunft und Weisheit nicht auf immer behaupten können, so verlohren Lange's rachsüchtige und verläumderische Insinuationen allmählig ihre Wirksamkeit bei Friedrich Wilhelm. Männer von anerkannter Rechtschaffenheit, und von Gewicht am Hofe, besonders der Sächsische Minister Graf von Manteufel, der Preußische Minister von Cocceji, und der Berlinische Probst Reinbeck ergriffen die Parrei des verfolgten Wolfs, legten dem Könige einige Stükke aus seinen Schriften vor, zeigten ihm den Ungrund aller von Lange'n vorgebrachten Beschuldigungen, und besänftigten ihn endlich so weit, daß er im Jahre 1736 die Niedersezzung einer eignen Kommission erlaubte, welche die Wolfische Streitsache unter-

untersuchen sollte. Der Herr von Cocceji, der Hofprediger Jablonsky, der Probst Reinbeck, und der Prediger Roloff waren die vornehmsten Mitglieder derselben; sie ließen dem D. Lange die Anklagepunkte schriftlich abfodern, und stellten das Urtheil aus, daß sie alle auf Misverstand, Verdrehung und Groll beruhten, und Wolf unschuldig verjagt worden sei. Wurde der König hierdurch auch nicht völlig überzeugt, so bewirkte es doch so viel, daß er dem haßschnaubenden Lange Stillschweigen gebot. Nun würden Wolfs Freunde desto muthiger, und zogen gegen Lange rüstig zu Felde. Dieser, welcher mit den Waffen des Geistes nicht zu siegen vermochte, wandte sich 1736 und 1737 ohne Unterlaß an den König, damit er ihn mit dem weltlichen Arme beschüzzen, und selbst die fremden Fürsten bewegen möchte, die Wolfianer im Auslande zu bestrafen. Aber der König, der bei aller Empfindlichkeit des Gemüths, doch ein ehrliches, redliches Herz besaß, bezeigte sein Mißfallen über Lange's Rachgeschrei, und gab ihm die ächtchristliche Weisung: er solle sich ruhig verhalten, stille sein, und gegen seinen Nächsten keine Rachbegierde äußern. Der Graf von Manteufel, welcher 1736 zu Berlin eine eigne gelehrte Gesellschaft von Wolfianern unter dem Namen: Societas Alethophilorum, Verbindung der Wahrheitsfreunde stiftete; und die übrigen, bereits oben angeführten Anhänger Wolf's brachten den König zulezt in eine so günstige Stimmung für diesen

Phi-

Philosophen, daß er ihn zurükrufen wollte, und wirklich auch einige ernstliche Schritte hiezu that. Es ist leicht zu erachten, welchen Schrek Lange bei diesem Beginnen empfand. In der Verzweiflung seines Herzens reisete er 1738 selbst nach Berlin, um durch seinen heiligen Galimatias den König auf andre Gedanken zu bringen. Er wurde auf eine ausgezeichnete Art empfangen, hatte den Vorzug, nicht allein an der königlichen Tafel zu speisen, sondern sogar zwischen dem Könige und dem Kronprinzen, dem großen Friedrich, zu sizzen. Friedrich fand das äußerste Misbehagen an dieser Gesellschaft, und Lange's feindseliges, rachsüchtiges Verfahren gegen Wolf flößte ihm den höchsten Abscheu ein; man thut Langen nicht zu viel, wenn man ihn beschuldigt, daß er viel zu Friedrich's Widerwillen gegen Theologie und Theologen beigetragen habe. Bei aller Ehre, die Lange vor jezt genoß, war seine Reise doch vergebens. Denn Friedrich Wilhelm fuhr fort, an Wolfen Anträge zur Zurükkunft ergehen zu lassen. Wolf traute aber den Versprechungen nicht, wollte auch gegen das Hessische Haus, das ihm Aufnahme und Schuz verliehen hatte, nicht undankbar sein. Der König, der durch weise Leute nichts ausrichten konnte, foderte endlich einen Hofnarren, den bekannten Morgenstern auf, Wolfen zur Wiederkunft zu bereden. Ueber allen diesen Verhandlungen starb Friedrich Wilhelm dahin, und erst seinem Nachfolger glükte es, das

den Wissenschaften in Wolfen zugefügte Unrecht wieder gut zu machen.

Friedrich Wilhelm achtete einige Gelehrten, als die großen Rechtslehrer Böhmer und Heineccius zu Halle, den Arzt Hoffmann ebendaselbst, und den jungen Baratier, der schon im 14ten Jahre als Professor auftrat, und als ein Wunder von Gelehrsamkeit angestaunt wurde. Aber seine Zuneigung zu diesen und einigen andern Kennern der Wissenschaften gründete sich nicht auf die Einsicht von ihrem wahren Werthe, sondern bloß auf die Vortheile, die er oder das Land von ihnen hatte. Was war natürlicher, als daß er einen Hoffmann schäzte, der ihn einige Mal von tödlichen Krankheiten gerettet hatte? Und seine Gunst gegen einige Juristen läßt sich leicht aus dem Umstande erklären, daß der Ruhm ihres Namens viele Ausländer nach Halle zog, und der Nahrung der Bürger, so wie den Finanzen des Königs sehr nüzlich wurde. Sonst stellte er Gelehrte und Soldaten ziemlich in eine Klasse. Die Holländer hätten gern den berühmten Heineccius auf ihrer damals noch sehr blühenden Universität Leyden als Professor angestellt. Sie baten daher den König durch ihren Gesandten, den Baron Ginkel, einen von ihm geliebten Mann, um die Ueberlassung desselben. Aber Friedrich Wilhelm ertheilte die Antwort: da sie ihn keine Flügelleute auf ihrem Gebiete werben

las-

lassen wollten, so hätte er auch keine Professoren für sie. Er war nur den Theologen von Herzen zugethan, und auch dies bloß wegen des Vortheils, den sie seiner Sele in einer andern Welt verschaffen sollten. Er las gern theologische, versteht sich, deutsch geschriebene Bücher; ließ sich andre, welche Spizfindigkeiten und Streitigkeiten betrafen, entweder ganz oder im Auszuge bei einer Pfeife Tobak in dem bekannten Rauchkollegio vorlesen, nahm alle zugeschikten Predigten mit Wohlgefallen an, und wurde über die Menge solcher Reden, und über die Zudringlichkeit der Uebersender niemals unwillig. Von seiner Korrespondenz mit mehrern Theologen ist schon oben Erwähnung geschehen. Es war ihm angenehm, wenn sie sich in der Unterschrift fleißige Fürbitter nannten. Wer sich auch sonst bei ihm recht beliebt machen wollte, muste ihm etwas Geistliches zuschikken, wenn er gleich kein Theologe war. Der junge Baratier sandte ihm 1735 einen Aufsaz, welcher Vorschläge, die Juden zu bekehren, enthielt; und einen andern, welcher einige Einwendungen der Ungläubigen gegen die Gottheit Christi widerlegte. Dies erwekte ihm die höchste Gunst des Königs, und verschafte ihm mancherlei königliche Unterstüzzung. Nur sahe der Monarch es höchst ungern, daß er Philosophie, und gar die Astronomie studirte. Der Vater des jungen Baratier beruhigte ihn durch die Nachricht, daß er, der Vater, ihn durch seine Vorstellungen so ziemlich von der Sternkunde abgebracht habe; in Absicht

der Philosophie aber bäte er den König, mit seiner Jugend einige Geduld zu haben, und ihm diese seinem Alter so angemeßne Spielerei noch eine Zeitlang zu erlauben, die übrigens seinen ernsthaften Studien nicht schaden würde. Auch der D. Hoffmann benuzte die Neigung des Königs zu geistlichen Sachen. Er sezte in den Weinachtsferien 1737 ein theologisches Scriptum, wie er es nannte, auf, worin er die Hauptartikel des christlichen Glaubens nach der Lehrart, wie er bisher die Medicin behandelt hatte, zusammentrug. Er schikte diese Schrift an den König mit der Bemerkung, daß er glaube, Erbauungsbücher, die ein Politicus schriebe, würden eher gelesen, als solche, die von Theologen herrührten. Friedrich Wilhelm dankte ihm freundlich und schrieb eigenhändig: ich habe es gelesen, ist ein sehr schön Buch.

Bei allem diesem Eifer, welchen der König für die Religion zeigte, sahe es um die wahre Religiosität, das heist, um wirkliche christliche Gesinnungen, und rechtschafne Handlungen nicht so gut aus, als manche in unsern Tagen, die die alten Zeiten in dieser Rükficht ungebürlich loben, sich einbilden. Es ist dies kein Wunder; das, was damals Religion hieß, war mehr ein Gewebe von heilig klingenden Worten, als Erkenntniß fruchtbarer Wahrheiten. Das beweiset des Königs eignes Exempel. Er hatte viel vom thätigen Christenthume, als der Hauptsache aller Religion gehört. So richtig

dies

dies nun ist, so verstund er hievon doch so wenig, daß er nicht einmal das Wort richtig gefaßt hatte; er hatte stätig verstanden; daher sprach er immer vom stätigen Christenthume, und dies mit dem hizzigsten Eifer. Wer nicht das stätige Christenthum annähme, von dem sei nichts zu halten. War dies für ihn wohl weiter etwas, als ein bloßer Schall? Einem Kandidaten, der vor ihm gepredigt hatte, sagte er, daß sein Vortrag ganz gut gewesen sei, nur müsse er das stätige Christenthum besser betreiben. Der einsichtsvolle Theologe merkte bald das Misverständniß, und suchte es auf eine feine Art zu verbessern; aber der König blieb bei seinem stätigen Christenthume.

Von dem großen Sittenverderbnisse zeugten die vielen groben Verbrechen, die von Jahr zu Jahr begangen wurden, die beständigen Exekutionen, welche in Berlin und andern bedeutenden Städten vorfielen, und die schrecklichen Strafen, welche die Laster nur offenbarten, und nicht verhinderten, ja am Ende das Gefühl abstumpften, Gleichgültigkeit hervorbrachten, und den Neugierigen zum Schauspiele; keinesweges aber zur Warnung dienten. Ehebruch, Diebstahl, Kindermord, Brudermord, Bigamie, Sodomiterie waren häufig begangne Missethaten. Der Inspektor Rolof bat den König 1739 um 100 Thaler Zulage für den Prediger am großen Friedrichs-Hospital, damit er die Gefangenen im Kalandshofe zu Berlin, woselbst unausgesezt Delinquenten, die hingerich-

tet

tet würden, säßen, besuchen möchte. Es wurde bewilligt. Im Jahre 1717 that man dem Könige den Vorschlag, alle Männer, die 2 Weiber hätten, zum Tode zu verdammen. Er antwortete aber: da würden viele Leute sterben müssen; man soll davon im Geheimenrathe referiren. Ein Verbrecher dieser Art wurde im folgenden Jahre zu 20 jähriger Festungsstrafe verurtheilt. Huren und Ehebrecher bestrafte man mit Gelde an den Fiskus, und sodann mit öffentlicher Kirchenbuße, die darin bestand, daß sie 3 Sonntage hintereinander auf dem Altare während der Predigt knien musten. Gegen das weibliche Geschlecht bewies der König mehr Strenge, als gegen das männliche. Waren die Männer schön gewachsen, und nahmen Soldatendienste, so wurden sie ohne Umstände begnadigt. Die Härte gegen gefallne, oft nur durch Ränke schändlicher Jünglinge oder Männer verführte Mädchen erzeugte den Kindermord, der bei allem Entsezzen der dagegen verhängten Strafe gegen das Ende der Regierung dieses Königs immer noch zunahm. Die Verbrecherinnen wurden gesakt, das heist, in einen Sak, den sie selber nähen musten, gestekt und in's Wasser geworfen. Die Strafe schrekte andre doch nicht; der König klagte einst selbst in einem öffentlichen Edikt, daß dies Verbrechen häufig und allgemein wäre, zum offenbaren Merkmale, daß man ganz andre Mittel, als furchtbare Strafen anwenden muß, um Laster zu unterdrükken. Das Schrekken der rächenden Strafgewalt des Königs fiel

am allerstärksten über die Diebe, vornämlich über die Hausdiebe. Der Schloßkastellan Runk, und der Hofschlösser Stief hatten 1718 die königliche Schatulle bestolen, die Meubelnkammer beraubt, und seltne goldne Denkmünzen aus dem Medaillenkabinet entwandt, von welchen allen man den Werth auf 100000 Thlr. berechnete. Durch deutliche Anzeichen kam man ihnen auf die Spur, durch Marterinstrumente erpreßte man ihr eignes Bekenntniß, und durch einen grausamen Tod ahndete man ihren Frevel. Sie wurden halbnakt auf Karren gebunden, 3 Stunden hindurch durch Berlin's Straßen geschlept, an jeder Ekke mit glühenden Zangen gezwikt, und dann lebendig gerädert. Ihre Frauen, gezwungne Augenzeugen dieser Bestrafung zu sein, kamen hernach auf Lebenslang in's Zuchthaus. Ihr auch, ohne den Diebstahl, rechtmäßig erworbenes großes Vermögen wurde eingezogen; die Kinder jedoch, welche 3000 Thaler zurük erhielten, ins Hallische Waisenhaus gebracht, und den Familiennamen zu ändern befehligt. Das Zangenzwikken, Schleifen auf einer Kuhhaut, Staubbesen geben, wurde überhaupt nicht gespart, und nicht bloß an geringen, sondern auch an angesehenen Personen vollzogen. Dies begegnete unter andern dem Kriegsrathe Wilke zu Züllichau, einem Günstlinge des königlichen Günstlings Grumbkow. Wilke brüstete sich in dem Züllichauer, Kroßner und Kotbusser Kreise, denen er vorstand, wie eine Majestät, drükte und plagte die Unterthanen auf eine unerhörte Art, und wurde

bei allen Beschwerden, die wider ihn einliefen, vom Minister Grumbkow geschüzt, dem er sich durch Lieferung großer Rekruten aus Polen unentbehrlich gemacht hatte. Wilke wurde von seinen Untergebenen mehr gefürchtet, als der König selbst. Endlich schlug die Stunde der Rache; er fiel schrecklich, und riß viele Helfershelfer mit in seinen Sturz. Doch nicht seine Gewaltthaten, die empörend waren, sondern entdekte Betrügereien bei dem Rekrutiren fremder Riesen zogen ihm die gedachte Strafe zu. Der König betrachtete auch ihn als einen Dieb. Da die Klagen über Hausdiebe, und nächtliche Einbrecher immer größer wurden, so erschien 1735 ein Edikt voll Schrekken, nach welchem jeder Hausgenosse, der nur einen verschlossenen Kasten oder Schrank aufgemacht, und bestolen hatte, binnen 8 Tagen gerichtet, und vor dem Hause des Bestolnen aufgehängt werden sollte; eine Strafe, die nicht bloß angedrohet, sondern in der That öfters vollzogen wurde. Andern Dieben, die einsteigen, oder sich heimlich in Häusern verschließen lassen würden, wurde ebenfalls der Galgen angekündiget, besonders, wenn sie Waffen bei sich führten. Diese Verordnung ließ der König bei'm Trommelschlage auf allen Straßen verlesen, und den Hausvätern befehlen, sie allen neuangenommenen Dienstboten mündlich zu wiederholen. Das Uebel wurde hierdurch gerächt, doch nicht gesteuert.

Die Jahrbücher dieser Zeiten erwähnen noch andrer Unthaten. Im Jahre 1722 ermordete der

Major

Major von Neuendorf seinen eignen Bruder im Duell, welches ein Streit über Erbschaftssachen veranlaßt hatte. Friedrich Wilhelm, der nie von dem Grundsaz abging, Vergießung des Blutes durch Blutrache zu vergelten, ließ ihn, dringender Fürbitten ungeachtet, hinrichten. Im Jahre 1735 wurde ein Berliner Kaufmann mit Frau und Kind von seinem eignen Schwager, und seiner Schwägerin, die in seinem Hause wohnten, umgebracht. Die Missethäter wurden mit glühenden Zangen gezwikt und gerädert. Da sich mehrere Menschen aus Verzweiflung oder Schwermuth selbst das Leben nahmen, so verordnete der König, daß alle Selbstmörder ohne Unterschied, möchte nun böser Vorsaz, oder bloßer Trübsinn die Ursach ihrer That gewesen sein, vom Schinder herausgeschleift und begraben werden sollten. Der Fall kam oft vor; nicht selten fanden milderude Umstände Statt; manche Unglüklichen verdienten Mitleiden, nicht Abscheu; ihre Familien baten um Nachsicht; alles vergebens; Friedrich Wilhelm blieb unbeweglich bei dem, was sein Ausspruch einmal für Recht erklärt hatte.

Alle diese Strafen brachten den Erfolg, den der König erwartete, nicht hervor. Der rohere Theil unter dem hohen und geringen Volke besserte sich darum nicht, sondern fand in dem beständigen Rädern, Köpfen, Hängen, Sakken, Staubbesen geben, eine Art von Unterhaltung, die durch geschmak-

schmaklose Bücher, in Ermangelung besserer, im Andenken erhalten wurden. Die Strafen auf geringere Vergehungen, auf Fehler, die mehr den Namen der Schwachheit, als der Vergehung verdienten, waren noch zahlreicher und häufiger; sie bestunden im Reiten auf hölzernen Eseln mit spizzigen Rükken, im Stehen auf scharfen Pfählen, im Tragen der Fideln, einer Art Geigen mit grossen Löchern, wodurch die Hände gestekt, und dann verschlossen wurden, im Aufhukken einer bodenlosen Tonne, Spanischer Mantel genannt, und in Versendungen in die Zuchthäuser und Festungen, die fast immer vollgestopft waren. Der König frug oft auf den Straßen die Personen, welche ihm begegneten, über ihr Gewerbe und Geschäfte aus, forschte nach den Ursachen, warum sie hier herumgingen und nicht arbeiteten; konnte ihm jemand eine befriedigende, oder wahrscheinliche Auskunft gebey, so lobte er ihn, und entließ ihn unter mancherlei Ermahnungen; glaubte er den Befragten aber auf unrechten Wegen zu ertappen, so wurde er auf der Stelle bestraft. Zuweilen examinirte er die Schulkinder, wenn sie etwa grade aus der Schule kamen, die ihm aber gern, so wie viele andre Menschen, wenn sie ihn von weitem erblikten, auszuweichen suchen. Daß listige Leute durch verstekte Aemsigkeit, und durch Reden, wie sie der König gern hörte, seine Gunst zu erlangen, und manche Wohlthat zu erschleichen wusten; mancher furchtsame und schüchterne Mensch hingegen leicht

in

in bösen Verdacht kam, und sich Unannehmlichkeiten zuzog, kann man ohne Mühe von selbst erachten.

Bei dieser Gelegenheit möchte es nicht unschiklich sein, noch zweier Männer zu erwähnen, die das Vertrauen des Königs auf die unwürdigste Art mißbrauchten. Der eine war Klement, der kühnste und verwegenste Betrüger, den es je gab; der andre Eckart, ein Projektmacher, über welche die Kammern und die Unterthanen seufzeten.

Klement, ein geborner Ungar, welcher seltne Geistesgaben, und die noch seltnere Kunst, sich überall Vertrauen zu erwerben, besaß, bekleidete Anfangs die Stelle eines Sekretärs bei dem Ungarischen Fürsten Franz Ragoczki *), irrte mit ihm weit in Frankreich und in der Türkei herum, um Hülfe zu suchen, verließ ihn aber im Unglükke, nachdem er sich vorher seiner Papiere bemächtigt hatte. Er überbrachte sie dem kaiserlichen Feldherrn, Prinzen Eugen, von welchem er eine große

*) Ragoczki, der Stiefsohn des Ungarischen Grafen Tököli, eines Mannes, der schon unter Leopold I. einen Aufstand gegen Oestreich erregt hatte, stellte sich 1703 an die Spizze der misvergnügten, hart gedrükten und verfolgten Ungern, brachte fast ganz Ungarn in seine Gewalt, und machte mit einem Heere von 50000 Mann die Oberherrschaft dem Kaiser lange streitig, bis er endlich doch unterlag.

große Belohnung seiner Verrätherei erwartete. Er bekam zuerst etwas; weil aber die Briefschaften nur unbedeutende Dinge enthielten, so achtete man seiner weiter nicht. Dies wohlverdiente Verfahren erbitterte den Klement, und bewog ihn zu rachsüchtigen Planen. Er begab sich von Wien nach Dresden, wo er sich bei dem ersten Minister und Feldmarschall Grafen Flemming einschmeichelte, und mancherlei Unterstüzzung, doch keine der Größe seiner Wünsche angemessen fand. Nun wendete er sich an den König Friedrich Wilhelm, welchem er im Jahre 1719 versprach, Dinge von der höchsten Wichtigkeit, Dinge, die die Sicherheit seiner Krone, vielleicht seines Lebens beträfen, zu entdekken; wobei er sich jedoch ausbedung, im tiefsten Geheimniß mit ihm allein zu sprechen. Es gehört nicht hieher, alle die sinnreichen Ränke anzuführen, deren sich Klement bediente, um Zutrauen zu seinen Verheißungen zu erwekken. Genug er erreichte seinen Zwek, der König bewilligte ihm ein geheimes Gehör, und Klement offenbarte folgendes Märchen auf die ernsthafteste Art von der Welt: „der Kaiser und der König von Polen hätten die Absicht, ihn, den König von Preußen, bei Gelegenheit einer Jagd zu entführen, und in ein entlegenes Schloß als Gefangnen zu bringen; den 7 jährigen Kronprinzen zum Könige auszurufen, in der katholischen Religion zu erziehen, und bis zur Volljährigkeit von Wien aus die Vormundschaft zu verwalten. Die vornehmsten Preußischen Minister und Generale wüsten um diese Neuerung,

wären

wären damit wohl zufrieden, und wollten hülfreiche Hände leisten; es fehle bloß noch an dem Beitritte der Seemächte, welche zu gewinnen er, Klement, den Auftrag habe, dessen er sich zwar zum Schein, doch nicht zum Schaden des Königs entledigen, und daher nach Haag reisen wolle." Klement hatte ganz das Talent, eine unglaubliche Sache wahrscheinlich zu machen, in seiner Gewalt. Der feste Ton seiner Stimme, die überredende Kraft, welche von seinen Lippen floß, die tiefe Kenntniß von dem Innern vieler Höfe, der Zusammenhang, in welchen er seine Fabeln mit wirklichen Zeitbegebenheiten zu bringen wuste; — dies alles überzeugte den König von der Wahrheit der Angabe. Um allen noch aufsteigenden Zweifeln zu begegnen, zeigte Klement mehrere Briefe vor, welche von dem Prinzen Eugen, vom Grafen Flemming, und andern angesehenen Statsleuten an den Höfen zu Wien und Dresden geschrieben sein sollten. Der König kannte die Handschrift aller dieser Personen, und er fand keine Ursache, die Briefe zu verwerfen, so täuschend waren die Schriftzüge nachgemacht. Klement entsagte in der Folge dem katholischen Glauben, und wurde reformirt; er schlug ein Geschenk von 12000 Thalern aus, welches ihm Friedrich Wilhelm anbot; und nur erst nach wiederholter, beinahe gewaltsamer Aufdringung desselben ließ er sich bewegen, es anzunehmen. Ueber alle diese Dinge erstaunte der König, und glaubte nun so fest, wie an das Evangelium, an Klements Vorspiegelungen. Er verfiel in eine

Me-

Melancholie, und in einen Tiefſinn, welcher lebenslängliche Spuren in ihm zurükließ. Er entzog ſich dem Umgange der ganzen Welt, verſchloß ſich in ſeine Zimmer, und ließ ſelbſt die vertrauteſten Günſtlinge nicht vor ſich, weil er überall von Verräthern und Meuchelmördern umringt zu ſein wähnte. Klement hatte indeſſen Handſchriften von einigen Preußiſchen Miniſtern und Generalen durch Hülfe einiger Mitgehülfen, die zu Berlin lebten, erhalten; er ahmte nun auch dieſe nach, legte ſie dem Könige vor, der ſie für ächt anerkannte, und darauf reiſete er nach Haag. Endlich wagte es der Fürſt Leopold von Deſſau, dem Könige ſein Geheimniß, das er vor Jedermann verbarg, zu entlokken, und die Augen über die feinen Betrügereien des Abentheurers zu öfnen. Nur mit großer Mühe, und nach den ſtärkſten Betheurungen ſeiner Unſchuld gelang ihm ſein Vorhaben. Man entdekte die Sache nun auch dem Prinzen Eugen, und überſandte ihm einige Briefe. Eugen bekannte voll Verwunderung, daß die Handſchrift der ſeinigen ſo ähnlich ſei, daß er ſie ſelbſt nicht unterſcheiden könnte. Zugleich aber verſicherte er eidlich, daß er ſie nicht geſchrieben habe. Wäre ein Krieg zwiſchen Oeſtreich und Preußen ausgebrochen, ſezte er hinzu, ſo würde er öffentlich gegen den König zu Felde ziehen. Aber er würde ſeinem Leben nicht noch am Ende den Schandflek anhängen, einen niederträchtigen Streich zu begehen. Dies wäre ſeine ganze Rechtfertigung. Und wer wollte ſie nur einen Augenblik in Zweifel ziehen? Die Höfe

Wien und Dresden drangen jezt auf die Bestrafung eines solchen böslichen Verläumders. Der König rief daher den Klement von Haag zurük; welchem Verlangen er sich ohne Widerrede fügte, und dadurch von neuem den Schein der Rechtschaffenheit um sich verbreitete. Er wurde verhört; aber er betrug sich mit einer Klugheit und Würde, die jedermann irre machte. Man drohte ihm mit der Tortur, und stellte die Marterinstrumente vor ihn; da legte er denn ein langes und aufrichtiges Bekenntniß seiner Freveltaten ab. Noch blieb der König ungewiß, was er glauben sollte. Dies Bekenntniß schien ihm nur von Angst und Schrek erpreßt zu sein. Die Briefe kamen ihm durchaus ächt vor. Um diese Bedenklichkeit zu heben, muste Klement des Königs Handzüge in seiner Gegenwart nachmachen; Friedrich Wilhelm gerieth in Erstaunen; die Kopie war so vollkommen ähnlich, daß er sie von seinem Original, wie vorher der Prinz Eugen, nicht unterscheiden konnte. Nun konnte wohl kein Zweifel über Klements Falsarien mehr Statt finden; er wurde nach Spandow geschaft, und von einer besondern Kommission gerichtet. Der König wohnte allen Verhören mit bei, unterredete sich öfters nach mit ihm, und wurde von der Bewunderung seiner Talente und Einsichten so hingerissen, daß er ausrief: „könnte ich Dich retten, so machte ich Dich gleich zum Geheimenrath; aber leider muß ich Dich hängen lassen, weil der Dresdner und Wiener Hof es durchaus verlangen.“ Kle-

ment

ment wurde also zum Tode verurtheilt, und den 18. April 1720 zu Berlin mit glühenden Zangen gezwikt, und dann enthauptet. Einige Mitgehülfen erhielten ebenfalls den verdienten Lohn. Die Ruhe kehrte an den Hof, und in die Hauptstadt zurük, wo bisher nichts als Argwohn und Mißtrauen von der einen, und angstvolles Schrekken von der andern Seite alle Gemüther beherrscht hatte.

Ein Abentheurer von einer andern Art, welcher sich gegen Ende dieser Regierung der königlichen Gunst bemächtigte, sie aber schlecht anwandte, war Ekkart, ein geborner Bernburger, aus geringem Stande entsprossen, mit vielen natürlichen Fähigkeiten begabt, doch ohne Erziehung aufgewachsen, roh in seinem Betragen, und lieblos in seinen Gesinnungen gegen Andre. In der Jugend hatte er sich ohne bestimmte Geschäfte bald in diesem, bald in jenem Lande umher getrieben; hatte in Braunschweig die Fasanen gewartet, in Bareut die Kapaunen gemästet, in Köthen das Blaufärben zu seinem Nahrungszweige gemacht, und nach der Erzählung Einiger, die es vielleicht nur aus Neid ihm andichteten, an vielen Orten das Volk als Marktschreier belustiget. Endlich kam er nach Berlin, wo er durch die Kunst, das Rauchen der Kamine, worüber man damals sehr klagte, zu verhindern, seinen Unterhalt zu verdienen suchte. Er pries seine Geschiklichkeit in den Zeitungen an; und legte in der Wohnung des Generals,

rals, Grafen Truchseß, der ihn kommen ließ, die erste glükliche Probe davon ab. Der Graf empfahl ihn als einen bewährten Kaminverbesserer dem Könige, welcher sich auch bald seiner Hülfe bediente. Als sich Friedrich Wilhelm im Herbste 1737 zu Koßenblatt, einem Landgute, das er für seinen 2ten Prinzen erkauft hatte, aufhielt, rauchten die dasigen Kamine so stark, daß er es in keinem Zimmer aushalten konnte. Er ließ den ihm angerühmten Ekkart rufen, und befahl ihm, dem Uebel abzuhelfen. Ekkart arbeitete mit großem Eifer, und sprach mit vieler Anmuth. Der König, welcher gerade Muße übrig hatte, sahe seiner Aemsigkeit begierig zu, und knüpfte mancherlei Unterredungen mit ihm an, wobei sich jener sehr klug zu benehmen wuste. Einst frug ihn Friedrich Wilhelm, ob er sonst noch etwas gelernt habe, oder noch andre Talente besäße? Das war eine Gelegenheit für den genialischen Kaminbauer, sich geltend zu machen. Er antwortete daher, er habe sich von jeher mit Dingen, die die Oekonomie verbessern könnten, beschäftiget; durch Fleiß und Nachdenken habe er ein Mittel erfunden, eben so gutes, und noch besseres Bier zu brauen, als das berühmte Königsbier sei, welches die königlichen Brauereien lieferten, und was seine Art zu brauen über jede andre erhöbe, wäre der Umstand, daß er nicht so viel Malz und Holz gebrauchte, als sonst gewöhnlich sei. Diese Ankündigung fiel dem Könige, der so viel auf ökonomische Sachen hielt, auf; er verlangte, daß Ekkart

sogleich die Wahrheit seines Versprechens durch die That beweisen möchte; er gebot ihm, in der großen Brauerei zu Potsdam Versuche anzustellen. Diese fielen ganz nach Wunsche aus, zogen Ekkarten Lob und Belohnung zu, und legten den Grund zu der königlichen Gunst, welche täglich zunahm. Er erhielt nun den Auftrag, alle kurmärkischen Aemter zu bereisen, und seine neue Brauart an jedem Orte einzuführen. Wäre Ekkart hiebei stehen geblieben, so hätte er den Karakter eines rechtschafnen Mannes behaupten, dem gemeinen Wesen nüzlich sein, und des Königs Vertrauen auf dem graden Wege verdienen können. Aber sein Glük verblendete ihn, und sein erfindungsreicher Kopf gab ihm Anschläge ein, die dem wahren Besten der königlichen Finanzen sowohl, als der bürgerlichen Gerechtsame nachtheilig, verderblich, und der Sittlichkeit widerstreitend waren. Auf seinen vielen Reisen hatte er mancherlei Erkundigungen über das Vermögen und die Verwaltung des Vermögens der Stadtgemeinen eingezogen, und dabei nach seiner böslichen Gemüthsart berechnet, daß die mehrsten Städte zu reich wären. Diesen Ueberfluß wollte er ihnen entreißen, ohne zu fragen, ob er dadurch die ersten Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, die Sicherheit des Eigenthums, erschüttere oder nicht. Er gab daher dem Könige, der mit seinen bisherigen Anstalten, und das mit Recht, ungemein zufrieden war, unter den scheinbarsten und annehmlichsten Vorspiegelungen zu erkennen, daß er die königlichen Einkünfte um mehrere Tonnen

nen Goldes erhöhen wolle, wenn man zu den bisherigen Vortheilen aus der verbesserten Brauerei noch die fügte, welche aus einer veränderten Verwaltung der Städtegüter entstehen müsten. Der Projektmacher stellte alles so lokkend, so leicht ausführbar vor, entkräftete alle Einwürfe durch seine siegende Beredsamkeit, die jeden Gegenstand nur von der angenehmen Seite in's Licht sezte, und das Widrige weit in den Hintergrund rükte; er verfehlte seines Ziels nicht; der König bewilligte seine Anträge; den Magistraten wurde die Verwaltung des Stadtvermögens genommen, und der Aufsicht besondrer königlichen Kommissarien unter der Leitung Ekkarts unterworfen. Die Stadtvorsteher und Obrigkeiten bekamen nur so viel, als man für nöthig hielt; von der Anwendung des übrigen erhielten sie keine Kenntniß, die Städte selber keinen Genuß. Diese Neuerungen sezte Ekkart erst in den Marken durch, um gleichsam zu probiren, wie viel sie werth wären. Das Resultat war in seinen Augen freilich erwünscht, nach der Ansicht des Königs vortheilhaft, aber in der Meinung des Publikums ungerecht und schädlich. Stadt und Volk verabscheute Ekkarten als eine Landplage, die Kammern haßten ihn als einen Windmacher, und die Minister ahneten in ihm einen Urheber noch größerer Verwirrungen. Ekkart sezte dieser Volksstimmung Grobheit, Troz und Verspottung entgegen, und verachtete sie, auf des Monarchen Gewogenheit gestüzt, ohne zu erwägen, daß selbst königliche Gunstbezeugungen zuweilen nur Rohr-

stäbe sind, die ein veränderter Hofwind zerbrechen kann. Vor jezt vermochte er alles. Der König schäzte und belohnte ihn fürstlich. Er ernannte ihn anfänglich zum Kriegsrath, bald nachher zum Geheimen Finanzrath, und hätte er länger gelebt, so hätte er ihn zum Minister erhoben; er vermehrte seine Besoldung, verlieh ihm den Orden der Großmuth, und ertheilte ihm die Adelswürde. Im Tobakskollegium verlangte er ein Gutachten über das zu bestimmende Wappen. Ein wizziger Kopf brachte einen Kamin und Brautrog als die passendsten Sinnbilder in Vorschlag. Dem Könige, der solche Scherze liebte, gefiel der Einfall; und er verordnete, daß Ekkart einen Kamin im grünen Felde, einen Vogel Greif, und eine Glüksgöttin in seinem Wappenschilde führen sollte; eine Idee, wovon das mißvergnügte Volk Stoff zu Spöttereien, und Gelegenheit, seinem Unmuthe Luft zu machen, hernahm. Allgemein nannte man den Glüksritter den Kaminrath, und machte beißende Schmähllieder auf ihn. Der König ließ ihm auch ein prächtiges Haus zu Berlin erbauen, alle innern Geräthschaften und Meubeln dazu liefern, und sich und die ganze königliche Familie für dasselbe in Lebensgröße abmalen; aber ehe es noch im bewohnbaren Stande war, starb der König; nun änderte sich die Scene; Ekkart zog nicht ein, weil der königliche Sohn als neuer Herrscher alles umstieß, was der Vater mit freigebiger Hand gespendet hatte. Im Jahre 1738 wurde Ekkart nach Pommern geschikt, um dort eben den Unfug zu treiben, den er in der

Mark

Mark angerichtet hatte. Sein Glük machte ihn dreister, seine Schritte kühner, und sein Betragen unbesonnener. Er verachtete alle Menschen, hielt sich allein für weise, begegnete selbst den erfahrensten Ministern, als wären sie gegen ihn nur Schulknaben, glaubte keines Menschen Freundschaft nöthig zu haben, und hielt sich durch die königliche Gunst gegen alle Zufälle gedekt. In Pommern wagte es dennoch der Präsident Grumbkow, Bruder des bekannten vielgeltenden Ministers, sich den Neuerungen Ekkarts, die jedermann als eine Geißel ansahe, zu widersezzen. Aber fast wäre er darüber zu Grunde gegangen. Der König glaubte den Ekkartischen Schmeichelreden mehr, als den Grumbkowschen Berichten; und selbst die Klagen des Ministers, der sich seines Bruders annahm, waren vergebens; denn sein Ansehen ging zu Ende, und gerade der Eifer, mit welchem er gegen den neuen Liebling Ekkart donnerte, stürzte den Grund der Günstlingschaft um, welcher schon seit einiger Zeit durch mancherlei entdekte Unredlichkeiten erschüttert war. Dies war der höchste Triumph für Ekkart, die Gewalt eines Statsdieners gebeugt zu haben, gegen den bisher die erhabensten Personen, der Fürst von Dessau, die regierende Königin, der Kronprinz nicht das geringste vermocht hatten. Im Jahre 1739 kam endlich die Reihe an Preußen und Litthauen, unter der Zuchtruthe Ekkarts zu seufzen. Hier glaubte er noch willkührlicher handeln zu können, weil er weiter von Berlin entfernt war; er warf nicht nur auf

den

den königlichen Aemtern, in den Städten, und bei den Kammern, alle Einrichtungen, die ihm nicht anstanden, über den Haufen, erpreßte nicht allein überall Geld, um die Schazkammer zu füllen; sondern er that sogar in die Regierungen Eingriffe, brachte viele Räthe, viele treue Diener um Amt und Brodt, drohete selbst dem dortigen Minister von Blumenthal, daß er ihn an einen solchen Bettelstab bringen wolle, daß er mit Gemalin und Kinder an seiner Thüre Almosen erflehen würde; genug er beging die unbesonnensten, die tollsten Streiche, deren man einen Menschen, dem es übrigens an Talent und Genie nicht fehlte, kaum fähig halten sollte. Die mehrsten Beamten kündigten die Pacht auf, und wollten mit den Aemtern nichts mehr zu thun haben; die Bauern geriethen in Verzweiflung, weil Ekkart mit ihnen umging, wie es ihm beliebte; die Kammern und Regierungen, welche für sie Vorstellungen einlegten, erhielten vom Könige die trokne Antwort: ich verwarne euch hierdurch, euch über solche Sachen alles Disputirens zu enthalten. Der edle Vaterlandsfreund, der Präsident Blumenthal, klagte mit den Worten über den von Ekkart immer näher geführten Ruin des Wohlstandes der Unterthanen: sein Herz schwimme in Blut und Thränen; wenn der böse Mensch nicht bald aus dem Lande geschaft würde, so würde der König selber, so wahr ein Gott im Himmel sei, einen unüberwindlichen Schaden erleiden. Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1739 in Preu-

ßen

ßen anwesend war, hörte er von allen Seiten nichts als Beschwerden, Klagen und Seufzer über Ekkart; es kamen ihm die übermüthigsten und sinnlosesten Reden dieses Glüksritters zu Ohren; in Rükſicht dieſer leztern konnte er es ſich ſelber nicht verbergen, daß der Mann alle Vernunft und Mäßigkeit überſchreite; er gab ihm daher ſtarke Verweiſe, drohte ſogar, ihn in den Staub zurükzuwerfen, aus welchem er ihn erhoben hätte; jedoch in Abſicht der Hauptſache blieb er unbeweglich; er hielt die Ekkartiſchen Einrichtungen für nüzlich, und hörte auf keine Gründe derer, die ihm das Gegentheil klar machten. Aber Ekkart's Glük ſtürzte eben ſo plözlich zuſammen, als es geſtiegen war. Friedrich Wilhelm ſtarb im folgenden Jahre. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung hob Friedrich II. die Ekkartiſche Kommiſſion durch einen Kabinetsbefehl auf, zog das noch nicht vollendete Haus ein, und ſchenkte es dem Miniſter von Boden. Ekkart ſelbſt, gegen den das Volk ſo erbittert war, daß es ihn auf öffentlicher Straße ermorden wollte, machte Anſtalt, zu entfliehen; er wurde aber von der Wache aufgehoben, zu Waſſer nach Berlin geſchaft, aller ſeiner Aemter entſezt, und des Landes verwieſen. Er begab ſich nach Sachſen, wo er auf einer kleinen Pachtung, die er übernahm, in Verachtung und Dürftigkeit ſtarb.

Die eben erwähnte Reiſe des Königs, welche er im Sommer 1739 in Begleitung der beiden älteſten Prinzen und des Fürſten von Deſſau nach Preußen machte, war die lezte ſeines Lebens.

Er

Er hielt bei Welau und Königsberg über die dort versammelten Truppen noch einmal Musterung, durchreiſete Litthauen, deren Wiederherſteller und zweiter Schöpfer er war, wovon ihm aber überall lautes Wehklagen über die Ekkartſchen Bedrükkungen entgegen ſchallten, fuhr hernach von Pillau zu Waſſer nach Danzig, und ſezte den Rükweg durch Pommern nach Berlin zu Lande fort. Das Wetter war dieſe Zeit über rauh und unfreundlich geweſen; bei den Muſterungen hatte ſich ein Einſchnitt, der bei jener großen Krankheit 1734 in den Fuß gemacht worden war, wieder geöfnet; ein unverſtändiger Feldſcheer heilte die Wunde in 2 Tagen wieder zu; nun ſtokten die Feuchtigkeiten, welche ſich durch die Wunde einen Ausweg ſuchten, plözlich; die Geſundheit des Königs erhielt hierdurch einen Stoß, von welchem er ſich nicht mehr erholen konnte. Er kam kränkelnd in ſeine Reſidenz; das Podagra fiel mit neuer Wuth ihn an, die Waſſerſucht geſellte ſich dazu; in einem abwechſelnden Zuſtande von heftigen Schmerzen und kurzen Erleichterungen lebte er noch 9 Monate hin, bis die entſcheidende Stunde kam, welcher kein Sterblicher entfliehen kann. Er hielt ſich im Herbſte bald zu Potsdam, bald zu Wuſterhauſen auf, war aber nicht mehr im Stande, an ſeinem jährlichen Vergnügen, der Jagd, Theil zu nehmen. Zu Anfange des Novembers begab er ſich wieder nach Berlin, wo er den ganzen Winter zubrachte. Seine Krankheit verſchlimmerte ſich zuſehends. Er konnte den Herzog und die Herzogin von Braunſchweig,

die ihn jezt besuchten, nicht anders als im Bette empfangen. Die Anfälle der Fußgicht stimmten ihn oft in die verdrüßlichste Laune. Dennoch sezte er seiner Thätigkeit kein Ziel. Er besorgte alle Regierungsgeschäfte, unterzeichnete alle Befehle, deren um diese Zeit eine Menge erschienen, eigenhändig; und zerstreute sich durch Malen, Drechseln, und Verfertigung von Kästchen aus Lindenholz. Konnte er nicht aufstehen, so ließ er einen Tisch an's Bette sezzen, an welchem er arbeitete, und wobei er mit dem Klopfen der Werkzeuge, sowohl des Tages, als des Nachts ein so starkes Geräusch machte, daß man es bis außerhalb des Schlosses hören konnte. Der harte und langwierige Winter von 1740, welcher bis tief in den Mai hinein dauerte, trug viel zur Verschlimmerung seines Uebels bei. Dieser Winter gehörte nebst dem von 1709, 1799 und 1800 zu den heftigsten des 18ten Jahrhunderts, und übertraf sie alle durch die Länge, die er anhielt. Der Wein fror in den Kellern, die Dinte in geheizten Zimmern, der Spiritus in den Wettergläsern; man fand erstarrte und erfrorne Postillione, von der Kälte getödtete Menschen in ihren Betten, Scharen von leblosen Vögeln auf den Straßen und Feldern. Täglich nahmen Friedrich Wilhelm's Kräfte ab, das Podagra wurde mit seinen stechenden Schmerzen beschwerlicher, die Geschwulst mehrte sich; er verhehlte es sich nicht länger, daß seine Tage gezählt, die Stunden seines Lebens dem Ablaufe nahe, und für ihn keine andre Sorgen mehr nöthiger wären,

als

als wie er seinen Lauf standhaft als Mensch, und unverzagt als Christ beschließen möchte. Als er sich im April etwas erholte, so wünschte er, sein geliebtes Potsdam noch einmal zu sehen; er verließ Berlin am 27sten desselben Monats mit dem traurigen Vorgefühl, daß sein Fuß diese Königsstadt nicht mehr betreten würde. Zum Abschiede schenkte er den dortigen Armen noch 100000 Thaler, und ergab sich mit bewundernswürdiger Fassung in Gottes Hand. Zwar versäumte er die Angelegenheiten des Stats auch bei den grösten körperlichen Leiden nicht; aber am mehrsten wendete er seine Gedanken jezt auf geistliche Dinge, und erließ eine Menge Verordnungen, die Verbesserung des Predigtwesens, und die zwekmäßigere Einrichtung der theologischen Studien betreffend. Merkwürdig ist es, daß er, sonst der erklärte Feind der Wolfischen Philosophie, unter'm 7. März 1740 ausdrüklich gebot, die Theologen sollten sich in der Weltweisheit, besonders in einer vernünftigen Logik, als des Professors Wolf recht fest sezzen, damit sie selber deutliche und klare Begriffe bekämen, und dadurch fähig würden, die christliche Lehre auch andern vernünftig und überzeugend vorzutragen, und sich eben so sehr von einem niederträchtigen und gemeinen, als von einem hochtrabenden und gezwungenen Stile zu entfernen. Friedrich Wilhelm ließ hierauf den Berlinischen Probst Rolof, einen scharfen Gesezprediger, rufen, welcher ihm mit seltner Freimüthigkeit in's Gewissen sprach, ihm ungescheut manche begangne

Härte,

Härte, manche wirkliche Ungerechtigkeit vorhielt, und ihn zur Erkenntniß und Bereuung derselben ermahnte. Mit Mühe drang er durch, weil der König, wie bereits oben gemeldet ist, die Bewahrung der ehelichen Treue als einen Schuzbrief bei Gott für sein übriges Verhalten ansahe, und seine Strenge mit der Regentenpflicht rechtfertigte. Doch Rolof ließ nicht nach, bis sich der König für einen großen Sünder bekannte, und durch Reue und Gebet sein Gewissen zu erleichtern suchte. Friedrich Wilhelm, zu dem, welches freilich für manche Unterthanen besser gewesen wäre, noch niemals ein Mensch mit solchem Ernst gesprochen hatte, wurde erschüttert, und rief aus: „er schont meiner nicht; „doch er spricht als ein guter Christ, und als ein „ehrlicher Mann, ich danke ihm dafür!“ Drauf ersuchte er ihn, alle Abende wieder zu kommen.

Am 27. Mai befand er sich so schlecht, daß man noch vor der Nacht seinen Tod erwartete. Die Königin ließ daher ihren ältesten Sohn, den Kronprinzen, von Rheinsberg durch einen Eilboten nach Potsdam rufen. Den folgenden Tag hatte sich der König aber so sehr erholt, daß er sich in einem Stuhle in den Garten bringen, auf dem Paradeplazze herumfahren, und den Grundstein zu einem Hause für den neuen aus England verschriebenen Kurschmidt legen ließ. Jezt kam der Kronprinz an. Kaum erblikte ihn Friedrich Wilhelm von weitem, so strekte er schon die Arme nach ihm aus, in welche sich der Prinz mit thränenden Augen stürzte, und vom Vater in stummer Rührung eine

Zeit-

Zeitlang gehalten wurde. Endlich rief leztrer voll Zärtlichkeit aus: er sei zwar oft strenge gegen ihn gewesen; habe ihn jedoch immer väterlich geliebt; und es wäre ihm ein großer Trost, ihn noch einmal zu sehen. Ein solcher Auftritt, und eine solche Anrede verwischte aus Friedrich's Herzen auf immer jede Spur der ehemals erfahrnen Härte. Mit bewegter Sele antwortete er ihm, daß er stets die innigste Hochachtung für ihn gefühlt habe, und zu Gott hoffe, daß er ihm einen so gütigen Vater noch lange erhalten werde. Nein! erwiederte der König, meine Stunde ist gekommen; noch wenige Tage sind übrig; es ist nothwendig, Dich von dem Zustande des States zu unterrichten. Hierauf musten ihn seine Leute wieder in sein Zimmer tragen, und mit dem Kronprinzen allein lassen. Beide unterredeten sich 2 Stunden hindurch auf's vertrauteste mit einander. Der Vater sezte dem Sohne die Lage des Landes, und das Verhältniß zu fremden Mächten deutlich auseinander, nannte ihn öfters seinen lieben Friz, und wahrscheinlich geschahe es in diesen merkwürdigen Stunden, wo er ihn, wie Friedrich hernach selbst erzählt hat, dringend ersuchte, daß er ihn an Oestreich wegen so vieler Hinterlist und Ungerechtigkeit rächen möchte. Gewiß ist es, daß der Wiener Hof große Schuld an dem ehemaligen Ausbruche der Mishelligkeiten zwischen Vater und Sohn hatte. Nach der Entfernung des Unheilstifters Sekkendorf kehrte Friedrich Wilhelms Liebe zu dem Kronprinzen zurük; und seit dem Anfange der leztern Krankheit machte

er

er ihn zum Vertrauten seiner Geheimnisse. Dies zeigt unter andern die Antwort, welche er dem Fürsten von Dessau unter'm 9. Februar auf einen gewissen Antrag ertheilte. Fürst Leopold meldete ihm, daß in Wien fest beschlossen worden wäre, alle kaiserlichen Regimenter auf ein Drittel zu vermindern. Er hielte nun dafür, daß der König, wenn es der Schaz erlaube, hievon einige tausend Mann zur Verstärkung seiner Armee anwerben möchte; dies würde einen excellenten Effekt nach sich ziehen, und dem ganzen Europa zeigen, in was für einer vortreflichen Lage Preußen sei. Er wünsche nichts mehr, als daß das königliche Kriegsheer von Tage zu Tage den Feinden zum Troz furchtbarer würde. Friedrich Wilhelm schrieb unter Leopold's Brief mit eigner Hand zur Antwort: ich denke zu sterben, und habe an meinen elsten (ältesten) sohn alles gesagt, was ich weis.

Als Friedrich Wilhelm die erwähnte geheime Unterredung am 28. Mai mit Friedrich II. geendigt hatte, erklärte er dem Gefolge, welches wieder in's Zimmer getreten war, daß er nun auf der Welt nichts mehr zu thun habe, sondern Gott um einen schnellen und leichten Tod bäte. Hierauf ließ er mit seltner Standhaftigkeit einen eichenen Sarg holen, und vor sich hin stellen; er betrachtete ihn mit unverwandten Augen und sagte: in diesem Bette will ich ruhig schlafen. Endlich gebot er seinem Kabinetssekretär Eichel, denjenigen Aufsaz,

saz, welcher die Behandlung seiner Leiche, und die Anordnung seines Leichenbegängnisses enthielte, vorzulesen. Der König hatte ihn selber verfaßt, und an den Kronprinzen gerichtet. Alles, was das Abwaschen, Oefnen, Ankleiden und Bewachen des Leichnams betraf; alles, wie es mit dem Begräbnisse, mit der Leichenpredigt, mit dem Trauern ꝛc. gehalten werden sollte, war in 10 Artikeln von ihm deutlich und pünktlich vorgeschrieben, und hauchte, wie alle Handlungen desselben, den Geist einer musterhaften Ordnung, soldatischen Strenge und genauen Sparsamkeit. Es sollte, so lautete sein Wille, keine große Façon mit ihm vorgenommen werden. Die Hausdiener sollten keine Trauerkleider bekommen, sondern nur Flöre auf den Hüten tragen; jeder Grenadier seines Regiments, welches den Leichenwagen zu begleiten hätte, sollte, wie zur Exercierzeit, 2 gute Groschen Trinkgeld erhalten; alle Generale und Officiere, eigne sowohl als fremde, sollten Abends im großen Gartensale bewirthet, mit dem besten Stükfaß Rheinwein und sonstigem, lauter gutem Weine traktirt werden. In der 14 Tage nach dem Tode zu haltenden Leichenpredigt sollte kein Prediger etwas von seinen Thaten oder Gesinnungen, es sei im Guten oder im Bösen erwähnen, sollte ihn nicht verachten, aber auch durchaus nicht loben, die Gemeine sollte nur das von seiner Person hören, daß er als ein großer Sünder, doch im Vertrauen auf Gottes Gnade gestorben sei. Mit gleicher Pünktlichkeit waren die übrigen Vorschriften entworfen. Die

Ruhe

Ruhe ist zu bewundern, mit welcher der König eine solche Schrift zu Papiere bringen, und ihre Vorlesung aushalten konnte. Er war weit gefaßter, als die Anwesenden. Nach Endigung des Lesens wurde der Sarg weggeschaft; der Kronprinz ging zu seiner Mutter zum Mittagsmal; und die beiden Feldprediger des Leibregiments, der reformirte Kochius, und der lutherische Oesfeld traten auf königliches Geheiß herein, um ihn mit Andachtsübungen zu unterhalten, und auf den großen Schritt aus der Welt vorzubereiten. Sie erhielten darauf die Anweisung, täglich wieder zu kommen.

Die folgenden Tage brachte er mit ähnlichen Gesprächen über Tod und Ewigkeit, mit Anhören der Tröstungen der Feldprediger zu. Am 30. Mai unterredete er sich noch einmal insgeheim mit dem Kronprinzen. Endlich brach der lezte Morgen seines Lebens, der 31. Mai an. Fest entschlossen, sich von allen irdischen Sorgen loszureissen, versammelte er in den Frühstunden, die in Potsdam anwesenden Minister, alle Ober- und Stabsofficiere seines Regiments, und das Hofgefolge, und ließ ihnen in Gegenwart des Thronfolgers durch den Major von Bredow erklären, daß er die Regierung niederlege, sie und alle Unterthanen vom Eide der Treue lossspreche, und seinen ältesten Sohn von Stund an zum König und Beherrscher der Preußischen Staten ernenne. Der Kabinetsminister von Podewils erinnerte aber hiebei, daß eine förmliche Akte über die Niederlegung der Krone aus-

ausgefertiget, und vom Könige unterschrieben werden müste. Die Schwäche des Leibes verhinderte den König zu antworten; er gab bloß ein Zeichen, daß man ihn aus dem Vorzimmer, wo er auf einem Räderstuhle sizzend, die Versammlung gehalten hatte, in sein Krankenzimmer fahren, und zu Bette bringen solle. Die Abdankung der Regierung kam also nicht in Vollziehung, und wurde nach wenig Stunden auf eine andre Art, durch die Hand des Todes bewirkt. Eine starke Ohnmacht war die Folge der großen Anstrengung bei der vorhergegangnen Handlung, und eines Verdrusses über einige Stallbedienten, wovon bereits an einem andern Orte geredet worden ist. Als er die Besinnung wieder erhielt, verlangte er nach dem Hofprediger Kochius, um mit ihm zu beten. Dieser Wunsch wurde unverzüglich erfüllt. Er ließ darauf die Königin, den Kronprinzen, einige Leibärzte, und den Oberchirurgus seines Regiments kommen, welchen leztern er frug, wie lange er noch zu leben habe? Dieser verbarg ihm die Nähe seines Endes nicht. Nach einigen andern Unterredungen, und nachdem er seine Gemalin und seinen Sohn gesegnet hatte, sprach er ein kurzes Gebet mit leiser Stimme und fiel auf's neue in Ohnmacht. Auf einen Wink des Leibarztes Ellert führte Friedrich seine Mutter aus dem Zimmer; und bald darauf, — es war gegen 2 Uhr Nachmittags, — starb Friedrich Wilhelm unverzagt wie ein Weiser, und hofnungsvoll wie ein Christ im 52. Jahre seines Alters. Er behielt, wie der Augenzeuge seiner

lezten

lezten Tage, und der Lobredner seiner Thaten, sein Sohn Friedrich II. von ihm rühmt, eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes bis zum lezten Odemzuge, brachte seine Sachen in Ordnung als ein Statsmann, untersuchte den Fortgang seiner Krankheit als ein Naturkundiger, und siegte über den Tod als ein Held.

Die königliche Leiche wurde den 4. Juni ganz nach der Vorschrift einfach und prunklos in der Garnisonkirche zu Potsdam beigesezt. Damit indessen die Welt, welche so gern nach dem äußern Schein urtheilt, in dieser Befolgung des väterlichen Willens nicht niedrige Nebenabsichten vermuthen möchte, nicht glauben sollte, als ob es Friedrich II. wegen des ehemaligen Zwistes an Achtung gegen das Andenken seines Vaters fehlen lasse: so wurde den 22. Juni noch eine feierliche Todtenfeier mit aller der Würde und Pracht gehalten, welche der Person eines Königs, und der Ehrfurcht eines Sohnes gemäß war. Es ist gewiß ein liebenswürdiger, ein edler Zug in dem Karakter Friedrich's, daß er nie, weder in Schriften noch Gesprächen, weder gegen Statsdiener, noch gegen seine Vertrauten die geringste Klage über seinen Vater äußerte, daß er vielmehr bei jeder Gelegenheit seine wirklichen Verdienste erhob, seine oft großen Schwachheiten als Mensch schonend vergaß, und seine begangnen Ungerechtigkeiten als Sohn entschuldigte. Diese Gesinnungen trug er nicht zur Schau; sein Betragen, das

sich hierin immer gleich blieb, zeigt, daß sie seine ernstliche Meinung ausmachten. Seine Reden athmeten nichts, als kindliche Ehrfurcht. Nur seine Thaten und seine Vergnügungen gaben zu erkennen, worin er anders dachte, als sein Vater, und was er an ihm mißbilligte.

Am Sarggerüste, welches bei dem großen Leichenfeste in der Kirche errichtet war, enthielt eine lateinische Inschrift einen kurzen Abriß seiner Regierungsthaten ungefähr in folgenden Ausdrükken: „Er besiegte die Feinde, eroberte Vorpommern, „stellte Preußens und Litthauens Wohlstand wieder „her, erweiterte des Reichs Grenzen, gewährte „den Märtirern der Religion eine Zuflucht, erhielt „und befestigte dem Volke den Frieden.“ An den Kirchenpfeilern waren auf 12 Schildern eben so viele Tugenden desselben abgebildet, unter welchen die Keuschheit, Haushaltungskunst, Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Mäßigkeit besonders hervorragten; die Gerechtigkeit aber vermißt wurde, die ihm nicht abgesprochen werden konnte, wenn sie sich gleich zuweilen in Härte verwandelte; hiebei irrte sich nur sein Verstand; sein Herz liebte das Recht, und sein Wille verlangte eine unparteiische Gerichtspflege. Immer muß es ihm zum Ruhme gereichen, daß er ohne Ansehen der Person, ohne Rükficht auf etwanige Folgen, erhaben über kleinliche Vorurtheile der Gerechtigkeit freien Lauf ließ, sobald er von der Rechtmäßigkeit einer Sache überzeugt war. Ein merkwürdiges Beispiel endige

die

die Erzählung seiner Handlungen und Gesinnungen. Der Schwedische Gesandte, Graf von Poße, wurde 1720 von seinem Hofe zurükberufen. Er nahm bei'm Könige Abschied, und bereitete sich zur Abreise, ohne daß er die vielen Schulden, die er in Berlin gemacht hatte, bezahlen wollte. Er begegnete seinen Gläubigern trozzig, pochte auf seinen Gesandtentitel, und verstund sich nicht einmal dazu, ihnen Sicherheit zu geben. Die Gläubiger suchten sich daher durch den Weg der Justiz Recht zu verschaffen; sie baten um Gefangensezzung des Gesandten, welches Friedrich Wilhelm ohne Bedenken bewilligte. Der Graf von Poße erhob hierüber ein gewaltiges Geschrei; alle fremden Minister betrachteten diese Arretirung als eine Beleidigung, die jedem von ihnen persönlich wiederfahren sei; sie sprachen von Verlezzung des Völkerrechtes, und brachten noch andre ähnliche Träumereien vor. Friedrich Wilhelm ertheilte ihnen aber die kurze, und nach der gesunden Vernunft gegründete Antwort: es stehe nirgends geschrieben, daß die öffentlichen Gesandten abreisen dürften, ohne ihre Schulden zu bezahlen. Zugleich deutete er ernst und nachdrüklich dem Grafen von Poße an, daß sich die Thüren seines Verhaftes nicht eher für ihn öfnen würden, als bis er bezahlt habe. Diese Standhaftigkeit des Königs beugte endlich seinen Uebermuth; er bezahlte einen Theil seiner Schulden in barem Gelde, und stellte für das übrige Sicherheit aus. Die Schwedische Regierung schwieg zu diesem Justizeifer

Friedrich Wilhelms; die fremden Minister thaten nun ein Gleiches; die Berliner aber segneten die Gerechtigkeitsliebe ihres Monarchen. Um jedoch in Zukunft ähnlichen Verdrüßlichkeiten vorzubeugen, wurde den Unterthanen verboten, den fremden Gesandten etwas zu leihen.

Noch zum Schluß einige Worte über Friedrich Wilhelm's Familie. Zwei ältere Söhne starben im ersten Jahre des Lebens, und eröfneten durch ihren Tod dem großen, später gebornen Friedrich den Weg zum Königsthrone; außer ihm überlebten den König noch folgende 3 Prinzen, und 6 Prinzessinnen:

1. August Wilhelm, Vater des Königs Friedrich Wilhelm's II., geboren den 9. August 1722, starb den 12. Juni 1758.
2. Heinrich, geboren den 23. Februar 1726, erwarb sich im Kampfe fürs Vaterland als unbesiegter Held und im wohlthätigen Privatleben als großdenkender Mensch die gerechtesten Ansprüche auf einen ehrenvollen Plaz in den Jahrbüchern der Geschichte; er starb den 3. August 1802 kinderlos.
3. Ferdinand, geboren den 23. Mai 1730, und seit 1762 Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, lebt noch im glüklichen Alter.

Die überlebenden Töchter waren:

1. Friederike Sophie Wilhelmine, geboren den 3. Juli 1709; diese gebildete, wiz-

wizzige, geistreiche, und von Friedrich II. innigst geliebte Prinzessin starb als vermälte Markgräfin von Bareut den 14. Oktober 1758.

2. Friederike Louise, geboren den 28. September 1714, seit 1729 Gemalin des Markgrafen von Anspach.
3. Philippine Charlotte, geboren den 13. März 1716, verehlichte sich den 2. Juli 1733 mit dem Herzoge Karl von Braunschweig, ward die Mutter des jezt regierenden Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, und starb einige Jahre nach Friedrichs Tode.
4. Sophie Dorothee Marie, geboren den 25. Januar 1719, starb als verehlichte Markgräfin zu Schwed, und als Schwiegermutter ihres vorher genannten Bruders Ferdinand, den 13. November 1765.
5. Louise Ulrike, geboren den 24. Juli 1720, nachherige Königin von Schweden, vermält den 17. Juli 1744, Großmutter des jezzigen Königes Gustav Adolf's IV.
6. Anne Amalie, geboren den 9. November 1723, die einzige unter ihren Geschwistern, welche unvermält blieb, seit 1755 Aebtissin zu Quedlinburg, starb bald nach dem großen Könige, ihrem Bruder.

Friedrich Wilhelms I. Gemalin, Sophie Dorothee, lebte nach seinem Tode noch

17 Jahre als Wittwe, welche sie in größerm Glanze, als die Zeit, da sie regierende Königin war, zubrachte. Sie war in ihrer Jugend am Englischen Hofe an königliche Pracht gewöhnt worden. Aber ihr Gemal hielt sie in großem Zwange, schränkte sie in allen Stükken sehr ein, und strebte ihrem Hange zum äußerlichen Glanze stets entgegen. Hingegen ihr Sohn Friedrich II., der sie mit einer Zärtlichkeit liebte, die unter den Großen wenige, unter den Niedern selber nicht allgemeine Beispiele aufweisen kann, entschädigte sie für allen ausgestandenen Verdruß, für allen ertragnen Mangel; er kam ihren Wünschen zuvor, befriedigte ihre Neigung zur Pracht, feierte ihre Geburtstage mit ungewöhnlichen Festen, und that alles, was ihr Vergnügen machen konnte. Schnell wurde nun ihr Hof der Siz der Reize, des Geschmaks, der Künste und Vergnügungen. Sie wählte 6 der schönsten Fräuleins aus den ersten Familien zu ihren Gesellschafterinnen aus, nahm eine größere Zahl von Bedienten an, die sie alle mit den reichsten Livreen ausstattete, vermehrte ihre Garderobe, zierte ihre Zimmer mit den Kunstprodukten aller Art, und verschafte sich eine Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, die an Menge und innerm Werthe alles übertraf, was Berlin aufzuweisen hatte. Die mehrste Bewunderung erregte ihr goldnes Kabinet, einige Zimmer, welche Kron-, Arm- und Wandleuchter von purem Golde, Tafeln und Brandruthen des Kamins von eben

dieſem

diesem Metall enthielten, und außerdem so ausgeschmükt waren, daß alle Fremde, welche Versailles und London gesehen hatten, das Bekenntniß ablegten, daß weder der eine noch der andre dieser Königssizze mit dem genannten Kabinette die Vergleichung aushalten könnten. Nach ihrem Tode wurden diese kostbaren Geräthschaften, wie sie vorher verordnet hatte, unter ihre sämmtlichen Kinder vertheilt. Alle Beweise der kindlichen Liebe, welche Sophie Dorothee von Friedrich erhielt, vergalt sie mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, die an Enthusiasmus gränzte. Sie nahm an der Ehre seiner Regierung, an dem glorreichen Ruhme seiner Waffen, an der Größe, womit er sich im Felde und im Kabinette vor allen Herrschern Europens emporhob, den lebhaftesten, den freudigsten Antheil. Desto nagender war ihr Kummer, desto erschütternder ihr Schrek, als die erste Unglüksbotschaft von ihrem Sohne einlief. Zum erstenmal hatte die Siegesgöttin ihrem Lieblinge Friedrich bei Kollin am 18. Juni 1757 den Rükken gewendet, plözlich ihn vom Gipfel des Glükkes in eine Lage gestoßen, wo man alles für verloren hielt. Die königliche Mutter überlebte diesen Unfall nur wenige Tage; sie starb den 28. Juni, zwar nach vorhergegangner Kränklichkeit, aber gewiß hatte die Schrekkenspost von Kollin ihr Ende beschleunigt. Ihr Tod wirkte wiederum auf Friedrich, der jezt nichts als Widerwärtigkeiten um sich, und düstre Aussichten vor sich sahe, so schmerzlich und gewaltsam, daß er ihn zu

den

den tiefsten Wunden zählte, die seinem Herzen jemals geschlagen worden sind. Noch nach etlichen 20 Jahren darauf sagte er zu dem bekannten Philosophen Garve zu Breslau, mit welchem er sich über die menschliche Glükseligkeit unterredete: Wenn Er wüste, was mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglüklich gewesen bin, wie jeder andre; und unglüklicher als andre, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe. Diese edlen Aeußerungen Friedrich's stimmen ganz mit denjenigen überein, welche er 1744 in jener vortreflichen Anweisung an seinen Zögling, den jungen Herzog Karl Eugen von Wirtemberg, zu erkennen gab: „Ehren Sie, schrieb „Friedrich, in Ihrer Mutter jederzeit die Urhebe„rin Ihrer Tage. Je mehr Hochachtung sie für „dieselbe beweisen, um desto hochachtungswürdiger „werden sie selber sein. Die Dankbarkeit gegen „die Eltern hat keine Grenzen; man kann leicht „fehlen, daran zu wenig, aber niemals in diesem „Stükke zu viel zu thun.“ Heil jeder Mutter, die Kinder von solcher Denkungsart; Heil jedem Kinde, das solche Gesinnungen hat! So starb Sophie Dorothee, beweint von den Ihrigen, deren Freundin, und von den Armen, deren Wohlthäterin sie gewesen war. Sie hatte 14 Kinder geboren; bei ihrem Tode waren deren nur noch 9, außerdem 22 Enkel, und 2 Urenkel vorhanden.

14.

Friedrich II.

der Große, der Einzige.

1740 — 1786.

Geboren den 24. Januar 1712, bestieg Friedrich II. den 31. Mai 1740 den Thron seiner Väter; ergriff mit fester und kühner Hand den Scepter, und gab schon im ersten Jahre der Regierung der Welt das erstaunenswürdige Schauspiel, was ein Fürst auch eines von der Natur wenig begünstigten Landes auszurichten vermag, sobald große geistige Vorzüge mit großen sittlichen Eigenschaften, Philosophie mit Thätigkeit, Schnelligkeit des Denkens mit Schnelligkeit des Handelns zusammentreffen. Friedrich's viel umfassender Verstand, die Stärke seiner gesunden Vernunft, sein schneller Ueberblik der Dinge, seine, wenn gleich nicht immer den tiefsten Grund erschöpfende, aber doch bald und leicht das Richtige treffende Urtheilskraft, seine mannigfaltigen Kenntnisse, seine heitre, fröhliche Laune, sein grader Sinn für das Nüzliche und Gute, seine

rastlose Arbeitsamkeit, sein furchtloses Herz, das vor keiner Gefahr bebte, die Abhärtung seines Körpers, die Fruchtbarkeit seines Geistes, und so viele andre Vorzüge, die ihn schmükten, haben ihn unstreitig zum grösten Manne des 18ten Jahrhunderts gemacht; und seine Thaten, die er als Statsmann und Feldherr, als Gesezgeber und Landesvater in einer langen, 46 jährigen Regierung verrichtete, haben ihm den Namen des grösten Königs erworben; einen Namen, den ihm seine Zeitgenossen ertheilten, den ihm kein Volk der Erde, wohin sein Ruf erscholl, verweigerte, und den ihm die Nachwelt so lange nicht versagen wird, bis ein andrer Friedrich aufsteht, der seine Meisterwerke übertrift. Die ausführliche Schilderung seines Karakters, der Eigenheiten seiner Person, seiner Geistes- und Gemüthsgaben, und seiner Fehler sparen wir bis an's Ende seiner Regierungsgeschichte auf; hier liefern wir nur noch einen Nachtrag zur Erzählung seiner Beschäftigungen vor seiner Gelangung zum Throne. Wie er als Kind erzogen, und als Jüngling behandelt wurde, ist bereits im Vorigen erzählt worden. Keine Weichlichkeit verzärtelte, keine schwelgerische Pracht verdarb die großen Kraftanlagen, womit ihn die Natur ausgerüstet hatte. Die Gewaltstreiche eines harten Vaters, die Erduldungen eines schrecklichen Kerkers ließen ihn die furchtbaren Wirkungen despotischer Machtsprüche fühlen und — verabscheuen. Die Schule der Leiden erhöhte sein Gefühl für Menschlichkeit;

und

und sie bewahrte ihn ohne Zweifel vor der Anwandlung, seine Herrschaft durch Handlungen der Barbarei zu beflekken. Wenn er nie selber ein Todesurtheil aussprach, manches von den Gerichtsstellen gesprochne aber nicht vollzog, Undankbarkeit gegen seine eigne Person vergaß, Spottreden nicht achtete, Beleidigungen verzieh, so war diese humane, wahrhaft königliche Denkungsart die Frucht widriger Erfahrungen, die er in der Jugend gemacht hatte.

Die angenehmsten Tage seines Lebens, die ihm noch im Alter die froheste Erinnerung gewährten, verlebte er kurz vor, und mehr noch nach dem Feldzuge, dem er 1734 am Rheine beigewohnt hatte. Auf seinem Lustschlosse Rheinsberg führte er, vornämlich von 1735 an bis zum Tode seines Vaters, das Leben eines glüklichen Privatmannes, der seine Zeit zwischen Vergnügen und Studiren theilte, mit Lesen der alten Klassiker, und der schönsten Geistesprodukte Italien's und Frankreich's, mit Unterhaltungen wizziger und ausgebildeter Freunde, mit Briefschreiben und Verfertigung literarischer Aufsäzze, und mit dem Flötenspiel zubrachte. Die Geschichte erwähnt einiger Jugendstreiche, die er mit seinen Genossen ausführte, die das Gepräge eines ganz gemeinen Muthwillens tragen, die man gern aus dem Leben eines solchen Mannes wegwischen möchte, die aber offenbar beweisen, daß auch große Geister in niedrige Thorheiten verfallen können. Wenn ein Friedrich, der als

König

König die beißendsten Pasquille mit Gleichgültigkeit betrachtete, als 25 jähriger Kronprinz aus Empfindlichkeit über einige Anzüglichkeiten eines von ihm gereizten Feldpredigers in der Nacht dessen Fenster einwirft, in die Schlafkammer Schwärmer wirft, und ihn mit seiner schwangern Frau durch die Mistpfüzzen jagt, ja sich dessen als einer Heldenthat noch rühmt, so weiß man freilich diese Widersprüche nicht zu vereinigen. Man söhnt sich nur durch die Bemerkung mit ihm aus, daß solche Spiele eines unwürdigen Zeitvertreibes nicht häufig bei ihm vorkamen, nicht seine mehrsten Beschäftigungen ausmachten, nicht seine Neigung zu den Wissenschaften, nicht seinen Geschmak an Geistesarbeiten, nicht seinen Hang zu edlern Vergnügungen verdrängten. Und wo ist der Sterbliche, dem Vollkommenheit verliehen wäre? Noch ist zu erwähnen, daß Friedrich in seinen jungen Jahren nicht die Kälte gegen die Reize schöner Frauenzimmer bewies, die er als Regent, aus Ursachen, die noch Niemand gehörig entwikkelt hat, zeigte; indessen hat er zu keiner Zeit Mätressen geliebt; hat sie so wenig, als Spielkarten zu Gegenständen seiner Zuneigung gemacht. Auf die Erhaltung seiner Gesundheit wendete er damals nicht die gehörige Sorge. Er saß oft bis Mitternacht bei der Tafel, und stand früh wieder auf. Während seines Aufenthaltes am Rheine machte er mit einigen jungen Leuten sogar den Versuch, sich des Schlafes ganz zu enthalten, um des Lebens noch einmal so lange, als andre zu genießen. Vier Nächte

sezte er es vermittelst vielen Kaffeetrinkens durch: aber bald foderte die Natur ihre Rechte; er schlief nun Mittags beim Essen ein, und muste daher eine Sache aufgeben, die der Einrichtung aller lebendigen, organischen Wesen widerstreitet.

Die vornehmsten Gesellschafter, welche er nach und nach zu Rheinsberg um sich versammelt hatte, waren: der Herr von Knobelsdorf, von Kaiserling, Fouquet, Bielefeld, der Graf Chazot, sein Jugendlehrer Sterning, der Maler Pesne, die Tonkünstler Graun und Benda, und besonders Jordan. Der Herr von Knobelsdorf war anfänglich Officier, wurde aber als Freund der Baukunst, des Zeichnens und Malens bald von Friedrich bemerkt, und auf Reisen nach Italien geschikt. Der Kronprinz nahm ihn darauf in die Zahl seiner Vertrauten auf, ließ durch ihn das Schloß zu Rheinsberg ausbauen, behielt ihn als täglichen Gesellschafter bei sich, machte ihn in der Folge zum Ober-Landbaudirektor und Finanzrath, und liebte ihn bis an seinen Tod, welcher 1753 im 53sten Jahre zu früh für die bildenden und schönen Künste erfolgte. Sanssouci ist ein Denkmal seiner Kunst, und Friedrich's Achtung ein Beweis seines Werths. Uebrigens hatte er mehr von dem Ernste der Deutschen, als von der Geschmeidigkeit der Franzosen an sich, und besaß mehr Verstand als Wiz, ob es ihm gleich an lezterm nicht fehlte. — Der Baron von Kaiserling, ein geborner Kurländer, gehörte unter des Prinzen erste Lieblinge.

Er

Er war ein seltsamer Mann, das, was man jezt halb spöttisch ein Genie zu nennen pflegt, bald wild aufbrausend, bald sanft empfindend; jezt lauter Scherz, dann die Ernsthaftigkeit selber, voll der widersprechendsten Launen; aber bei jeder Rolle, die er spielte, doch höchst liebenswürdig. Sein unerschöpflicher Wiz belustigte, und sein mit den verschiedensten Kenntnissen angefüllter Kopf belehrte den Prinzen, und erheiterte ihn noch als König. Er führte den Beinamen Cäsarion, und starb schon 1745 als Oberster, da ihn Friedrich, um einen großen General aus ihm zu ziehen, langsamer steigen ließ, als es sonst bei Günstlingen zu geschehen pflegt. — Der Graf Chazot, ein Franzose aus der Normandie, kam bei dem Feldzuge am Rheine in des Prinzen Bekanntschaft, und von dessen dringenden Bitten bestürmt, begab er sich nach geendigtem Kriege zu ihm nach Rheinsberg. Sein einschmeichelndes Wesen, seine wizzigen Einfälle, seine gelehrten Kenntnisse und seine militärischen Geschiklichkeiten machten ihn dem Kronprinzen werth. Er focht als Major unter dem Regimente Bareut, welches geführt vom General Geßler in der Schlacht bei Hohenfriedberg den 3. Juni 1745 allein 66 feindliche Fahnen erbeutete. Friedrich dankte der Mutter des Grafen in einem verbindlichen Schreiben für die Tapferkeit des Sohnes, übersandte ihr einige Geschenke, und erlaubte der Familie Chazot zu ihrem Grafenwappen einen halbgekrönten schwarzen Adler nebst dem Namen Hohenfriedberg und der Zahl 66 hinzuzufügen.

fügen. Im Jahre 1752 verließ Chazot die Preußischen Dienste, wurde Kommandant zu Lübek, behielt aber des Königs Gunst. Einige Jahre vor des leztern Tode machte er noch einen Besuch zu Potsdam, wo er auf's liebreichste empfangen wurde. — Einen wichtigen Einfluß in Friedrich's Bildung hatte Jordan, der ihm besonders in der Philosophie bessere Begriffe beibrachte. Jordan war Prediger gewesen, hatte jedoch aus Schwäche des Leibes, und aus Widerwillen gegen die Theologie sein Amt niedergelegt, eine große Reise durch Frankreich, England und Holland gemacht, durch Studiren und Umgang seine Kenntnisse in der Philosophie und den schönen Wissenschaften sehr erweitert, und war 1736 unter Friedrich's Gesellschafter aufgenommen worden. Nach der Regierungs-Veränderung erhielt er den Titel eines Geheimenrathes, und sodann die Stelle eines Vicepräsidenten bei der Akademie der Wissenschaften. Seine beißende Satire erwekte ihm keine Feinde, weil er eben so gutmüthig als wizzig war. Doch ein häßlicher Flekken seines Karakters bleibt es, daß er so arg, als die leichtsinnigen Franzosen über die Religion spottete, und Friedrichs geringe Achtung derselben vollends wegwizzelte. Bei seinem 1745 erfolgten Tode fühlte er hierüber auf dem Sterbebette bittre Reue und quälende Gewissensbisse, die indessen der König für Phantasien der Fieberhizze erklärte.

In der Gesellschaft der genannten, und noch einiger andern Männer, und verschiedener Officiere

seines Regiments brachte Friedrich mehrentheils die Abende zu. Den Tag über beschäftigte er sich gewöhnlich auf seiner Bibliothek mit Lesen, oder an seinem Schreibtische mit Abfassung von Briefen, Abhandlungen und Versen. Die Abendzeit und oft noch die nächtlichen Stunden widmete er den Freuden der Tafel, den Gesprächen mit den gedachten Männern, die von der Natur mit Wiz ausgestattet, durch eignen Fleiß mit den schönen Wissenschaften vertraut, durch Reisen, Feldzüge und Weltumgang gebildet, einen reichen Schaz von Bemerkungen, Anekdoten und Menschenkenntniß besaßen, und nie um Unterhaltung verlegen sein konnten; außerdem wurden häufig kleine Concerte gegeben. Denn der Prinz hielt eine Art von Musikkapelle, deren Vorsteher Graun und Benda waren, welche aber nicht öffentlich diesen Namen führen durfte, sondern vielmehr höchst geheim bleiben muste, weil sie der König Friedrich Wilhelm durchaus nicht geduldet haben würde.

Zur weitern Ausbildung Friedrich's trug der Briefwechsel viel bei, in welchem er damals mit einigen Deutschen, als mit dem Grafen von Manteufel, und dem Herrn von Suhm, meistens aber mit Ausländern, dem Italiener Algarotti, und den Franzosen Voltaire, Maupertuis, Rollin, Fontenelle, und einigen andern stand, von denen er mehrere nach Antritt seiner Regierung in seine Residenz einlud und zu denen er noch viele andere Franzosen gesellte. Keinen

Ge-

Gelehrten bewunderte er aber mehr, als Voltaire; nach keines persönlicher Bekanntschaft bezeigte er ein brennenderes Verlangen, als nach der seinigen. Und es ist auch gewiß, daß Voltaire einer der wizzigsten, angenehmsten, und das Gemüth des Lesers am mehrsten fesselnden Schriftsteller ist; ein unnennbarer Zauberreiz ist über alle seine Werke ausgegossen, und Niemanden kann Friedrich's Bewundern für ihn befremden, wer nur etwas von seinen Geistesprodukten gelesen hat. Aber dieser Mann, der jeden Leser als Dichter und Stilist mit unwiderstehlicher Gewalt für sich einnimmt, erregt als unzuverläßiger, leichtsinniger Historiker, als seichter, elender Philosoph, und als niedriger, boshafter Spötter der Religion, jedes Denkers gerechten Unwillen. Noch anstößiger und rühmloser war sein Karakter als Mensch. Neidisch, heimtükkisch, undankbar und geldhungrig, konnte er wohl nirgends lange im friedlichen Umgange bleiben, nirgends einen guten Eindruk zurüklassen. Seine abschreckende Gesichtsbildung, eine wahre Faunengestalt, drückte die Häßlichkeit seines Gemüthes ab. Sein Landsmann, der Markis D'Argens, welcher fast 30 Jahre hindurch an Friedrich's Hofe als Gesellschafter lebte, und einen edlen Karakter besaß, macht von Voltaire diese wahre Beschreibung: er hatte Wiz und Geist, wie 30 andre, aber er war boshaft, wie ein alter Affe. Friedrich, der als Kronprinz sein Bild in seiner Bibliothek wie ein Palladium im Allerheiligsten des Schlosses aufstellte, der ihn

als König 1743 nach Berlin zog, und mit Wohlthaten mancherlei Art überhäufte, erfuhr selber den schändlichsten Undank von ihm. Voltaire rühmte sich, die königlichen Schriften zu korrigiren, welches bis auf einzelne Worte und Redensarten doch nicht der Fall war. Er sprach hinter des Königs Rükken verächtlich von dessen Person und Werken, verspottete ihn als bloßen Versmacher, entwandte Schriften, die ihm unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraut waren, machte sie wider Friedrichs Willen in verstümmelten Abdrükken bekannt; und als ihm wegen vieler unrühmlichen Streiche 1752 der Hof verboten wurde, und er in seine Heimath ging, rächte er sich in der Folge durch eine Schmähschrift: geheimes Leben des Königs von Preußen, betitelt. Dennoch verzieh ihm der großmüthige Monarch diese schwarzen Thaten, und wenn er gleich für seinen Karakter keine Achtung haben konnte, so schäzte er noch immer seine unläugbar großen Geistesgaben, erneuerte während des 7 jährigen Krieges den Briefwechsel mit ihm, und ehrte ihn nach seinem 1778 erfolgten Tode durch eine selbst verfaßte Lobschrift und ein feierliches Hochamt, das ihm zu Potsdam gehalten werden muste.

Belehrend und nüzlich für Friedrich waren die Briefe, die er von dem Sächsischen Gesandten, dem Herrn von Suhm erhielt, und offen und traulich die, welche er an ihn schrieb. Suhm hatte sich zu Genf und Paris gebildet, war ein eifriger

Lieb-

Liebhaber und genauer Kenner der Philosophie, und vereinigte mit einem hellen Verstande ein sanftes, theilnehmendes Herz. Schon während seiner Gesandschaft zu Berlin von 1720 bis 1730 schloß sich der Kronprinz an ihn an, und machte ihn zu seinem Vertrauten. Auch nach Endigung seiner Gesandschaftsgeschäfte sprach er ihn noch mehrere Male zu Berlin. Sie unterhielten sich zuweilen bis tief in die Nacht über Statskunst und Philosophie. Friedrich entdekte ihm zutraulich seine Geldnoth, in die er bei der Sparsamkeit seines Vaters oft gerieth, und erhielt durch ihn die Mittel, seinen Bedürfnissen abzuhelfen. Er zog ihn über die körperliche Schwäche, die er sich durch einige Lebensunordnungen zugezogen hatte, zu Rathe. Ihm klagte er den Verdruß, den ihm sein Vater dadurch machte, daß er ihn zwang, Zeit und Gesundheit mit dem ewigen Exerciren, mit dem langweiligen Rechts- und Linksum, mit dem Puppenspiel des militärischen Prunks zu tödten. Der freundschaftliche Briefwechsel von 1736 bis 1740 ersezte die mündlichen Unterhaltungen, und bestand nicht allein im Erguß zärtlicher Gesinnungen, sondern erstrekte sich auch über philosophische Gegenstände. Suhm lenkte des Prinzen Aufmerksamkeit insbesondre auf Wolf's Philosophie, schikte ihm die besten Stükke aus seiner Logik und Metaphisik in Französischer Sprache zu, und bewog ihn dadurch, sich mit dem ernstlichsten Studium dieser Philosophie zu beschäftigen. Friedrich fand da-

mals viel Geschmack hieran, und wenn er gleich nachher als König, von den mit mehr Anmuth, aber desto weniger Tiefsinn ausgerüsteten Franzosen auf andre Gedanken gebracht wurde, und mit Gleichgültigkeit gegen die Wolfische Weltweisheit erfüllt wurde; so ist es doch unverkennbar, daß er die Klarheit und Deutlichkeit, womit er seine Begriffe sich selber zu entwikkeln, und die Faßlichkeit und Bestimmtheit, womit er sie in seinen Schriften vorzutragen wuste, einem großen Theile nach dem Forschen und Durchlesen der Wolfischen, von Suhm ihm empfohlnen, Auszüge zu verdanken hatte.

Etwas Auszeichnendes und Eigenes an Friedrich war seine Neigung zur Dichtkunst, und die Leichtigkeit des Dichtens, womit er sich die Stunden der Muße in seiner Jugend erheiterte, seinen Aufenthalt in Rheinsberg verschönerte, mitten im Getümmel des Krieges seinen ermüdeten Geist wieder stärkte, und noch im Alter ergözte. Er hielt bis in seine spätern Lebensjahre ein gutes Gedicht für ein vorzügliches Werk des menschlichen Geistes, und fand das gröste Vergnügen daran, seine Gedanken dichterisch auszudrükken. Seine Fertigkeit hierin war außerordentlich und bewunderungswerth. Nach einer reichlichen Mahlzeit, nach der Blutarbeit einer Schlacht, am frühsten Morgen, am späten Abende — immer war er zum Versmachen aufgelegt, und immer flossen ihm Bilder und Worte, Reime und Ausdrükke reichlich

zu.

zu. Nach dem Urtheil eines eben so bescheidnen, als feinen Kunstrichters, des Professors Garve *) unterschied sich Friedrich's Dichtungsgabe nicht durch einen hohen Flug der Einbildungskraft, nicht durch die Größe und Verwikkelung der Entwürfe, nicht durch Erschaffung neuer Dinge und Begebenheiten, war nicht so erhaben, wie Klopstocks, nicht so glänzend, wie Voltaire's; sondern sie zeichnete sich durch Anmuth, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit aus. Seine Imagination beschäftigte sich mit der wirklichen Welt, führte alles auf den Schaz seiner eignen Erfahrungen und seiner Lektüre zurük, stellte ihm diese mit den lebhaftesten Farben dar, ließ ihm die kleinsten Umstände nicht entwischen, und führte das Gemälde bis ins feinste Detail aus, besonders da, wo eine fehlerhafte oder lächerliche Seite aufzudokken war. Daher hat nicht sowohl das Ganze als Kunstprodukt einen hohen poetischen Werth; aber einzelne Gemälde, wohlgewählte Bilder, anschaulich durchgeführte Darstellungen sind ihm meisterhaft gelungen. Diese Beschaffenheit seines Dichtungsvermögens sezte ihn in den Stand, eben so gut zu erzählen, eben so munter zu scherzen, als ungehindert Verse zu machen. Zum Gespräche war er immer eben so geschikt, als zum Schreiben; immer strömten ihm Ideen und Worte unaufgehalten zu. Seine poetische Ader ergoß sich gleichsam auf

*) Siehe dessen Fragmente zur Schilderung des Geistes ꝛc. Friedrich's II. Zweiter Theil. S. 109 — 124.

auf seinen Wink, und durfte keine gewisse Stunde, selbst die Verdauung nicht abwarten. Diese seltne Leichtigkeit, seine Gedanken auszudrükken, macht es allein begreiflich, wie Friedrich so viele Werke, so viele Briefe, so viele Probeversuche, die als bloße Uebungen des Geistes mit Recht keine öffentliche Bekanntmachung erlebten, hat verfassen und schreiben können: Der schreibseligste Schriftsteller, der weiter nichts thut, als sein Leben mit gelehrten Arbeiten auszufüllen, hätte ihn an Fruchtbarkeit des Hervorbringens kaum übertreffen mögen. Und dies waren für Friedrich, den Vollbringer ganz andrer, noch weit erstaunenswürdiger Dinge, nur Nebenarbeiten.

Aber nicht bloß mit Briefschreiben übte und bildete, nicht bloß mit Versemachen erheiterte Friedrich seinen Geist; sondern schon als Kronprinz verfertigte er auf seinem Tuskulum, wie er Rheinsberg nannte, zwei größere Schriften, die für das Publikum bestimmt waren. Das erste bestand in seinen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Europäischen Statensistems," welche er 1736 nach dem ein Jahr zuvor geendigten Reichskriege ausarbeitete. Durch diese Abhandlung zeigte Friedrich schon als Prinz, mit welcher Aufmerksamkeit er alles erwog, was in den Staten Europa's vorging, wie scharfsinnig er den Karakter der Fürsten und Minister, die an jedem Hofe herrschenden Grundsäzze, das Interesse, welches aus der Lage eines jeden hervorging, beobachtete und beur-

beurtheilte, wie bekannt er mit den verschiedenen Theilen der Geschichte war, und wie er aus diesen Beobachtungen Resultate für die Zukunft zog. Es war freilich noch nicht eigne Erfahrung, die hier sprach, sondern mehr Anwendung von den Meinungen der damaligen Politiker. Aber es beweiset doch den Eifer, mit welchem er über Regierungssachen nachdachte, und stellt von seiner Philosophie, Geschichts- und Statenkunde eine rühmliche Probe auf.

Die andre Schrift, welche er kurz vor seiner Thronbesteigung 1739 verfaßte, ist der Antimacchiavell, oder die Widerlegung Macchiavell's, Examen du Prince de Machiavel. Nikolaus Macchiavelli, ein Italienischer Gelehrter, der lange Zeit Staatssekretär der Republik zu Florenz gewesen, und 1526 im 58. Jahre gestorben ist, schrieb nebst vielen andern auch ein politisches Buch, der Fürst, Il Principe, betitelt, welches nicht allein wegen seines Inhalts weit und breit verrufen ist, sondern auch Macchiavell's Namen selber bis auf den Grad gebrandmarkt hat, daß man noch jezt alle Gewaltthaten tirannischer Fürsten, alle ehrlose Ränke unmoralischer Minister Macchiavellische Handlungen, Macchiavellische Künste nennt. Aber o ehrwürdiger Schatten Macchiavell's, wie sehr hat man sich an dir versündiget! mit welchem Unrecht dein Andenken geschmähet! Es wäre endlich Zeit, deinen Namen von dem unverdienten Schimpf zu reinigen, und ihn nicht

ferner

ferner zu Bezeichnung fürstlicher Despotenstreiche zu mißbrauchen! Es ist wahr, der erste flüchtige Anschein zeuget gegen Macchiavelli; es scheint als wolle er in dem gedachten Buche Lehren der Tirannei und der Unmenschlichkeit predigen. Es erregt Abscheu, wenn es im 17. Kapitel seines Fürsten heist: è molto più sicuro, esser temuto, che amato, es sei für einen Regenten zu seiner Sicherheit weit besser, daß er gefürchtet, als daß er geliebet werde; und im 18. Kap.: ein Fürst müsse etwas vom Menschen, und etwas von einer Bestie annehmen, er müsse bald ein Fuchs, bald ein Löwe sein; ein vorsichtiger und kluger Landesherr könne und müsse sein Wort nicht halten, müsse keine Treue und keinen Glauben beobachten, wenn es sein Vortheil erheische; non può un Signore prudente nè debbe osservare la fede; diese und hundert ähnliche Stellen empören jedes menschliche Gefühl. Jedoch zur Ehrenrettung Macchiavell's wird es genug sein, wenn wir bemerken, daß diese ganze Schrift eine offenbare Satire ist, daß der Verfasser nicht als Dogmatiker vom Lehrstuhle herab gebietet, was Fürsten den Rechten nach thun sollen, sondern daß er als Historiker erzählt, was ungerechte Regenten, am mehrsten i Principi nuovi, Usurpatoren zu thun pflegen. Er stellt die Grundsäzze der Tirannei dem Leser vor Augen, nicht um sie zu empfehlen, sondern um sie verhaßt zu machen. Eine besondre Veranlassung zu dieser satirischen Schrift gaben dem Macchiavell die Schiksale seines Vaterlandes. Florenz war eine Republik,

publik, aber die Mediceer warfen die Freiheit über den Haufen, und erhoben sich aus dem Stande der Bürger zu Herren des Landes, zu Unterdrükkern ihrer Mitbürger, zu Großherzogen von Florenz. Dies erbitterte die Edlen des Stats, ganz vorzüglich den Macchiavell; er entwarf daher ein abschrekkendes Gemälde von der Tirannei, redete so viel von principi nuovi, und wollte durch dies Buch seine Landsleute bewegen, das Joch der Familie Medici wieder abzuschütteln. Nur Unbekanntschaft mit den Zeitumständen, nur Unkunde der übrigen Werke dieses großen Statsmannes konnte seine Absicht verkennen. In allem, was er sonst geschrieben hat, findet man überall den Freund der Gerechtigkeit, den Vertheidiger des Wahren und Guten, den Schuzredner der Menschheit, vernimmt überall die Sprache des hellen Verstandes, und des für Volkswohl eingenommenen Herzens; man lese seine Betrachtungen über die erste Dekade des Livius, seinen Plan über die Statsverbesserung von Florenz, seine 39 Briefe, die er im Namen der Republik schrieb, seine Abhandlung vom Kriege in 7 Büchern, und seine Florentinische Geschichte in 8 Büchern. Wer auch nur Einiges von diesen Büchern, besonders in der Ursprache gelesen und durchdacht hat, wer dabei bedenkt, daß Macchiavelli in seinen Sitten und in seinem Lebenswandel stets den Karakter eines wohlwollenden und rechtschaffenen Mannes behauptet hat, der wird ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wird ihm seine

Hoch=

Hochachtung nicht versagen können, wird sich vielmehr wundern, einen Namen so verschrien zu sehen, welcher doch neben den Namen der geistreichsten und edelsten Schriftsteller aufgestellt zu werden verdient. Gewiß irrte sich auch Friedrich II., wenn er, von dem Modegeschrei seiner Zeit hingerissen, in Macchiavell einen Prediger der Grausamkeit zu erkennen glaubte. Doch seine Absicht bleibt lobenswerth, und sein Vorhaben, aus dem Gesichtspunkte betrachtet, wie er es unternahm, höchst rühmlich. Er hielt Macchiavell's Satire für Ernst; und nach dieser Ansicht ist es edel, wenn er in der Vorrede seiner Gegenschrift sagt: „ich „wage es, die Vertheidigung der Menschlichkeit „gegen ein Ungeheuer zu übernehmen, welches „dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft „und Gerechtigkeit den Sophismen und Lastern „entgegen zu stellen." Bei Verfertigung des Antimacchiavell's ging er mit Bedacht, und bei der Herausgabe mit Bescheidenheit zu Werke. Er schrieb hierüber 1739 an Voltaire: „ich glaubte ganz rasch an meine Schrift gegen Macchiavelli's Fürsten gehen zu können; aber ich finde nun, daß junge Leute oft ein wenig zu feurig sind. Um mit dem bekannt zu werden, was schon gegen ihn geschrieben worden ist, habe ich eine unendliche Menge Bücher lesen müssen, und brauche nun noch einige Zeit, um alles gehörig zu verdauen." Im Jahre 1740 war er mit dieser Arbeit fertig, und schikte sie vorher zur Durchsicht an Voltaire mit diesen Worten: „Mit der heutigen Post sende

ich

ich ihnen die Hefen meiner Arbeit, und bitte sie, mir ihre Kritik darüber mitzutheilen. Lassen sie alle Anzüglichkeiten, die sie unnöthig finden, über die Klinge springen, und sehen sie mir keine Fehler gegen die Reinheit der Sprache nach. Ich spreche von den großen Fürsten zu frei, als daß ich die Schrift unter meinem Namen bekannt machen könnte; daher bin ich entschlossen, wenn ich sie erst verbessert habe, sie anonymisch in den Druk zu geben." Friedrich verlangte also nur eine Kritik von Voltaire, nur Wegschneidung des Ueberflüssigen, und Verbesserung der Sprachfehler. Nochmals überarbeiten und dann herausgeben, wollte er sie selber. Der eingebildete Voltäire richtete sich nach diesen Vorschriften nicht; er änderte, was Friedrich nicht verlangt hatte, die Sachen, er arbeitete, besonders im 15. und 16. Kapitel so viel um, daß Friedrich die von Voltaire besorgte erste Ausgabe nicht für sein Werk erkennen, und sie unterdrükt wissen wollte. Obgleich Friedrich's Name hiebei nicht genannt werden sollte, so wurde es doch bald bekannt, daß er der Verfasser sei; dies gab dem Werke einen großen Ruf, es wurde in 5 Sprachen übersezt, und begierig gelesen. Indessen für den Philosophen und Statsmann möchte der Antimacchiavell den hohen Werth schwerlich haben, welchen man anfänglich darauf sezte, theils, weil Friedrich's Ansicht Macchiavell's auf einem wirklichen Irrthume beruht; theils, weil nachher andre Schriftsteller die nemlichen Gegenstände mit mehr Tiefsinn, Kraft und Gründlichkeit abgehandelt

haben.

haben. Aber auf immer wird es, wie Friedrich's Lobredner, der Graf Guibert (S. Eloge du Roi de Prusse. Nouvelle Edit. p. 10.) sagt, eine merkwürdige Erscheinung bleiben, daß der Erbe eines Thrones die Sache der Völker gegen einen bloßen Bürger, welcher die Tirannei zu lehren schien, vertheidiget hat; und wenn die Gesezze des Krieges oder der Nothwendigkeit in der Folge Friedrichen selber manchmal gereizt haben, gewaltthätig zu verfahren, so ist es wenigstens eine Huldigung, welche sein Gewissen den Rechten der Menschheit im Antimacchiavell darbrachte; und die Tirannen oder ihre ersten Sklaven werden ihre Statsränke, und ihre Verwaltung niemals mit dem Ansehn der Grundsäzze Friedrich's rechtfertigen können."

Friedrich's Wißbegierde nach allem Schönen und Guten trieb ihn an, 1738 in den Orden der Freimaurer zu treten, weil er hier besondre Aufschlüsse der Weisheit zu erlangen hoffte. Die nähere Veranlassung hiezu gab ein Tafelgespräch bei einem Besuche zu Loo, den sein Vater in seiner Begleitung dem Prinzen von Oranien abstattete. Friedrich Wilhelm machte sich nach den damaligen Zeitbegriffen die schreklichsten Vorstellungen von diesem Orden, und ergoß seine ganze Galle über ihn, da eben die Rede auf ihn fiel. Ein anwesender Freimaurer, ein Graf von der Lippe, vertheidigte aber die Gesellschaft, zu der er gehörte, mit solchen Gründen, die, wenn auch nicht den

übri-

übrigen Gästen, doch dem Kronprinzen einleuchteten, und ihm eine hohe Idee von ihr einflößten. Nach der Tafel zog er den Grafen bei Seite, und bezeigte ihm seinen Wunsch, Mitglied des Ordens zu werden. Es wurde nun verabredet, daß seine feierliche Aufnahme zu Braunschweig auf der Rückreise geschehen sollte. Dies wurde in einer Mitternachtsstunde daselbst wirklich vollzogen. Die Sache blieb vor dem Könige verborgen. In den ersten Jahren nach seiner Aufnahme wohnte Friedrich, auch als König, noch einige Mal den Zusammenkünften seiner Ordensbrüder mit bei; aber da er troz des Geheimnißvollen, worein sich die Gesellschaft hüllt, keine neue Weisheit bei ihr entdekte, so wurde er in der Folge ganz gleichgültig gegen sie, und gab in seinem Alter einige Winke, die mehr dem Spotte als der Achtung ähnlich waren. Und in der That kann jeder Nachdenkende von selbst erachten, daß hinter aller Geheimnißkrämerei nicht viel Sonderliches verborgen sein kann. Nur das eine folgt aus Friedrich's, und so vieler andern Prinzen Eintritt in diesen Orden, in welchem mehrere derselben die höchsten Grade erstiegen hatten, daß er für die bürgerliche Verfassung unschädlich ist, und daß alle neuere Verfolgungen desselben in so manchen Länder aus blindem Eifer und unerwiesenen Beschuldigungen herrühren.

An-

Antritt der Regierung.

Erste Einrichtungen.

Mit Fähigkeiten ausgerüstet, die den mehrsten Regenten versagt sind; durch seine Erziehung zu dem hohen Posten, worauf Geburt und Glük ihn stellten, nicht vorbereitet; aber durch seinen eignen Fleiß gebildet, durch das Studiren der alten Meisterwerke Griechischer und Lateinischer Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter zu hohen Gefühlen begeistert, und mit dem Vorsaz erfüllt, seine Regierung merkwürdig zu machen, trat Friedrich die Herrschaft an, und täuschte schon durch seine ersten Unternehmungen die Erwartungen der Günstlinge, der Hofleute und des Publikums auf eine seltne Art, indem er etwas ganz anders leistete, als man gedacht, und weit mehr, als die Welt bis dahin von einem Könige erlebt hatte. Seine Vertrauten, und unter ihnen viele, die es sich bloß einbildeten, darunter zu gehören, hoften ein Schlaraffenleben unter Friedrich's Regierung führen zu können; die ersten Statsämter unter sich vertheilt, den gesammelten Schaz zu nichts als Lustbarkeiten verschwendet, und die Einkünfte, nach Abziehung der nothwendigsten Ausgaben, zu lauter Glanz und Pracht angewendet zu sehen. Die Welt urtheilte nicht viel anders. Man kannte seine Geisteskräfte nur wenig, und seine Neigungen sehr schlecht. Der Ruf hatte bis dahin von ihm bloß dies verbreitet, daß er zum Zeitvertreibe in Büchern lese, aus Langerweile Verse mache, und

den Vergnügungen so wie dem Luxus ergeben sei. Man meinte also, daß das Soldatenspiel des Vaters den Freuden und Lustspielen des Sohnes weichen, der gröste Theil des Kriegsheers abgedankt werden, und Hofpomp, Ueppigkeit, und jeder Mißbrauch träger Weichlichkeit ihre Stelle einnehmen würde. Die ersten Tage nach dem Tode seines Vaters gingen in erwartungsvoller Stille vorüber. Nachdem er einige Zeit dem Schmerze kindlicher Ehrfurcht, und der Tröstung einer geliebten Mutter gewidmet hatte, begab er sich nach Charlottenburg, einem Lustschlosse in der Nähe der Hauptstadt, welches der vorige König aus Abneigung gegen die Glanzsucht Friedrichs I., und aus Widerwillen gegen die philosophischen Beschäftigungen seiner Mutter nicht geliebt hatte. Friedrich II. beschäftigte sich hier mit Untersuchungen der genauen Beschaffenheit seiner Finanzen, seiner Armee, seiner Hülfsquellen, und prüfte die Vorschläge zu der neuen Verfassung, die ihm mündlich und schriftlich gemacht wurden. Besonders geschäftig hiebei bewies sich der Kammerherr von Pöllniz, und der Kammerdiener Fredersdorf. Beide genossen einiges Vertrauen bei Friedrich, und darauf gestüzt, glaubten sie, daß sie nun eine groſse Rolle spielen, Reichthümer und Schäzze sammeln, oder die Mittel zur Verschwendung erlangen würden. Pöllniz, der viel Wiz, spaßhafte Einfälle, und feinen Geschmak besaß, aber ein Erz-Verschwender war, und sein väterliches Vermögen bereits vergeudet hatte, überreichte

dem

dem jungen Könige einen weitläuftigen Plan, der von ihm und mehrern andern Lieblingen ausgearbeitet worden war, und der auf die Errichtung eines üppigen Hoflagers abzielte. Damit das schöne Projekt durch keinen Widerspruch der Minister scheitern möchte, so suchte Pöllnitz die alten Statsdiener bei Friedrich in ein lächerliches Licht zu stellen; den Finanzminister von Boden aber, der unter der vorigen Regierung das gröste Vertrauen besaß, und alle Geheimnisse Friedrich Wilhelms wuste, verdächtig zu machen. Wider Erwarten gelang es ihm mit letzterm. Friedrich wurde gegen Boden eingenommen, und wollte ihn nicht einmal vor sich lassen. Allein dieser edle Patriot drängte sich durch die Günstlinge, die die Vorzimmer besezt hielten, hindurch; und ließ sich bei Friedrich anmelden. Die erste abschlägige Antwort schrekte ihn nicht ab. Die Festigkeit, mit welcher er wiederholt auf einem Gehör bestand, weil er wichtige Dinge zu sagen habe, machte endlich Eindruk, und bewirkte ihm die Einlassung. Friedrich empfing ihn nicht auf's freundlichste. Doch die Freimüthigkeit, mit welcher Boden sprach, die Wahrheit, welche unverkennbar aus seinen Worten hervorging, und die gründliche Einsicht, womit er von der Statshaushaltung urtheilte, zeigte bald, daß Boden ein andrer Mann sei, als wie ihn die Spötter und Verdächtigmacher abgebildet hatten. Friedrich gewann Zutrauen zu ihm, zeigte ihm Pöllnizzes Plan, und verlangte seine Meinung zu hören. Es sei, erwie-

derte

derte Boden, unter dem vorigen Könige in manchen Stükken allerdings zu knapp hergegangen, und hie und da eine Verbesserung nothwendig. Aber der vorliegende Plan könne mit einer weisen Haushaltung nicht bestehen, und müsse eine von beiden Folgen nothwendig hervorbringen: entweder die Unterthanen mit neuen Abgaben belasten, oder die Armee vermindern. Nein! nein! unterbrach ihn Friedrich mit heftigem Ungestüm; keines von beiden! Die Unterthanen sollen keinen Heller mehr geben, weil ich zu gut weiß, wie sehr sie schon gedrükt sind. Eben so wenig will ich meine Truppen schwächen; sie sollen vielmehr verstärkt werden. Alles, was ich thun kann, ist, die großen Kerls abzuschaffen, die meinem Vater so viel Geld gekostet haben, und ich werde mir eine andre Garde errichten. Das Ding muß anders angefangen werden. Zum Schluß der Unterredung übertrug er dem Minister, andere Vorschläge zu entwerfen, wie er als König mit Anstand leben könne, und den Bedürfnissen des Stats dabei keinen Abbruch thun dürfe. Nun war von dem verschwenderischen Plane des Baron Pöllnitz keine Rede mehr. Boden behauptete seinen Posten, die übrigen Minister blieben gleichfalls in ihren Stellen; die Lieblinge wurden in ihre Schranken zurükgewiesen; sie dienten ferner zu Friedrichs Unterhaltern in den Stunden der Erholung, aber er gestattete ihnen durchaus keinen Ein-

fluß in die Regierungsgeschäfte, er stellte jeden dahin, wo er auch dem State mit seinem Talente nüzlich sein konnte; aber mancher muste ziemlich weit von unten anfangen, und stieg nur allmählig höher; keiner machte das hohe glänzende Glük, was er sich geträumt hatte; und schon durch diese Handlung beurkundete Friedrich die Weisheit seines Verstandes, und die männliche Kraft seiner Sele, die den stärksten Reizen widerstehen, die der Freundschaft gebieten konnte, nicht mehr zu fodern, als ihr gebührt.

Weil indessen die Sparsamkeit des vorigen Königs die Grenzen überschritten, und die äußere Würde des königlichen Ansehens zu wenig geachtet hatte; so hielt es Friedrich für nöthig, den Hofstat etwas ansehnlicher zu machen, und den Mittelweg zwischen Kargheit und Verschwendung, zwischen Kunstverachtung und Luxus zu betreten. Seiner Gemalin schenkte er das Lustschloß Schönhausen zum Eigenthum, legte ihr 12 Edelpagen, 8 Lakaien, mehrere Hofdamen zu, und sezte sie in den Stand, sich als Königin zu zeigen. Für seine Mutter sezte er größere Summen, als sie bis dahin gehabt hatte, aus, und kam allen ihren Wünschen, wie bereits oben gemeldet ist, zuvor. Seine jüngern Brüder Heinrich und Ferdinand von 14 und 10 Jahren ließ er zwekmäßiger, als es bisher geschehen war, erziehen, gab ihnen verständige Lehrer, und die Herrn von Kreutz und von Stille, nachmalige Generale, zu Aufsehern. Den

ältern

ältern Bruder bestimmte er zum Thronerben, ob er ihn gleich erst den 30. Jun. 1744 zum Prinzen von Preußen ernannte; er dachte noch in diesem Jahre daran, ihm eine Gemalin zu wählen. Für sich selbst nahm er 12 Leute vom schönsten Körperbau zu Jägern an, ob er gleich die Jagd nicht liebte, und stattete sie mit reichen Uniformen aus. Dann schafte er 7 Stallmeister, mehrere prächtig gekleidete Laufer und Heidukken vom Riesenregimente und eine Menge andrer Bedienten an.

Seine ersten öffentlichen Handlungen waren mit Wohlthaten bezeichnet. Die Natur war bei der vorjährigen Ernte an vielen Orten eben so karg, als in dem leztern Winter strenge gegen die Bewohner der nördlichen Länder gewesen. Hieraus entstand Mangel an Lebensmitteln, Theurung der ersten Bedürfnisse, und es fing sich an, eine Hungersnoth zu zeigen. Friedrich Wilhelm hatte Magazine, aber wider seine sonstige Gewohnheit öfnete er sie in den lezten Monaten seines Lebens nicht. Weil ihn die Krankheit in seine Zimmer fesselte, er also nicht mit eignen Augen das Elend in der Nähe sahe, so hielt er die Klagen für grundlos, und durch traurige Erfahrungen mißtrauisch gemacht, glaubte er selber den Berichten seiner Minister nicht; er meinte, eigennüzzige Menschen wollten sich bereichern, und erdichteten daher eine Landesnoth. Friedrich erkannte es wohl, daß das Uebel keine Erdichtung sei. Die

Noth hatte eine solche Höhe erstiegen, daß Menschen aus Mangel umkamen, daß selbst die Soldaten, für welche sonst mit Zurüksezzung andrer Stände von Friedrich Wilhelm gesorgt wurde, den Hunger nicht stillen konnten. Noch am Todestage des leztern lief vom General der Artillerie Linger eine Depesche ein, daß die Kanoniere zu Berlin seit 3 Tagen kein Brod bekommen könnten, und in Gefahr des Hungertodes schwebten. Friedrich half der Noth sogleich ab. Er öfnete zu Berlin und in allen Provinzen die Magazine, ließ unter die dürftigsten das Getreide umsonst vertheilen, an andre zu wohlfeilen Preisen liefern, erlaubte das Einbringen der Bauernbrodte ohne Abgabe in die Städte, und verlangte bis nach der nächsten Ernte keine Accise von dem Mehle. In Pommern allein wurden 80000 Scheffel, jeder zu dem niedrigen Preise von 20 Gr. verkauft. Dabei verordnete er, daß in allen Hauptorten der Provinzen und Kreise die Magazine in wohlfeilen Zeiten mit einem Vorrathe auf $1\frac{1}{2}$ Jahre gefüllt werden sollten. Den königlichen Amtspächtern erließ er die Rükstände ihrer Pachtgelder bis zum künftigen Jahre. Um den Armen zu Berlin, die über Mangel an Verdienst klagten, Gelegenheit zum Erwerb zu geben, ließ er für 1000 dürftige Frauenspersonen Stuben zum Flachsspinnen miethen, bezahlte auf 6 Monate den Miethzins, schenkte für die kältere Jahreszeit das Holz, strekte den Aufsehern 3500 Thaler ohne Interessen zum Ankauf des Flachses vor, und wünschte, daß hieraus ein beständiges Flachsmagazin

gazin entstehen möchte. Die Summen, welche vorher zur Fütterung wilder Hezthiere ausgesezt waren, glaubte Friedrich auf eine menschenfreundlichere Art, zu Ernährung armer Leute anwenden zu müssen. Er bestimmte sie daher für immer zu diesem Zwekke.

Gleich nach dem feierlichen Leichenbegängnisse des verstorbenen Königs, wo die Potsdammer Riesen zum lezten Male paradirten, wurde das ganze Leibregiment aufgelöset, und aufgehoben. Viele erhielten ihren völligen Abschied; andre, die noch Lust zu dienen hatten, wurden unter andre Regimenter gestekt; mehrere Alte bekamen Versorgungen, und einige stempelte man zu Heidukken um. Diese Maßregel war sehr heilsam und nothwendig. Denn die Ersezzung der Gestorbnen oder Abgegangnen erforderte ein beständiges gewaltsames Herumspüren und Haschen nach großen Fleischmassen, welches ungeheure Kapitalien verschlang, und immerwährende Werbehändel erzeugte. Sodann kostete der Sold derselben mehr, als die Erhaltung von fünf andern Regimentern. Und der Dienst, den sie leisteten, war zu nichts, als zur Parade; die Leute verstanden nichts vom Kriege, und waren ganz untauglich dazu. Sie konnten keine Strapazen aushalten, und waren in Weichlichkeit so verwöhnt, daß sie kaum die Flinte während der Parade hielten. Viele ließen sich von eignen Bedienten das Gewehr auf den Exercier- oder Paradeplaz tragen. Nur zum Andenken ließ

Fried-

Friedrich ein Bataillon, eben so bewafnet und bekleidet wie die Kolossen, doch aus kleinern Leuten in Potsdam fortdauern. Dies Bataillon, gemeiniglich die alte Garde genannt, bestehet noch bis jezt. Um jedoch zu zeigen, daß diese Aufhebung der Potsdammer Grenadiere keinesweges die Schwächung des Heers zur Absicht habe, errichtete Friedrich noch in den ersten Monaten 15 neue Bataillons, aus denen 8 Regimenter entstanden. Außerdem bildete er sich aus seinem vormaligen kronprinzlichen Regimente eine neue Garde von 18 Kompagnien, welche prächtige Monturen erhielten, wovon er selber die Uniform anlegte, und besondre Gelegenheiten ausgenommen, lebenslang trug. Dann stiftete er noch eine Garde zu Pferde von 2 Eskadronen, und vertheilte ein gleichfalls neu organisirtes Ingenieurkorps, unter dem sich der Oberste Walrawe und Major Humbert sehr auszeichneten, in die verschiedenen Festungen.

Auch über das bürgerliche Verhältniß seiner Unterthanen erstrekte sich der Geist der Reforme von den ersten Wochen an. Friedrich that einen großen Schritt auf der Bahn der Justiz, indem er allen Machtsprüchen in gerichtlichen Urtheilen entsagte, allen Fürsten und Herrschern eine Lection gab, die ihnen ganz neu und unerhört vorkant, und großes Aufsehen erregte; den Völkern aber den Grundsaz durch Thaten aufstellte, daß Könige nicht über die Gesezze erhaben, und nicht befugt sind, ihren ernsten Gang willkührlich zu hemmen,

hemmen, daß vielmehr Fürsten Pflichten, und Unterthanen Rechte haben. Die Strafe des Sackens der Kindermörderinnen wurde abgeschaft, und statt dessen das Schwert zur Ahndung ihres Frevels bestimmt. Die Dispensationen in Ehesachen für Geld hörten auf; die verbotnen Grade wurden näher eingeschränkt, und genauer bestimmt, und bei ihnen fand gar keine Erlassung Statt. Friedrich verfuhr hier nach dem ganz vernünftigen Grundsaz: entweder ist eine verbotne Ehe ein wirkliches Laster, alsdann kann es keine gerechte Obrigkeit erlauben; oder sie ist es nicht; wie kann man sich Geld für etwas geben lassen, was doch kein Unrecht enthält. Jezt nach mehr als 60 Jahren sind viele Konsistorien, welche erleuchtet sein wollen, noch nicht da, wo Friedrich in den ersten Tagen seiner Regierung war. In Kirchensachen stellte er die von seinem Vater geraubte Freiheit, sich in Kleidungen und Ceremonien nach eigner Willkühr einzurichten, wieder her, welches schon vorher bemerkt worden ist. Viele Prediger und Gemeinen suchten nun die weißen Chorrökke, die Altarlichter ꝛc. von neuem hervor; viele aber unterließen es; daher in den Preußischen Kirchen einer und derselben Stadt noch bis jezt eine auffallende Ungleichheit angetroffen wird. Büsching schreibt den Grund dieser gestatteten Freiheit der Spottlust Friedrich's zu, welche sich über die Dummheit derer, die das Veraltete wider einführen würden, im voraus lustig machen wollte. Ein Leser, welcher Friedrich's Verfahren in Angelegenheiten

heiten der Regierung reiflich erwäget, möchte den Büschingschen Einfall weder richtig, noch auch nur wahrscheinlich finden. Friedrich benuzte allerdings jede Veranlassung, die sich zum Spotte darbot, aber er suchte die Gelegenheit dazu nicht auf, noch viel weniger erließ er jemals einen Befehl aus dem niedrigen Kizzel, seiner Spottsucht vor dem ganzen Publikum den Zügel schießen zu lassen. Wo er als Regent und König sprach, wo er öffentlich als Gesezgeber oder Richter handelte, da beobachtete er immer die Würde und den Anstand, die ein solcher Karakter ihm auflegte. Und warum will man ihm dergleichen Bewegungsgründe unterschieben, die mehr für den Schauspieler, als für den Herrscher passen? Warum sollte man nicht den nähern Grund zu seinem Betragen in der Toleranz finden, die er in Religionssachen gegen jeden Menschen bewies? Satirische Pfeile mag er, im Kreise seiner Gesellschafter, auch bei diesem Anlaß auf manche Theologen abgeschossen haben; aber die Begierde, einen Stoff zur Spötterei mühsam herbeizuschleppen, hat ihm die gedachte Verordnung gewiß nicht eingegeben.

Frühzeitig war Friedrich bedacht, den verachteten Wissenschaften neues Ansehn, und der verspotteten Gelehrsamkeit wieder Aufnahme, Liebe und Ehrfurcht zu erwekken. Das erste, was er hierin that, war, den vor 17 Jahren schimpflich verbannten Philosophen Christian Wolf, damaligen Regierungsrath und Professor

zu

Marburg, zur Rükkehr in seine Staten einzuladen. Er bediente sich hiezu der Vermittelung des Probstes Reinbek, an welchen er schon am 6ten Tage seiner Thronbesteigung schrieb: „ich bitte ihn, sich „umb des Wolfen (willen) mühe zu geben; ein „mensch der die Wahrheit sucht, und sie liebt mus „unter aller menschlichen gesellschaft werth gehalten „werden, und glaube ich das er eine Conquete „im laude der wahrheit gemacht hat, wenn er den „Wolf hieher persuadiret." Er bot lezterm 2000 Thaler Gehalt an, und wollte ihn als Akademiker, das heist als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin ziehen, wobei er zugleich Kollegien lesen könnte. Dies Anerbieten war nicht nach Wolf's Wünschen, er fühlte sich nicht für die Nähe und den Umgang eines Königshofes, er sehnte sich vielmehr nach Halle zurük, welches ihm nach langen Unterhandlungen endlich bewilliget wurde. Wolf kehrte im Anfang des Decembers 1740, in eben dem Monate, wo er einst verjagt wurde, in diesen Musensiz unter dem lauten Frohlokken aller Gutdenkenden zurük. — Zur Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften lud Friedrich eine Menge Ausländer ein, die in dem Rufe vorzüglicher Gelehrsamkeit waren, zum Theil auch wirkliche Kenntnisse besaßen. Algarotti, D'Argens, Maupertuis, Euler folgten theils in diesem, theils in den folgenden Jahren dieser königlichen Einladung, und eröfneten nach einem veränderten Plane, als ihn die erste Stiftung vorzeichnete, den 23. Januar

1744

1744 die Sizzungen derselben. Das deutsche Vaterland hatte weniger Gewinn, als das Ausland davon. Denn für die Deutschen Gelehrten blieb die Aufnahme unter die Akademischen Mitglieder fast ganz abgeschnitten. Doch legte Friedrich die Huldigung, welche er der Ausbildung des menschlichen Geistes durch Wissenschaften darbrachte, feierlich an den Tag, und ermunterte das Genie, sich zu entwikkeln, weil es nicht mehr den mechanischen Rechts = und Linksum nachgesezt wurde.

Friedrich war anfänglich entschlossen, neben jener noch die Akademie der Maler= Bildhauer= und Baukunst in hellerm Glanze herzustellen, als sie unter Friedrich I. seinem Großvater gehabt hatte. Schon waren beträchtliche Summen dazu angewiesen, schon hatten der Baron Knobelsdorf und der Major Humbert Befehle, ausgebildete Künstler von allen Orten zu verschreiben. Doch der bald einbrechende Krieg verhinderte diese Absicht, und ließ sie nicht zur Vollendung reifen. Dennoch ließen sich viele Künstler in Berlin nieder, und fanden Beschäftigung genug, weil der König viele neue Bauten, viele Verbesserungen in den königlichen Gebäuden, viele Ausschmükkungen in den Zimmern, viele geschmakvolle Kunstanlagen in den Schlössern, Gärten, Naturalienkammern und dergleichen anordnete. — Ebenfalls wurde die Tonkunst aus ihrem Schlummer gewekt. Friedrich errichtete eine ausgesuchte Kapelle,

deren

deren erste Vorsteher Graun und Benda bereits in seinen Diensten standen. Sie wurde ansehnlich erweitert, und mit lauter geschikten Musikern besezt. Jezt rief er auch seinen Lehrer, den berühmten Flötenspieler Quanz an seinen Hof, und besoldete ihn vorzüglich gut. Er sezte ihm 2000 Thaler Gehalt aus, bestimmte ihm 100 Dukaten für jede neue Flöte, die er für ihn, den König, machte, 25 Dukaten für jedes neue Solo, und 100 dergleichen für ein neues Konzert, das er komponirte. Da er nun 300 solche Konzerte in Musik gesezt hat, so hat er für selbige 30000 Dukaten eingenommen.

In kurzem hatte die Residenz und nach ihrem Beispiele das übrige Land eine andre Gestalt, als unter der vorigen Regierung. Bis dahin galt nur der Soldat alles, der Geldeinnehmer etwas, der Mensch als Mensch nichts. Der Werth des Mannes wurde mit der Elle ausgemessen, und nach der Körperlänge bestimmt. Der Stok des Korporals stand im Range höher, als der Griffel der Weisheit, und die Feder des Statsmannes. Bibel und Korpus Juris mussten schweigen, wenn das Soldaten-Reglement entschied. Der Civildienst war verachtet, Kunst und Wissenschaft verspottet, jede Pflanze der Geisteskultur vom ehernen Fuße des militärischen Despotismus niedergetreten. Reiche, nach Freiheit und Aufklärung schmachtende Leute flohen ein Land, wo in allen Winkeln nichts als Trommelschlag und Waffengeklirre

klirre ertönte; wo Armuth und blinder Gehorsam herrschte, und wo man die Menschen für nichts als wandelnde Fleischklumpen zu halten schien, die nur thierische, und gar keine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen hätten. Schon im ersten Jahre der Thronbesteigung Friedrich's hörte Brandenburg auf, einzig und allein nur eine Soldatenkaserne und ein Paradelager zu sein. Dieser, selber ein großer Geist, erwies dem Geiste der Menschheit die Achtung, die er verdient; er betrachtete das Körpermaas nicht mehr für das Brauchbarste an einem Statsbürger, nicht mehr für das höchste Verdienst eines Menschen; er ehrte zwar den Soldaten, aber mehr noch das Genie, und den durch Kenntnisse gebildeten Feldherrn. Er wollte nicht über Sklaven und paradirende Gliederpuppen, sondern über denkende Menschen herrschen. Er baute den Wissenschaften Tempel, er rief die Künste zurük, er glaubte, daß es noch andre Tugenden gäbe, als die im Soldaten-Reglement vorgeschrieben waren, und daß selbst der Krieger mehr zum Dienst des Vaterlandes brauche, als die Handgriffe des Exercirens zu verstehen. Denn so ausgezeichnet das Kriegsheer auch war, so wuste es nicht, was Kriegskunst sei. Wie konnte dies solchen Leuten bekannt sein, die die Geistesbildung für einen Schimpf, und schon das Schreiben für einen Fehler hielten, den man höchstens verzeihen könne. Friedrich muste erst durch Unterricht und Beispiel Befehlshaber ziehen, und jene Kriegswissenschaft, wovon er in der alten und neuern Geschichte Muster fand, nach

einer

einer verbesserten Gestalt, welche die neuern Arten der Waffen erfoderten, bei seinen Truppen einführen, die von alle dem kaum eine Ahnung hatten. Er zeigte seinem Heere zuerst, was Taktik sei, erfand sinnreiche Evolutionen, unbekannte Manöver, neue Grundsäzze, die nicht bloß darauf zielten, taktmäßig wie auf dem Exercierplazze gegen den Feind anzuschreiten, sondern vielmehr, die feindlichen Generale irre zu führen, und ungewiß zu machen, seine eigne stärkste Macht auf einen Punkt zusammen zu drängen, und den schwächern Theil dahin zu stellen, wo er den Feind bedroht, und in Sicherheit so lange unthätig bleibt, bis das angreifende Hauptkorps den Entwurf des Heerführers vollzogen hat. Die ersten Schlesischen Kriege waren die Uebungsschule, wo Friedrich selber seine Ideen heller durchschaute, genauer entwikkelte, und in ein höheres Licht stellte; die Kriegskunst wurde nun eine zusammengesezte Wissenschaft, die studirt werden muste. Hierüber dachte er vom Anfange seiner Regierung an nach, und so war er nicht, wie der Befehlshaber zur Zeit seines Vaters, mechanischer Exercitienmeister, sondern er erhob sich zum militärischen Gesezgeber, und zum philosophischen Kriegshelden.

Friedrich hatte eine hohe Idee vom Französischen Militär, er wünschte, Französische Soldaten in der Nähe zu schauen. Seine Gesundheit litte unter leichten Fieberanfällen, er wollte sie durch Veränderung der Luft stärken. Er sehnte sich das

erste

Genie Europens, wofür er Voltairen hielt, zu sehen; noch konnte dieser um andrer Verbindungen willen nicht an seinen Hof eilen, nur an der Grenze wollte er erscheinen. Um alle diese Wünsche zu befriedigen, unternahm Friedrich in der Mitte des Augusts eine große Reise, die gegen 6 Wochen dauerte. Er nahm seinen ältesten Bruder August Wilhelm, und nur ein kleines Gefolge mit. Er ging zuerst nach Bareut, wo er seine so innig geliebte Schwester Friederike, Markgräfin von Bareut besuchte, und seine beiden Fränkischen Schwäger sprach. Von hier reisete er nach Frankfurt und an den Rhein, besuchte mehrere Rheinstädte, und begab sich im strengsten Inkognito nach Straßburg. Er gab sich für einen Böhmischen Grafen Four, und seinen Bruder für den Grafen Schafgotsch aus. Am ersten Abende nach seiner Ankunft ging er in ein Kaffeehaus, wo er die Bekanntschaft mehrerer Officiere suchte, und sie zum Essen einlud. Sie kamen in der Absicht, sich über den Böhmischen Grafen, von dem sie sich eine schlechte Vorstellung machten, zu belustigen. Um desto größer war ihr Erstaunen, in dem Fremden einen Mann zu finden, der an Wiz, Verstand, Unterhaltungsgabe dem feinsten Französischen Weltmann gleich kam, und ihre Sprache wie ein geborner Pariser redete. Den folgenden Tag besahe Friedrich die Parade, bei welcher ihn aber ein Soldat, der ehemals unter den Preußen gedient hatte, erkannte. Durch ihn bekam der Gouverneur, der Marschall von Broglio, Nachricht von

dem

dem wahren Stande des Böhmischen Grafen. Als ihn daher Friedrich unter dem Namen Four besuchte, wurde er mit der Ehrfurcht, die nur einem Könige gebührt, empfangen, ja er hörte einmal sogar den Ausruf: Ew. Majestät! Friedrich merkte hieraus, daß er erkannt sei; und bald machte er noch andere Erfahrungen hievon. Der Schneider, welcher ihm ein neues Kleid verfertigt hatte, verbat sich mit Französischer Höflichkeit alle Bezahlung, weil ihm die Ehre, für einen so großen Herrn gearbeitet zu haben, mehr als Bezahlung sei. Man machte große Anstalten zu seinem Empfange im Schauspielhause, wohin er aber nicht ging. Am Abende ließen sich mehrere Vivatstimmen unter seinem Fenster hören. Dies alles war ihm zuwider; er konnte nun keine fernern Beobachtungen unbemerkt, wie er wünschte, mehr anstellen, er verließ daher Straßburg früher, als er Willens war, und fuhr durch Landau, Koblenz und Kölln nach Wesel und Kleve. Zu Wesel sprach er die beiden Gelehrten Algarotti und Maupertuis, und zu Kleve den Dichter Voltaire zum ersten Male. Er beschrieb diese Reise hernach halb in Prosa, und halb in Versen; über die Zusammenkunft mit Voltaire aber meldete er in einem Briefe seinem Lieblinge Jordan folgendes: „Ich habe Voltai„ren gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neu„gierig war; allein ich hatte grade mein 4tägiges „Fieber, und mein Geist war eben so abgespannt, „als mein Körper entkräftet. Wenn man Leute „seiner Art spricht, muß man nicht krank sein,

„sondern

„sondern sich vielmehr, wo möglich, besser als „gewöhnlich befinden. Er ist so beredt, als Ci„cero, so angenehm als Plinius, und so weise als „Agrippa; mit einem Wort, er vereinigt in sich „alle Tugenden und Talente der 3 grösten Männer „des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhör„lich, und jeder Tropfen Dinte, der aus seiner „Feder fließt, wird ein sinnreicher Spruch. — „Du wirst mich nach meiner Rükkunft sehr ge„schwäzzig finden; aber erinnere Dich, daß ich 2 „Gegenstände gesehen habe, die mir immer am „Herzen lagen: Voltaire und Französische „Truppen.“

Der König reisete darauf nach Braunschweig, wo er seinen Bruder mit der Schwester seiner Gemalin verlobte *), und endlich traf er den 24 September wieder in Potsdam ein.

Während seiner Anwesenheit in Westphalen zeigte Friedrich in einem kleinen Vorspiele, mit welchem Ernst, mit welchem Nachdruk, und mit welcher raschen Schnelligkeit er seine Rechte gegen jeden Eingriff geltend zu machen wisse, und was die Welt von ihm zu erwarten habe. Es war ein Vorfall, der grosses Aufsehen erregte, aber bei den bald nachher halb Europa erschütternden Scenen vergessen wurde. Aus der Verlassenschaft des Kö-

*) Die Vermälung wurde erst den 6. Januar 1742 vollzogen.

Königs von England, und Statthalters von Holland Wilhelm's III., war unter andern auch der Flekken und die Herrschaft Herstal an der Maas durch Erbschaft an den König von Preußen Friedrich I. gekommen. Auf eine ganz unerweisliche Art behauptete der Bischof von Lüttich, daß ihm die Landeshoheit über diese Herrschaft, dem Könige aber nur der Genuß der Einkünfte zustände. Unter Friedrich Wilhelm I. hatten sich einige Herstaler Einwohner wegen Werberhändel wider die Preußische Regierung aufgelehnt, und waren vom Bischofe in ihrer Widersezlichkeit geschüzt worden. Der Preußische Oberste von Kreuz erhielt Befehl, mit gehörigen Vollmachten versehen, die Irrungen in der Güte beizulegen. Aber Lüttichs stolzer Priesterfürst trieb seinen Uebermuth so weit, daß er den königlichen Gesandten nicht einmal annehmen, viel weniger seine Vorschläge anhören wollte. Drei Tage hintereinander ging der Preußische Oberste in den Hof des bischöflichen Pallastes; und jedesmal muste er wieder umkehren, weil ihm der Eintritt in die Thüre des heiligen Despoten versagt wurde. Selbst gegen Friedrich II. zeigte er sich nicht vernünftiger; auch mit ihm wollte er sich in keine friedliche Ausgleichung einlassen. Friedrich machte allem Streite ein baldiges Ende, und beugte den Stolz eines Thoren, der auf seine Priesterwürde pochte, und keiner Billigkeit Gehör geben wollte, auf eine wohlverdiente Art. Er ließ 12 Kompagnien Infanterie, und eine Eskadron Dragoner in die Lüttichsche

Grafschaft Horn einrükken, und daselbst so lange auf Exekution liegen, bis der Bischof lernen würde, einen Preußischen Gesandten nach dem Völkerrechte, und einen König mit Anstand zu behandeln. Diese Lektion kam aber dem etwas ungelehrigen Bischofe zu schwer zu begreifen vor; er schrie um Rache wegen seiner beleidigten Heiligkeit, und um Schuz gegen die Preußischen Kezzer bei dem Kaiser, bei Frankreich, und selbst bei seinen unkatholischen Nachbarn, den Holländern. Die ersten gaben ihm schlechten Trost, die leztern hingegen einen guten Rath; diesen nämlich, er möchte die Herrschaft Herstal kaufen, wie man Preußischer Seits schon ehemals vorgeschlagen hätte; so würde aller Streit über Landeshoheit und Gerechtsame am gewissesten aufhören. Dies leuchtete ihm endlich als das beste Mittel der Ruhe ein. Durch Vermittelung der Generalstaten kam der Vergleich wirklich zu Stande. Der Bischof zahlte 150,000 Patakons, von denen einer etwas mehr als ein Thaler ist, als Kaufsumme, und noch 60000 Gulden als eine alte Schuldfoderung an Preußen, wofür ihm das völlige Eigenthum über Herstal eingeräumt, und er von der Exekution befreit wurde.

Erster Schlesischer Krieg.

Veranlassung dazu. Vorbereitungen. Einrükkung in Schlesien den 23. December 1740.

Die unstreitigen Rechte des Brandenburgischen Hauses an 4 Schlesische Fürstenthümer waren es nicht

nicht allein, die den König Friedrich II. zum Kriege gegen Oestreich bewegten; Ehrbegierde und Streben nach Ruhm hatten an seinem Endschlusse, die Heldenbahn zu betreten, einen gleich großen Antheil. Dies bekennt er selber aysdrüklich, dies bezeuget sein damaliger Karakter. „Die Monarchie, sagt er in seinen hinterlaßnen Werken (Bd. I. S. 90. Deutsche Uebersezzung. Berlin bei Voß. Ausgabe in kl. 8.) welche Friedrich I. seinen Nachkommen hinterließ, war eine Art Zwitter, welcher mehr von der Natur des Kurfürstenthums, als des Königreichs an sich hatte. Es war Ehre dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen; und sicherlich war dies einer von den Gedanken mit, welche den König (Friedrich II.) im Endschlusse zu den großen Unternehmungen bestärkten, wozu ihn so viel Beweggründe reizten.“ Und S. 93 heist es: „Ein Kriegsheer, völlig zu Unternehmungen gerüstet, ein vorräthig gefundner Geldschaz, und die Begierde, sich einen Namen zu machen; — dies war die Ursache des Krieges, welchen der König an Oestreich erklärte.“ Liebe zum Vergnügen, und Liebe zum Ruhm waren die beiden Leidenschaften, welche den König in den ersten Jahren seiner Regierung, in den Zeiten des Jugendfeuers wechselseitig zu seinen Unternehmungen trieben; nur daß sein Vergnügen nicht im niedrigen, wollüstigen Genusse bestand, sondern von Wiz, Geschmak und Kenntnissen geleitet, und mehr vom Geiste, als vom

Körper empfunden wurde. Und seine Ruhmbegierde artete nicht in kindische Eitelkeit, nicht in leere Titel- und Rangsucht, nicht in ungerechte Eroberungswuth aus; sondern es war jenes Verlangen edler Gemüther, durch eigne Verdienste, durch selbstausgeführte Unternehmungen, durch Ueberlegenheit des Geistes von den Zeitgenossen geachtet zu sein, und auf immer in der Geschichte zu leben. Er wollte nicht wie Alexander aus bloßer Tollkühnheit ein Weltbestürmer, und aus Ungerechtigkeit ein Räuber von fremden Eigenthume werden; sondern rechtmäßige Ansprüche mit Muth zu behaupten, die gekränkte Ehre seiner Vorfahren durch große Thaten zu rächen, und seiner Nation durch Beweise von Standhaftigkeit und Stärke Achtung zu verschaffen, das war der Preis, um welchen Friedrich's Ehrliebe stritt, und welchen zu erringen seine Ruhmbegierde strebte.

Zweierlei Aussichten zu Vermehrung der Macht, und zu Befriedigung des Ruhms, öffneten sich vor Friedrich's Blikken: die Erwerbung von Jülich und Berg, oder die Eroberung von Schlesien. Die Brandenburgischen Ansprüche auf erstere Länder sind bekannt, und Friedrich Wilhelm's Bemühungen, sich wenigstens einen Theil davon zu versichern, im Vorigen erzählt worden. Auch Friedrich richtete Anfangs sein Augenmerk dahin. Er unterhandelte mit den Höfen zu Wien, London und Paris. Aber alle bezeigten wenig Neigung, seine Absichten zu unterstüzzen. Der Kaiser war ihm

offen.

offenbar zuwider; er hatte diese Erbschaft bald dem Kurfürsten von Sachsen, bald dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugesagt, bald Mine gemacht, sich selber etwas davon zuzueignen. Der ehemalige Gesandte zu Berlin, der Graf von Sekkendorf, welcher wegen beschuldigter Fehlgriffe im Türkenkriege als Gefangner zu Grätz saß, erhielt in der Folge seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß er alle noch in Händen habende Vollmachten des Kaisers Karl VI. in Folge deren er dem vorigen Könige von Preußen die kaiserliche Begünstigung seiner Rechte auf Berg versprochen hatte, wieder ausliefern sollte. Ein deutliches Zeichen, daß Oestreich keine freundschaftliche Gesinnung für Friedrich hatte. Der König von England war eben so wenig Willens, Preußens Vergrößerung ungezwungen zu gestatten. Frankreich wünschte keinen mächtigen Nachbar am Rheine; einen kleinen Streifen an diesem Flusse wollte es dem Könige wohl zuwerfen, aber weiter nichts. Dies war jedoch einem jungen, feurigen, seine Kraft fühlenden Fürsten zu wenig; er verlangte alles, oder nichts. Er dachte zuerst daran, sein Recht sich selber mit Gewalt zu erwerben. Aber wichtige Betrachtungen hielten ihn von einem Vorsaz zurük, welcher durchaus keinen glüklichen Ausgang versprach. Um die Stadt Düsseldorf zu belagern, Berg zu besezzen, und gegen Frankreich auf den Kampfplaz zu treten, muste er sein ganzes Heer an den Rhein rükken lassen. In diesem Falle wäre der Hauptstat aller Vertheidigung beraubt gewesen,

würde

würde von Sachsen, Hannover, vielleicht auch von Oestreich ohne Mühe erobert worden sei, und Friedrich hätte einen schimpflichen Frieden schließen müssen. Wollte er aber seine Kriegsmacht theilen, mit der einen Hälfte am Rhein angrifsweise, mit der andern an Brandenburgs Grenzen zur Gegenwehr fechten; so wäre er an jedem Orte zu schwach gewesen, und hätte überall untergelegen. Er ließ daher alle Gedanken von einer gewaltsamen Besiznehmung der Jülichschen Länder fahren, und entwarf einen andern Plan, der in jeder Absicht den Vorzug verdiente.

Schlesien, dieses fruchtbare, von der schiffbaren Oder in seiner ganzen Länge durchschnittene, und dadurch mit Brandenburg in Verbindung gesezte, 679 Quadratmeilen enthaltende Herzogthum zeigte dem Könige weit wichtigere Vortheile, und eine leichtere Eroberung, als Berg und Jülich; und frühzeitig gedachte er mit Ernst daran, sich einen Theil mit Güte, oder, wo möglich das Ganze durch Waffengewalt zu unterwerfen. Seine Ansprüche auf die 4 Fürstenthümer Jägerndorf, Brieg, Liegniz und Wolau konnten nicht abgeläugnet werden. Sie bestanden in Folgendem.

Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach hatte 1524 das Fürstenthum Jägerndorf für 58900 Ungarische Gulden mit Bewilligung des Oberlehnsherrn von Schlesien, des Königs Ludwig's von Böhmen, gekauft. Georg Fried-

Friedrich, der Sohn dieses Markgrafen, hatte keine Kinder; er vermachte sein Land daher dem nächsten Seitenverwandten, dem Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, welcher 1603 den wirklichen Besiz von Jägerndorf ohne Jemandes Widerspruch antrat, es aber bald seinem zweiten Sohne Johann George überließ. Weil dieser neue Herzog von Jägerndorf im 30jährigen Kriege die Partei der mißvergnügten Böhmen, und des Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz wider den Kaiser ergriff, so wurde er ganz einseitig vom Kaiser Ferdinand II. in die Acht erklärt, und seines Landes beraubt. Wäre aber dieses kaiserliche Verfahren auch noch so rechtmäßig, so konnte doch der unmündige, einzige Sohn des Geächteten, der Markgraf Ernst der Billigkeit nach mit dem Vater nicht zugleich bestraft werden; ihm hätte, wenigstens nach des Vaters Tode, Jägerndorf wieder eingeräumt werden müssen, welches nicht geschahe. Er starb 1642 in dürftigen Umständen ohne Nachkommen; und hierdurch gingen seine Rechte auf Jägerndorf an das Kurhaus Brandenburg über. Dies ist der Grund, auf welchem Friedrich's Anfoderung an das genannte Fürstenthum beruhte.

Die Brandenburgischen Ansprüche auf Brieg, Liegniz und Wolau gründeten sich auf die Erbverbrüderung, welche der Herzog Friedrich II., Besizzer dieser 3 Fürstenthümer, mit dem Kurfürsten Joachim II. im Jahre 1537 geschlossen hatte;

ein

ein Vertrag, zu dessen Schließung der Schlesische Herzog die vollkommenste Macht hatte; denn als die Schlesischen Fürsten und Stände 1329 ihre Länder dem Könige Johann von Böhmen zur Lehn antrugen, behielten sie sich das Recht ausdrüklich vor, daß sie ihre Besizzungen verkaufen, verschenken, oder auf andre Art veräußern dürften. Wenn daher gleich der Kaiser Ferdinand I. die Liegnizzische mit Brandenburg gemachte Erbverbrüderung 1546 für nichtig erklärte, so konnte dies den Rechten Brandenburg's keinen gegründeten Abbruch thun. Der Kurfürst Joachim II. widersprach deswegen den Anmaßungen Ferdinand's aufs nachdrüklichste; er versicherte, daß er seinen Ansprüchen niemals entsagen würde; er gab die Hoffnung zu erkennen, daß die Vorsehung seine Nachkommen in den Stand sezzen werde, ihr Recht zu behaupten; darum wolle er die Originalien von allen diesen Akten sorgfältig aufbewahren. Im Jahre 1675 starb das Haus der Herzoge von Liegniz, Brieg und Wolau ganz aus, und nun hätte der große Kurfürst Friedrich Wilhelm ihre Länder erben sollen. Aber der Kaiser riß die Schlesischen Fürstenthümer an sich, und beraubte den rechtmäßigen Erben, den Kurfürsten von Brandenburg unter den unstatthaftesten Vorgebungen seiner Rechte.

Die wiederholten Vorstellungen des Berliner Hofes, deren Wahrheit die kaiserlichen Minister weder bezweifeln, noch entkräften konnten, bewirk-

ten

ten endlich so viel, daß man sich in einen Vergleich einließ, welchen Brandenburg, nothgedrungen und außer Stande, sich bessere Bedingungen zu erkämpfen, 1686 annahm; er bestand darin, daß der Kaiser den Schwibusser Kreis an Brandenburg als eine unbedeutende Schadloshaltung abtrat, und Friedrich Wilhelm seine übrigen Forderungen aufgab. Doch auch dieses geringe Opfer kam der östreichischen Habsucht zu groß vor; man beredete den schwachen Kurprinz Friedrich III., daß er heimlich das Versprechen that, jenen Kreis nach Antritt seiner Regierung wieder an den Kaiser zurükzugeben. Die Preußischen Minister hielten dieses erschlichne, abgedrungne Versprechen zwar für ungültig; aber der Kaiser drohte nach Friedrich's Uebernahme der Herrschaft, ihm den Schwibusser Kreis wieder mit Gewalt zu entreißen, darum gab Friedrich III., dem es an Standhaftigkeit und Kraft fehlte, endlich nach, und die kaiserlichen Truppen besezten das Schwibusser Ländchen 1694, ehe das ganze Haus Brandenburg seine Zustimmung ertheilte.

Dies ganz unregelmäßige, und unwürdige Betragen des Wiener Kabinets ließ nun den Nachfolgern des Kurfürsten Friedrich III. völlig freie Hand, ihre alten Ansprüche zu erneuern *). Kö-

nig

*) Diese Umstände und Thatsachen sind schon in den vorigen Bänden der gegenwärtigen Geschichte ausführ-

lich

nig Friedrich II. beschloß, sie nicht bloß hervorzusuchen, sondern sie auch durchzusezzen, weil er Stärke in seinem Genie, und Mittel in seiner Macht fand, ihnen Gültigkeit zu verschaffen. Doch ging er hierbei eben so bedächtig, als rasch zu Werke. Er berechnete mit der sorgfältigsten Genauigkeit seine und seiner Feinde Hülfsquellen, Schwäche und Stärke, Vortheile und Nachtheile, wog jeden Umstand ab, der sein Vorhaben erleichtern oder erschweren, befördern oder verhindern konnte; verhehlte sich keine der Gefahren, keine der Bedenklichkeiten, die mit einem solchen Unternehmen verbunden waren; aber das Resultat fiel seinen Wünschen gemäs aus; die Gründe, welche ihn zur Vollstrekkung seines Plans ermunterten, waren weit stärker und überwiegender, als diejenigen, welche ihm davon abriethen. Geheimhaltung und Ueberraschung schienen ihm nothwendig, um seine Gegner zu besiegen, ehe sie noch an die Möglichkeit eines solchen Einfalls gedacht hatten, und der Tod des Kaisers Karl's VI. dünkte ihm der Zeitpunkt, der zu seinem Vorhaben der günstigste war. Alsdann trat seine älteste Tochter die Regierung über Länder an, die ihr, wie man deutlich voraussehen konnte, von mehrern Fürsten streitig gemacht wer-

den

lich erzählt; hier aber schien es nöthig, theils um der leichten Uebersicht des Zusammenhangs, theils um derer Leser willen, welche die ersten Theile nicht besizzen, die Hauptdata in gedrängter Kürze noch einmal zusammen zu stellen.

den würden. Die kaiserliche Armee war durch einen unglüklichen Türkenkrieg zu Grunde gerichtet, und bestand kaum noch aus 82,000 Mann, da sie vorher über 160,000 Streiter gezählt hatte; die Einkünfte waren von 28 Millionen Thaler durch Abtretungen mehrerer Provinzen bis auf 20 Millionen gesunken, die Schuldenlasten hingegen gestiegen, das Finanz-, das Kriegs-, das Kameralwesen in lauter Unordnung und Verwirrung; den ersten Ministern ging das an Einsicht und wahrer Statsklugheit ab, was sie an Stolz und Uebermuth zu viel besaßen, und die Thronerbin konnte bei allen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften doch keine Erfahrung, doch keine richtige Kenntniß von der Lage der Sachen haben; lauter Ermunterungen, offenbare Auffoderungen für Friedrich II., das Ende des Kaisers als den Anfang zu seinen Unternehmungen festzusezzen. Dieser Fall schien noch nicht so ganz nahe zu sein. Denn Karl VI. war erst 55 Jahr alt, und noch mit keinem gefährlichen Zufalle behaftet. Friedrich glaubte daher, das erste, vielleicht noch einige folgende Jahre seiner Regierung in friedlicher Stille mit Vermehrung seiner Hülfsquellen, mit Vollziehung heilsamer Anstalten für sein Volk, und mit dem Genusse geistiger Vergnügungen hinbringen zu können. Aber ihm und allen unerwartet änderte sich die Scene durch den Tod des Kaisers.

Karl VI. zog sich durch den Genuß von Champignons eine Unverdaulichkeit, durch Verkältung

kältung ein Fieber, und durch beides eine Krankheit zu, welche die Leibärzte für unbedeutend hielten, die aber doch in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober sein Leben endigte. Friedrich II. befand sich eben zu Rheinsberg an einem 4tägigen Fieber bettlägerig, als ein Eilbote von Wien jene große Nachricht überbrachte. Kaum hatte er sie vernommen, so berief er seine Kabinetsminister von Berlin zu sich, und machte ihnen seinen Endschluß bekannt, die 4 Schlesischen, seinem Hause unrechtmäßiger Weise entzogenen Fürstenthümer zurükzufodern. Seine Kränklichkeit muste ihm jezt doppelt unangenehm sein. Er suchte sich daher von ihr zu befreien; dies glükte ihm durch Chinarinde, welche er troz alles Widerredens vorurtheilsvoller und furchtsamer Aerzte einnahm. Nach 2 leichten Anfällen verließ ihn das Fieber zum Erstaunen der Doktoren, die nun Zutrauen zur China faßten, und sie von der Zeit an häufiger gebrauchten. Friedrich eilte hiereuf nach Berlin, wo er, so unbemerkt als es nur geschehen konnte, alle Vorbereitungen zum Feldzuge traf. Indessen das Zusammenrükken der Regimenter, das Anlegen von Magazinen, das Arbeiten in den Zeughäusern konnte unmöglich so geheim gehalten werden, daß es nicht das neugierige Publikum, und das spähende Nachforschen der Gesandten hätte merken, und die Absicht davon errathen sollen. Der östreichische Gesandte von Damroth meldete dem Wiener Hofe, daß sich in Berlin ein Gewitter zusammenzöge, welches wahrscheinlich über Schlesien losbrechen würde. Diese

Nach-

Nachricht kam dem Statsrathe der jungen Königin Marie Theresie fast lächerlich vor; er hatte von der Hoheit einer Kaiserstochter, und von dem tiefen Abstande eines Markgrafen von Brandenburg gegen sie ungefähr solche Begriffe, wie sie Pabst Gregor VII. von sich, und von der Unwichtigkeit eines kleinen Bischofs dagegen haben mochte. Der Statsrath gab in dieser Verblendung folgende sonderbare Antwort an Damroth: Wir wollen und können den von euch anhero erstatteten Berichten keinen Glauben beimessen. Endlich aber wollte man der Rarität wegen doch probiren, ob an jenem Gerüchte wohl etwas wahres sein möchte. Ein feiner Italiener, der Markis von Botta wurde daher nach Berlin geschikt, um dem Könige zu seinem Regierungsantritte Glük zu wünschen, und nähere Erkundigungen über sein Thun und Treiben einzuziehen. Dieser schlaue und scharfsichtige Minister entdekte bald, was vorging; und leitete bei der ersten Audienz in Berlin das Gespräch auf das Wetter, auf die Beschwerden seiner Reise, und auf die schlechten Wege in Schlesien, welche durch starke Ueberschwemmungen so verdorben wären, daß kaum einzelne Reisende durchkommen könnten. Der König, welcher alsbald die feine Warnung des Markis, bei der jezzigen Jahreszeit keine Märsche vorzunehmen, in diesen hingeworfenen Worten wahrnahm, antwortete ganz kaltblütig: das Aergste, was einen Reisenden auf solchen Wegen wiederfahren könne, sei, Schnuz davon zu tragen.

Nach-

Nachdem Friedrich II. alle Vorkehrungen zu einem nachdrüklichen Zuge vollendet hatte, entdekte er dem Markis von Botta ohne Rükhalt seine wahren Absichten, und machte ihm diejenigen Vorschläge bekannt, wodurch der Ausbruch des Krieges verhindert, und das gute Vernehmen zwischen ihm und der Königin von Ungarn erhalten, ja noch fester geknüpft werden könnte. Botta ließ sich darauf aber gar nicht ein, sondern antwortete blos: „Sire, sie richten das Haus Oestreich „zu Grunde, stürzen sich aber auch mit in den Ab„grund.“ Friedrich erwiederte: „es hängt „bloß von der Königin ab, die gemachten Vor„schläge anzunehmen.“ Botta erholte sich indessen von seiner Bestürzung, und fing an, den König durch Spottreden zu schrekken: „Ihre Truppen, „sprach er, sind schön, das ist wahr; unsre haben „diesen Anschein nicht, aber sie haben vor dem „Schuß gestanden. Bedenken Sie, Sire, ich „beschwöre Sie, was Sie thun wollen.“ Dies verdroß den König, er fertigte ihn daher mit den Worten ab: „Sie finden, daß meine Truppen „schön sind; ich will machen, daß sie bald beken„nen sollen, daß sie auch gut sind.“ Botta wollte noch einige Vorstellungen wagen, um wenigstens Friedrich's Vorhaben zu verzögern, und den überraschten Wiener Hof Zeit gewinnen zu lassen. Doch der König hörte ihn nicht weiter an, und brach alle Unterhandlung mit ihm ab, weil diese zu nichts führte.

Friedrich schikte den Grafen von Gotter, seinen Oberhofmarschall, vorher noch nach Wien, um der Marie Thereſie zu erklären, daß er ihr mit seiner ganzen Macht gegen ihre Feinde, welche die Erbfolge-Ordnung anfechten würden, beistehen, mit Oestreich, Rußland und den Seemächten zu Behauptung ihrer Staten ein Bündniß schließen, ihr 2 Millionen Gulden vorstrekken, und ihrem Gemale, dem Großherzoge Franz von Toskana seine Stimme zur Kaiserwürde geben wolle; daß er aber dafür von ihr die Befriedigung seiner Ansprüche auf Schlesien verlange. Sollte man sich nur im geringsten weigern, die leztre Foderung zu bewilligen, so war Gotter beauftragt, ohne Verzug den Krieg anzukündigen. Friedrich sahe nach der Kenntniß, die er von den Gesinnungen des Wiener Cabinets hatte, und aus dem Betragen, welches Botta gegen ihn bewies, leicht voraus, daß seine Vorschläge verworfen werden würden. Er wollte die kostbare Zeit nicht verlieren, sondern den erschütternden Schlag plözlich und schnell vollführen. Darum sezte er mit Gotters Abreise von Berlin sein Kriegsheer zugleich in Bewegung, und ließ es in Schlesien einrükken, ehe noch Gotter Wien erreicht hatte.

Nicht jeder Unterthan Friedrich's, nicht jeder Krieger seines Heers urtheilte von dem wahrscheinlichen Erfolge des Einrükkens in Schlesien eben so günstig, als der König, weil nicht jeder die Schwäche, die Verwirrung, die traurige Lage Oestreichs, und dagegen die Stärke, die Ordnung,

die

die Kraft der Preußischen Monarchie, und mehr als alles, den großen Geist ihres Beherrschers kannte. Viele hielten diesen Schritt für einen wahren salto mortale, für einen verwegnen Fechtersprung, der seinen Urheber und das Land in den Untergang schleudern würde. Ganz besonders war der alte Fürst von Dessau mit dem Unternehmen unzufrieden, bezeugte laut seinen bittersten Tadel darüber, verkündigte ihm nichts als Unheil und Schimpf, verbreitete in allen Gemüthern, auf welche er wirken konnte, Furcht und Schrekken, und stellte dem Könige ein trauriges Prognostikon. Der Grund dieses Betragens war indessen mehr Verdruß, als Ueberzeugung. Es kränkte ihn, daß er nicht der erste Urheber des Plans gewesen war, und daß er nicht der erste Vollstrekker davon sein sollte. Er hatte gleichsam mit der Muttermilch eine Vorliebe für die östreichischen Waffen eingesogen, weil er schon als Kind unter dem Kaiser den Kriegsdienst erlernt hatte; er verehrte die Marie Theresie als Erbin desjenigen Kaisers, welcher seiner Gemalin, einer Apothekerstochter, die Fürstenwürde ertheilt hatte. Damit die üblen Weißagungen eines so tapfern Generals, wie Leopold von Dessau war, dem gewiß Niemand Furchtsamkeit zur Last legen konnte, die Befehlshaber der Truppen nicht mit bangen Ahnungen erfüllen möchten, so versammlete Friedrich vor dem Ausmarsche die vornehmsten Officiere zu Berlin um sich, und redete sie mit dem Feuer und mit der Beredsamkeit Cäsars also an: „Ich „unternehme einen Krieg, meine Herren, wo ich

„keine

„keine andre Bundesgenossen habe, als ihre Tapfer-
„keit, und ihren guten Willen. Meine Sache ist
„gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem
„Glükke. Erinnern sie sich beständig des Ruhms, den
„sich ihre Vorfahren auf den Schlachtfeldern bei Fehr-
„bellin, und bei Warschau, und bei dem Zuge nach
„Preußen erworben haben. Ihr Schikksal ist in ihren
„Händen; Ehrenzeichen*) und Belohnungen warten
„nur auf ihre glänzenden Thaten. Doch ich habe
„nicht nöthig, sie zur Ehre anzufeuern, da sie diese
„Ehre vor Augen haben, da selbige allein ein würdi-
„ger Gegenstand ihrer Bemühungen ist. Wir werden
„Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen
„im grösten Rufe standen. Zwar ist dieser Fürst
„nicht mehr, aber es bleiben doch immer so brave
„Sol-

*) Anstatt des ganz gemein gewordnen, von Friedrich I. eingeführten Ordens der Großmuth (de la Générosité) hatte Friedrich II. bald nach der Thronbesteigung einen andern, den bekannten Orden für das Verdienst (pour le Mérite) gestiftet, und ihn vornämlich zum Ehrenzeichen ausgezeichneter Kriegsthaten bestimmt. Zwar erhielten ihn anfänglich auch einige ausländische Gelehrte, als Voltaire, Algarotti und Maupertuis; aber Friedrich war nicht zu freigebig damit, und das mit Recht; sonst ist er keine Belohnung mehr. Ein Kammerherr von dem Busche, der den vorigen Orden der Großmuth gehabt hatte, glaubte, es verstände sich von selbst, daß er für den abgeschafften nun eigenmächtig den neuen Verdienstorden anlegen könne. Aber Friedrich ließ ihm leztern öffentlich auf der Parade abnehmen.

„Soldaten, daß die Besiegung derselben uns einen „desto größern Ruhm verschaffen wird. Adieu! „Reisen sie ab! Ich werde ihnen ohne Verzug „auf den Sammelplaz der Ehre folgen, die uns „erwartet!“

Zwei Monate nach Karl's VI. Tode stand die Preußische Armee, welche seiner hinterlassenen Krone den schönsten Edelstein entreißen sollte, bei Krossen an der Oder, der nächsten Grenzstadt an Schlesien, völlig gerüstet, und zu jedem Kampfe bereit, auf Friedrich's Wink versammlet. Er selbst verließ Berlin nach einem Abends vorher gehaltnen Maskenballe am 21. December 1740, und traf noch selbigen Tages zu Krossen ein. Sein Heer war nicht stark, es bestund aus 20 Bataillonen Fußvolk, und 36 Reuterschwadronen; 6 Bataillone sollten zur Einschließung von Glogau noch nachfolgen. Zusammen mochten sie nicht viel über 24000 Mann betragen. So gering diese Macht manchem Leser, der an die zahlreichen Scharen der neuern Zeiten hiebei gedenkt, vorkommen möchte, so war sie doch mehr als hinlänglich, um ein Land zu besezzen, das fast gar nicht vertheidigt wurde, weil man an keine Nothwendigkeit der Gegenwehr gedacht hatte. Der östreichische Oberbefehlshaber in Schlesien, der Generallieutenant Graf von Broune hatte kaum 3000 Soldaten, die er den Preußen entgegen sezzen konnte; und etwa 2800 Mann machten die Besazzung einiger festern Orte aus; dies war das ganze Militär, welches Schlesien

dekte.

dekte. Unter diesen Umständen war es für die Preußen leicht, ein solch wehrloses Land einzunehmen, aber alle ihre Tapferkeit, und alle Anstrengung von Friedrich's Genie war nöthig, um es künftig zu behaupten.

Der 23. December 1740 war der merkwürdige Tag, an welchem die Preußische Armee von Krossen aufbrach, und die nur 3 Stunden davon entfernte Schlesische Grenze betrat. Da kein Feind ihren Lauf aufhielt, so ist es begreiflich, wie sie der Winterkälte ungeachtet noch in diesem Jahre bis in die Nähe der Hauptstadt Breslau, das heist an 24 teutsche Meilen weit, vordringen konnte. Auf ihrem Marsche vertheilte sie eine Deduktionsschrift, welche der Kanzler der Universität Halle, Herr von Ludwig, verfaßt hatte, und worin die Ansprüche Brandenburgs auf Schlesien umständlich aus einander gesetzt waren. Ein Manifest vom Minister Podewills aufgesetzt, machte den Schlesiern die Absichten des Preußischen Einmarsches bekannt. Diese wurden nicht für feindlich ausgegeben. Der König von Preußen, hieß es darin, wolle Schlesien als die Vormauer der Brandenburgischen Länder nur in Verwahrung (en dépôt) nehmen, um es gegen einen Dritten, der die östreichische Erbschaft an sich zu reissen versuchen möchte, zu beschüzzen. Dieser Schritt solle daher gar nicht zur Beleidigung der Königin von Ungarn, der Tochter des Kaisers Karl VI. gereichen; der König wünsche vielmehr mit ihr in Freundschaft zu

bleiben, und stehe mit derselben in Unterhandlung. Dies lezte war buchstäblich wahr; erst 2 Tage nach dem Eindringen der Armee kam der Graf von Gotter, Friedrich's Gesandter, zu Wien an; es war, wenn gleich nicht wahrscheinlich, doch möglich, daß man seine Vorschläge in Ueberlegung nahm, und eine friedliche Ausgleichung dem ungewissen Ausgange des Kriegsglükkes vorzog; schon um dieser Ursache willen erfoderte es die Klugheit, daß Friedrich nicht eher in dem Karakter eines Feindes auftrat, als bis ihn die Unbiegsamkeit des Wiener Statsrathes nöthigte, denselben anzunehmen. Zugleich diente die Vorspiegelung von Depot, oder Bewahrung und Beschüzzung eines anderweitig bedrohten Landes dazu, seiner Besiznehmung das Ansehen von Gewaltthätigkeit zu benehmen. Die Schlesier geriethen auf die Meinung, als ob Friedrich's Einmarsch nach einer Uebereinkunft mit dem Wiener Hofe erfolge. Noch mehr trug die Religion bei, ihm den grösten Theil der Einwohner geneigt zu machen. Zwei Dritttheile der Schlesier waren Protestanten, und hatten seit Jahrhunderten jede Art von Bedrükkung und Gewissenszwang unter der unduldsamen Herrschaft der abergläubischen Regenten Oestreichs erfahren; diese betrachteten den König Friedrich als ihren Schuzgeist und Retter, und ihre Herzen schlugen ihm freudig und hofnungsvoll entgegen.

Begebenheiten im Anfange des Jahres 1741, bis zur Schlacht bei Mollwitz.

Es war grade am Neujahrstage 1741, als Friedrich vor den Thoren von Breslau erschien. Einige Bataillone waren zurükgeblieben, um die Festung Glogau, welche der Graf Wallis mit 800 Mann Oestreicher besezt hielt, einzuschließen. Der Erbprinz von Dessau führte einen Nachtrab von 6 Bataillonen und 5 Eskadronen herbei, mit welchen er die übrigen Streiter vor Glogau ablöfete, und die fernere Blokade dieses Ortes besorgte. Mit einem andern Theile des Heers zog der Feldmarschall von Schwerin am Fuße der Gebirge fort, vertrieb die Feinde aus Liegniz und Schweidniz, und eilte nach Frankenstein, wo sich der König mit ihm vereinigen wollte. Inzwischen ließ der König die Stadt Breslau zur Uebergabe auffodern. Da sie nicht gehörig mit Lebensmitteln versorgt, der Stadtgraben zugefroren, und also ein Sturm zu befürchten war, da endlich der Eifer für die Lutherische Religion das Volk zu Gunsten Friedrich's in Gährung brachte: so sahe sich der Magistrat schon am folgenden Tage genöthigt, einen Vergleich einzugehen, und die Thore zu öffnen. Breslau genoß beinahe die Vorrechte einer freien Reichsstadt; sie regierte und beschüzte sich selbst; der Landesherr durfte keine Besatzung hinein legen. Friedrich bestätigte diese Freiheiten, vornämlich den lezten Punkt. Es sollte kein bewafneter Soldat in die Stadt kommen; doch mit Ausnahme

von

von 30 Gensd'armes, die zur Bedekkung des Königs dienten. Mit ihnen zog Friedrich ein; bald nach seiner Ankunft verabschiedete er alle der Königin von Ungarn ergebene Diener und Beamten; diesen Nachtstreich entschuldigte er mit der Nothwendigkeit, solche Personen vom Stadtregimente zu entfernen, die mehr für das Oestreichische, als Preußische Interesse eingenommen waren, oder zu sein schienen. Konnte ihm ein solch Verfahren freilich bei den Entlaßnen keine Liebe erwerben, so gewann er durch sein einnehmendes Wesen die Zuneigung der Bürgerschaft und des Adels in desto höherm Grade. Man erstaunte, eine Höflichkeit, eine Zutraulichkeit, eine Gesprächigkeit an einem Regenten zu finden, die man an den bisherigen Beherrschern und ihren Stellvertretern nicht gewohnt war. Friedrich versicherte den verschiedenen Religionsparteien gleiche Achtung und Gewissensfreiheit, zeigte sich überall in der Stadt ohne einen Schwarm von schrekkenden Dienern, redete Hohe und Niedre mit der Freundlichkeit des feinsten Privatmannes an, und eröfnete einen Ball, den er hier gab, selber mit den schönsten Damen. Eine solche Erscheinung, und ein solches Betragen riß den Adel und das Volk zur Bewunderung, zum Entzükken, zur Anhänglichkeit hin; und durch diese Gefälligkeit, und durch diesen Ball eroberte Friedrich vielleicht eben so viel Herzen, als durch die Waffen.

Vom Balle eilte Friedrich am 6. Januar zur Eroberung von Oberschlesien, nachdem er ein

In-

Infanterie-Regiment in den Vorstädten von Breslau zur Besazzung gelassen hatte. Er rükte auf Ohlau, einen schlecht befestigten Ort, worin 400 Mann Feinde lagen, die sich auf Kapitulation ergaben. Die weit wichtigere Festung Brieg, die von 1200 Oestreichern vertheidigt wurde, konnte wegen der rauhen Jahreszeit nicht förmlich belagert werden; der König begnügte sich, sie durch den General Kleist einschließen zu lassen. Er selbst marschirte nach Frankenstein, wo er mit dem Feldmarschall Schwerin zusammentraf, und das in der Nähe liegende bischöflich-Breslauische Schloß Ottmachau eroberte, wobei er 3 Kompagnien Grenadiere, die Besazzung desselben, gefangen nahm. Nun war noch die Festung Neiße einzunehmen übrig; die stärkste unter allen, welche außerdem auch einen der entschlossensten und muthigsten Kommandanten an dem Obersten Roth hatte. Friedrich gedachte anfänglich, sie durch Sturm zu erobern. Aber Roth ließ alle Morgen den Graben aufeisen, den Wall durch aufgegoßnes Wasser glatt, und die Bollwerke durch Balken und Sensen unzugänglich machen. Ein Sturm versprach daher keinen glüklichen Erfolg. Nun suchten die Preußen die Besazzung durch ein Bombardement zu schrekken. Sie warfen 1200 Bomben, und 3000 glühende Kugeln in die Stadt. Aber die Standhaftigkeit des Obersten von Roth zwang den König, die Unternehmung aufzugeben. Der Oestreichische Obergeneral Broune zog sodann die Reste seiner Truppen bei Troppau an sich, und machte

Mine,

Mine, sich hier zu behaupten. Aber der Feldmarschall Schwerin ging an der Spizze von 7 Bataillonen und 10 Schwadronen gegen ihn, trieb ihn vor sich her nach Mähren, quartierte sich hinter der Oppa, breitete sich bis nach Jablunka an den Ungarischen Grenzen aus, und foderte selbst in Mähren Lieferungen ein. Ganz Schlesien war nun gegen Ende des Januars von Kroßen an bis zum Paß Jablunka, und vom Sudetischen Gebirge bis an die Polnischen Grenzen in Preußischer Gewalt. Nur die 3 Festungen, Glogau, Brieg und Neiße befanden sich noch unter dem Schuzze Oestreichischer Besazzungen, und wurden von den Preußen eingeschlossen. Friedrich verlegte in den lezten Tagen des Januars sein Heer in die Winterquartiere, und kehrte nach Berlin zurük.

Zu eben der Zeit, wo die Preußischen Truppen so geschäftig waren, hatten auch die königlichen Gesandten zu Wien, der jezt dahin geschikte Graf Gotter, und der schon vorher daselbst angestellte Baron von Bork, alle Mühe angewendet, die Königin Marie den Vorschlägen Friedrich's geneigt zu machen. Doch diese junge Fürstin zeigte eine unbiegsame Festigkeit, die man bewundern müste, wenn sie sich auf das Bewustsein wirklicher Kraft gegründet hätte, die man aber jezt für nichts anders, als Starrsinn halten kann, weil sie nur aus Stolz, Verachtung des Gegners, und Mangel an Einsicht entstand. Mit hochmüthigem Tone antwortete man den Preußischen Ministern: ihrem

Herrn,

Herrn, der als Erzkämmerer des Reichs das Amt habe, dem Kaiser das Waschbekken darzubringen, käme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesezze vorzuschreiben. Alle Gründe wurden verachtet, alle Vortheile verworfen. Alles, was der König von Preußen der Oestreichischen Monarchie als Freund nüzzen könne, wisse man auf andern Wegen besser zu erhalten. Es sei eine Beleidigung, daß ein so kleiner Fürst einem mächtigen Hause seine Macht und seine Schäzze anbiete. Was er thun könne, um der Königin von Ungarn beizustehen, sei eine Schuldigkeit, ein Hofdienst, der gar keinen Dank, noch viel weniger die Abtretung fruchtbarer Provinzen verdiene. In einer so unrühmlichen, hochtrabenden Sprache redeten Wiens unvorsichtige Minister, weil sie von den Preußischen Statskräften, von Oestreichs gesunkener Macht, und von den ihrer Königin drohenden Gefahren, keinen richtigen Begriff hatten, und keinen haben wollten. Diese Abneigung, Friedrich's Anerbieten auch nur zu prüfen, machte allen Unterhandlungen für jezt ein Ende; die Preußischen Gesandten reiseten in der Mitte des Januars ab, und die Führung des Krieges wurde nun ein unvermeidliches Uebel. Dabei blieb der Wiener Hof nicht unthätig, er suchte sein Recht durch die Feder, durch das Schwert und durch Bundesgenossen zu vertheidigen. Der Hofkriegsraih Kannengießer machte zu Ende Februars auf Befehl des Kabinets eine Widerlegung der Ludwigischen Deduktionsschrift bekannt, unter dem Titel: „Aktenmäßige und rechtliche Gegeninfor-

„mation

„mation über das ohnlängst in Vorschein gekomme„ne, sogenannte Rechtsgegründete Eigenthum.“ Diesem sezte der Preußische Minister von Cocceji eine gehörige Beantwortung entgegen, und er verfertigte dann noch eine „nähere Ausführung des „wohlgegründeten Eigenthums des königlichen „Kurhauses Brandenburg.“ Wider diese erschien eine „kurze Beantwortung“ des Wiener Hofes, welche endlich in „kurze Remarquen“ von Cocceji widerlegt wurde. Allein dieser ganze Federkrieg brachte die Sache um keinen Schritt der Entscheidung näher. Denn hier kam es nicht mehr auf juristische Gründe, sondern auf das Recht des Stärkern, und auf das Glük der Waffen an. Um hierin das Uebergewicht zu bekommen, erfüllte Marie Thereſie alle Höfe Europen's, wohin sie wirken könnte, mit den heftigsten Klagen über Friedrich, und foderte sie zum Beistande gegen den Ehrgeiz eines kühnen Eroberers auf. Vorzüglich rechnete sie auf Rußland. Hier saß ein Kind von etlichen Monaten, der Prinz Iwan, auf dem Throne; Biron, Herzog von Kurland, und gewesener Oberkammerherr der vorigen Kaiserin, ein Feind von Preußen, führte die Vormundschaft; aber bald wurde er gestürzt, und nach Sibirien verwiesen; statt seiner bemächtigte sich die Mutter des unmündigen Kaisers, die Prinzessin Anne von Meklenburg, und ihr Gemal Anton Ulrich von Braunschweig, Bruder der Königin von Preußen, der Regentschaft über das Russische Reich. So vortheilhaft diese Veränderung für Preußen wegen

der

der nahen Verwandschaft scheinen sollte, so war hierauf doch nicht viel zu rechnen, weil Anne und ihr Gemal schwach und leicht zu lenken waren. Ohnedem hing das Schiksal Rußlands und der Nachbarn nicht sowohl von ihnen, als von dem Feldmarschalle Münnich ab. Der kaiserliche Minister Botta wurde abgeschikt, ihn zu gewinnen, und ihn wider Preußen in Harnisch zu bringen. Friedrich sandte seinen Major, den Herrn von Winterfeld, einen eben so tapfern Soldaten, als beredten Hofmann, und Münnichs Schwiegersohn nach Petersburg, um den Intriguen Bottas entgegen zu arbeiten. Er brachte dem Feldmarschall Münnich ein mit Brillanten reich besezтes Bildniß Friedrich's, und einen Lehnbrief über die Schlesische Herrschaft Wartenberg mit. Diese Geschenke gaben seiner Beredsamkeit den stärksten Nachdruk, und nun war es sehr begreiflich, daß die Italienische Spizfindigkeit des Markis Botta dem Pommerschen gesunden Verstande des Herrn von Winterfeld weichen muste. Münnich verhinderte den Vorsaz der Regentin Anne, die Königin von Ungarn zu unterstüzzen, und brachte es dahin, daß vielmehr ein Bund mit Preußen, zwar nicht zur kriegerischen Hülfe, aber doch zur Versicherung der Länder, und zur Erhaltung des Friedens geschlossen wurde. So konnte Friedrich von dieser Seite ganz ruhig sein.

Desto mehr schien es, als ob ihm von Westen her eine Gefahr drohe. George II., König von Eng-

England, welcher den vorigen König von Preußen nicht geliebt hatte, trug anfänglich seinen Widerwillen auch auf den Sohn über. Er betrachtete Friedrich's Einfall in Schlesien mit den ungünstigsten Augen, und versprach der Königin Marie Thereſie im Februar, daß er die pragmatiſche Sanktion, die er garantirt hätte, in allen Punkten aufrecht erhalten, und den König Friedrich zwingen wolle, Schlesien wieder zu räumen. Er bildete ſich ein, daß er doch noch Mittel finden würde, Rußland wider Preußen einzunehmen; und Holland ſahe er für ſo gut, als gewonnen an, weil dies die Erbfolge = Ordnung gebilliget, und einige Geneigtheit zum Beiſtande gezeigt hatte. Georg II. hatte bereits einen Plan zu einem Bunde gegen Friedrich entworfen; England, Hannover, Rußland, Oeſtreich, Sachſen und Holland ſollten noch vor Ende Aprils von 2 Seiten den König von Preußen angreifen, ihm Schleſien wieder entreißen, und ſo viel von ſeinen Ländern erobern, als möglich ſein würde; und dies ſollte unter die Bundesgenoſſen getheilt werden. Doch dieſer Entwurf war leichter ausgedacht, als in's Werk geſezt. Rußland ließ ſich nicht bereden, Holland bewies ſich kaltſinnig, Sachſen unentſchloſſen. Dagegen erhoben ſich neue Feinde gegen Oeſtreich. Der Kurfürſt von Baiern machte große Anſprüche auf Thereſiens Erbe, Frankreich fing an, ſich zu regen, man ſprach ſchon von einer Franzöſiſchen Armee, die im Anmarſche gegen Oeſtreich, vielleicht auch gegen Hannover ſei. Dies

nöthigte den König George II., vorher auf seine eigne Sicherheit zu denken, ehe er andre unterjochen wollte. Er hatte mit seinen Versprechungen der Königin von Ungarn eher geschadet, als genuzzet. Denn er bestärkte sie in ihrem Hasse gegen Friedrich, und ließ sie den rechten Zeitpunkt verlieren, wo sie einen großen Theil von Schlesien hätte retten, und vortheilhafte Bedingungen erhalten können.

Friedrich verband mit Entschlossenheit weise Vorsicht, und benüzte die Lage fremder Mächte auf's klügste. Kein Fürst war, wie er, zum Kampfe vorbereitet, keine Armee, wie die seinige, gerüstet, keines ihrer Magazine gefüllt. Um seine Nachbarn in Besorgniß zu versezzen, und sich Achtung zu verschaffen, zog Friedrich ein neues Heer, 30 Bataillone und 40 Schwadronen, bei Brandenburg zusammen. Der Fürst von Dessau bekam den Oberbefehl darüber; dieser wählte die kleine Stadt Gentin im Magdeburgischen zum Standorte seines Lagers, und nahm eine solche Stellung, daß er eben so schnell gegen Hannover, als gegen Sachsen anrükken konnte, wenn eine oder die andre dieser Mächte es wagen wollte, gegen Friedrich als Feindin aufzutreten.

Friedrich beschloß nun den Krieg in Schlesien auf's nachdrüklichste fortzusezzen. Er begab sich gegen Ende des Februars 1741 wieder nach Schlesien, wo zu gleicher Zeit ansehnliche Verstärkungen

kungen von Truppen anlangten. Im März fing der kleine Krieg zwischen einzelnen Streifparteien mit aller Lebhaftigkeit an, wobei die Preußischen Reuter gewöhnlich unterlagen, die Infanteristen aber die Oberhand behielten. Die erste bedeutende That dieses Feldzuges, war die Eroberung von Glogau. Der langweiligen Blokade überdrüßig, befahl der König dem Erbprinzen von Dessau, den Ort mit Gewalt zu erstürmen. Dies wurde in der Nacht zum 9. März binnen einer Stunde glüklich ausgeführt. So wie der mitternächtliche Glokkenschlag 12 ertönte, rükten Leopolds Waffengefährten in 5 besondern Haufen gegen Glogau an, rissen die Umpfählungen und Spanischen Reuter nieder, sprengten die Thore, warfen die Besazzung über den Haufen, und bemächtigten sich der Wälle. Auf dem Markte stieß der Prinz Leopold, der mit seinem Regimente zuerst eingedrungen war, auf den Kommandanten, Grafen von Wallis, und machte ihn gefangen. Um 1 Uhr war alles vollbracht, die Festung in Preußischen Händen, und die ganze Garnison, die aus 2 Generalen, 40 Officieren und 800 Gemeinen bestand, gefangen genommen. Dabei wurden 150 Kanonen erobert. Die Preußen hatten 10 Todte und 40 Verwundete. Die verfallnen Festungswerke, über welche die Reuterei ohne Mühe sezzen konnte, erleichterten die Unternehmung. Der Sturm hatte für die Stadt nicht die gewöhnlichen, Grausen erregenden Folgen; denn die Preußische Mannszucht ließ es nicht zu, daß nur ein einziges Haus geplündert,

nur

nur ein einziger Bürger beunruhigt worden wäre. Der Prinz Leopold besezte die Festung mit einem Regimente, und marschirte mit den übrigen Kriegern nach Schweidniz zum Könige. Friedrich, welcher bei Frankenstein aus eigner Unvorsichtigkeit fast in feindliche Gefangenschaft gerathen wäre, befand sich in der Mitte des Märzes bei Schweidniz in noch größerer Gefahr. Fremde Menschen, die Niemand kannte, schlichen im Preußischen Lager herum, und folgten dem Könige auf jedem Fußtritte nach. Dies erwekte Verdacht, man griff daher einige derselben auf, und erfuhr aus ihren Verhören, daß eine Verschwörung wider die Person des Königs im Werke sei. Friedrich befahl seinen Gesandten an den Europäischen Höfen, diesen Vorfall bekannt zu machen, und gerechte Beschwerden über den Wiener Hof, besonders über den Großherzog von Toskana, den Gemal der Marie Thereſie zu führen, weil man Spuren hatte, die auf ihn, als den Urheber der Verschwörung deuteten. Das Wiener Kabinet lehnte in einer besondern Schrift alle Schuld von sich ab, konnte aber nicht verhindern, daß die Erbitterung zwischen beiden Höfen immer höher stieg.

Friedrich zog sich gegen Ende des Märzes nach Oberschlesien, wo der Feldmarschall Schwerin kommandirte, mit dessen Heere er das seinige zu Anfange des Aprils vereinigte. Er wollte hierauf die starke Festung Neiße belagern, und dann Brieg erobern, um den Oestreichern den lezten

Fuß

Fuß Land in Schlesien zu entreißen; aber er konnte diesen Vorsaz nicht ausführen, weil ihn die Umstände zu einem wichtigern Schritte, zu einem entscheidendern Unternehmen führten; und dies ist die

Schlacht bei Mollwiz den 10. April 1741.

Alle bisherigen Vorfälle in Schlesien hatten auf die Höfe von Europa noch keine andern, als ungünstige Eindrükke in Absicht Friedrich's gemacht, waren noch nicht geschikt gewesen, ihnen Achtung für seine Truppen, und Ehrfurcht für seinen Heldengeist einzuflößen. Denn er war noch keinem eigentlichen Feinde auf ofnem Felde vor's Angesicht getreten. Viele nannten sein Beginnen, es mit dem gewaltigen Erzhause Oestreich aufzunehmen, ein tollkühnes Unternehmen; andre verglichen seinen Einfall mit den Unbesonnenheiten der ehemaligen irrenden Ritter; und der Englische Gesandte zu Wien, Robinson, ein eifriger, schwärmerischer Anhänger der Oestreicher behauptete, daß Friedrich in den politischen Bann gethan werden müste. Fremde Generale und Minister, Politiker und Schwäzzer glaubten, Friedrich's Macht sei nur eine Scheinmacht, seine Officiere wären nur Fechtmeister, und seine Soldaten Miethlinge. Sobald nur eine gehörige Oestreichische Armee gegen ihn aurükte, so würde es sich bald zeigen, daß er besser gethan hätte, ruhig zu sizzen, als einen

schla-

schlafenden Löwen zu wekken. Das waren die Vorstellungen, welche das auswärtige Publikum und die mehrsten Statsmänner von der großen Fehde hatten, die zwischen dem Habsburger Kolossen und dem Hohenzollerschen Grafen obwaltete. Der Probetag erschien. Die Ebene zwischen Mollwiz und Pampiz, zweien Dörfern in der Nähe von Brieg, wurde der Kampfplaz, wo es sich zeigen sollte, ob eine Waffenübung von 28 Jahren die Preußen in den Stand gesezt habe, gegen alte versuchte Krieger im ernsten Streite aufzutreten, oder ob ihr ganzes Manöver nur ein militärisches Puppenspiel sei.

Aus dem Innern von Oestreich und Böhmen sammelte sich ein regelmäßiges Heer von 25000 Mann, eine Heldenschaar, die lauter versuchte Krieger enthielt, Infanteristen, die viele Feldzüge mitgemacht, und Reuter, die durch erprobte Tapferkeit großen Ruhm errungen hatten. Der Graf von Neuperg, welcher wegen des von ihm 1739 übereilt geschloßnen Belgrader Friedens in der Festung Brünn gefangen gehalten wurde, kam jezt in Freiheit, und erhielt den Oberbefehl über diese Armee, welche Schlesien wieder erobern, und Friedrichen zur Reue über seinen übereilten Endschluß, wie man meinte, bringen sollte. Neuperg rükte zu Anfange des Aprils aus Mähren über Freudenthal nach Neiße, und von da gegen Brieg, um diese Oerter von der Einschließung zu befreien. Von hier wollte er nach Ohlau an

der Oder ziehen, um die dortigen Preußischen Hauptmagazine, das schwere Geschüz und deren Depot wegzunehmen. Der König erfuhr diese feindliche Absicht am 8. April, wo Neuperg bei Grotkau stand, und nahm sich vor, sie durchaus zu verhindern. Dies konnte aber ohne eine Schlacht nicht geschehen. Er faßte daher den festen Vorsaz, die Feinde den folgenden Tag, den 9. April, anzugreifen. Er hatte sich auf die Nachricht von dem Anmarsch der Oestreicher seit dem 2. April von Jägerndorf durch Neustadt, Steinau und Michelau ebenfalls näher an die Oder gezogen, und hatte den 8. April sein Hauptquartier in dem Dorfe Pogrell. Von hier aus schikte er 2 Officiere nach Ohlau, um zween daselbst liegenden Kavallerie-Regimentern den Befehl zu bringen, daß sie zu ihm stoßen sollten. Die Officiere konnten jedoch nicht mehr durchkommen, weil die Feinde schon alle Wege dahin besezt hatten, sie musten umkehren, weit rükwärts bei Oppeln über die Oder gehen, und einen großen Umweg nach Ohlau zu machen. Der König war also von seinen Magazinen und von der schweren Artillerie zu Ohlau ganz abgeschnitten; diesen Weg wollte er sich mit Gewalt wieder erösnen, und dies veranlaßte ihn zur Schlacht. Seine Gemüthsstimmung kann man aus einem Briefe erkennen, welchen er am 8ten an den Geheimenrath Jordan schrieb. „Mein „lieber Jordan, morgen werden wir uns schlagen. „Du kennst das Schiksal der Waffen; das Leben „der Könige wird von den Kugeln eben so wenig

„ge-

„geachtet, als das Leben der Gemeinen. Ich „weiß nicht, was aus mir werden wird. Ist „meine Laufbahn geendigt, so erinnere Dich eines „Freundes, der Dich immer zärtlich liebte. Ver„längert der Himmel meine Tage, so schreibe ich „Dir morgen sogleich, und Du erfährst unsern „Sieg. Leb wohl! theurer Freund, ich liebe Dich „bis in den Tod!“ Nicht die geringste Regung von Furcht wandelte Friedrichen an, ob es gleich die erste Schlacht seines Lebens galt; sondern kämpfend sterben; oder siegreich leben, das waren die einzigen Empfindungen, die ihn in diesem wichtigen Zeitpunkte durchdrangen.

Am 9ten April, dem Ostertage, konnte Friedrich sein ernstliches Vorhaben nicht ausführen. Es fiel ein so starker, anhaltender und dichter Schnee, daß man kaum 20 Schritte weit sehen konnte. Den folgenden Tag hingegen heiterte sich der Himmel auf, und das Wetter wurde klar. Noch war die Erde 2 Fuß hoch mit Schnee bedekt; doch nichts hielt ihn mehr ab, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Denn seine Verlegenheit nahm zu, die Lebensmittel fingen an zu fehlen, der Feind rükte näher an Brieg, und versperrte den Weg zu den Magazinen immer enger. Um 5 Uhr des Morgens zog Friedrich sein Heer von 27 Bataillonen und 32 Eskadronen bei der Pogreller Mühle zusammen, und marschirte vorwärts, um den Feind, dessen Quartiere er noch nicht genau wuste, aufzusuchen, und zur Schlacht zu zwingen.

Der General Rothenburg, welcher den Vortrab führte, machte in dem Dorfe Pampiz 20 Oestreicher zu Gefangnen, und erhielt von ihnen die Bestätigung einer kurz vorher eingelaufenen Bauernnachricht, daß die Feinde in den 3 Dörfern Mollwiz, Grüningen, und Hünern kantonirten, der Feldmarschall Neuperg aber sein Hauptquartier zu Mollwiz hätte.

Friedrich rükte nun bis auf 2000 Schritt nahe an Mollwiz heran, breitete hier sein Heer auseinander, und stellte es in einer weiten Ebene in Schlachtordnung. Der rechte Flügel sollte sich an das Dorf Herndorf lehnen, aber der General Schulenburg, Befehlshaber der Kavallerie auf dieser Seite, kam aus Versehen dort nicht zur rechten Zeit an. Der linke Flügel endigte sich am Lauchwizzer Bache, dessen morastige und tiefe Ufer ihn dekten. Da die Reuterei des rechten Flügels dem Fußvolke zu wenig Plaz gelassen hatte, so muste der König 3 Bataillone aus dem ersten Treffen wieder herausziehen. Aus diesen bildete er eine Flanke, welche die rechte Seite der beiden Treffen der Infanterie dekte. Diese Stellung, welche nur aus Noth, und nicht nach einem überlegten Plane genommen wurde, war die Hauptursache des endlichen Sieges der Preußen, zum offenbaren Beweise, wie viel von zufälligen Ursachen bei Kriegsbegebenheiten abhängt. Weil die Oestreicher nicht allein an Güte, sondern auch an Menge der Kavallerie vor den Preußen viel voraus hatten, indem

sie

sie 50 Schwadronen zählten; so stellte Friedrich zwischen die Schwadrone jedes seiner Flügel 2 Grenadier-Bataillone, und ahmte hierin einer Anordnung nach, welche Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen gemacht hatte.

Die Oestreicher lagen noch ruhig in ihren Quartieren, als Friedrich's Heer schon die Ebene vor Mollwiz betrat. Der Feldmarschall Neuperg hatte von der Annäherung der Preußen nicht die geringste Kundschaft, weil seine Husaren-Officiere ihre Schuldigkeit schlecht beobachtet hatten. Auf einmal sieht er Friedrich's Scharen in völliger Schlachtordnung vor sich; erst dieser Anblik schrekte ihn aus seiner Sicherheit auf, und zeigte ihm die große Gefahr, worin er geschwebt hatte, und noch schwebte. Friedrich rechnet es sich in seinen hinterlassenen Werken selber zum höchsten Fehler an, daß er die Oestreicher nicht rascher und plözlicher in ihren Quartieren überfallen habe, wodurch er ihre ganze Armee hätte vernichten, oder aufheben und gefangen nehmen können. Er tadelt sich insbesondre darüber, daß er 2 kostbare Stunden verloren habe, um sein Heer methodisch in Schlachtordnung zu stellen, da, wo doch kein Feind zum Vorschein gekommen sei. Er erklärte diese Fehlgriffe aus der Unerfahrenheit, in welcher sich alle seine Befehlshaber, den einzigen Schwerin ausgenommen, befunden hätten; doch versichert er, über jedes begangne Versehen hinterher reiflich

nach-

nachgedacht zu haben, um es in Zukunft zu vermeiden und zu verbessern.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als das Feuer der Preußischen Artillerie die Schlachtarbeit eröfnete. Der feindliche General Neuperg raffte nun auf's eiligste seine Haufen zusammen, und stellte sie unter dem heftigsten Feuer der Preußen in Schlachtordnung. Er hatte Befehl gegeben, daß kein Theil seiner Armee eher etwas unternehmen sollte, als bis er alle Glieder und Treffen gehörig geordnet hätte. Sein rechter Flügel der Kavallerie rükte unter Anführung des Generals von Römer zuerst herbei. Dieser hellsehende und tapfre Officier bemerkte, daß der Preußische rechte Flügel näher bei Mollwiz stand, als der linke; er berechnete, daß der Feldmarschall Neuperg beim längern Stillestehen Gefahr laufe, geschlagen zu werden, ehe die Reuter seines linken Flügels angekommen sein könnten; ohne daher weitre Befehle abzuwarten, entschloß er sich, vom rechten Flügel, wo er stand, auf den linken zur Hülfe Neupergs hinzusprengen, und von hier aus den rechten Flügel der Preußen anzugreifen. Dies führte er eben so heldenmüthig aus, als er es weise durchdacht hatte. Mit verhängtem Zügel fielen seine 30 Schwadronen, die aus 10 Schwadronen bestehende Preußische Kavallerie, welche Schulenburg kommandirte, unweit Herndorf an, und warfen sie im ersten Anrennen über den Haufen. Die

über-

überwältigten Preußen drängten sich bis in die Reihen des Fußvolkes zurük, und würden auch dieses in Unordnung gestürzt haben, wenn sie nicht durch das Feuer desselben zurükgehalten worden wären. Hierdurch wurden auch die feindlichen Reuter zerstreut, und ihr muthiger Anführer Römer sank von einer Kugel getroffen, todt hernieder. Bei der Verwirrung der Preußischen Kavallerie hielten die zwischen ihre Reihen gestellten Grenadiere allein Stand, und zogen sich in guter Ordnung zur Infanterie ihres rechten Flügels zurük. Friedrich, welcher seine fliehende und zersprengte Reuterei aufhalten und von neuem ordnen wollte, ward vom Strome ihrer Zurükdrängung bis zum Mittelpunkte des Heers fortgerissen. Hier erst gelang es ihm, einige Schwadronen zu sammeln, um sie auf den rechten Flügel zurük zu führen. Mit diesen Schwadronen machte er nun von seiner Seite einen Angriff auf den Feind; aber sie hielten sich nicht; sie wurden wieder geschlagen, getrennt und zurükgetrieben. Der General Schulenburg verlor hiebei sein Leben. Der König selber kam in Gefahr, sein Pferd wurde getödtet. Vergebens war seine Mühe, die Flucht zu verhindern, vergebens sein Rufen: „meine Brüder, die Ehre der Preußischen Truppen! Eures Königs Leben!“ Nichts konnte ihr Weichen aufhalten.

Die Preußische Infanterie des rechten Flügels war nun aller Bedekkung von Seiten der Reuterei beraubt. Dies wollte sich die östreichische sieghafte Ka-

Kavallerie zu Nuzze machen, und ihr Werk durch Einbrechen in das Fußvolk vollenden. Aber hier fand sie das Ziel ihrer Thaten und ihres Glükkes. Jene 3 Bataillone, die in dem ersten Treffen nicht Raum gehabt hatten, und jezt der übrigen Infanterie an der Flanke standen, verhinderten das Eindringen der feindlichen Reuter. Sie hielten einen 3mal heftig unternommenen Angriff mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit aus; Oestreichische Officiere fielen getödtet oder verwundet zwischen ihren Reihen nieder, Oestreichische Reuter wurden von ihren Bajonetten aus dem Sattel gehoben, und die anfänglichen Sieger musten mit großem Verluste vor ihrer Tapferkeit weichen; sie zogen sich in Unordnung zurük. Jezt brachte endlich Neuperg sein Fußvolk in Bewegung; mit ihm, und mit frischer Kavallerie verstärkt, suchte er in den rechten Flügel der unbeweglich stehenden Preußischen Infanterie einzubrechen. Doch seine stärksten Anstrengungen waren umsonst. Die Preußen standen wie Felsen im tobenden Meere, und unerschüttert ließen sie alle wogenden Angriffe zurükprallen; ihr geschwindes, unaufhörliches, wohlgerichtetes Feuer strekte die Feinde haufenweise nieder. Dies mörderische Feuer dauerte fast 5 Stunden mit gleicher Lebhaftigkeit fort, und hätte, wenn die Sache nicht bald zum Ausschlage gekommen wäre, für die Preußen traurige Folgen haben können. Es fing an, an Pulver zu fehlen. Man plünderte schon die Patrontaschen der Getödteten, um wieder laden zu können. Aber auch dies Hülfsmittel

mittel konnte nicht lange zureichen. Diese tapfre, heldenmüthige Infanterie kam nun in die schrekkichste Lage. Gemeine und Officiere wollten schon verzagen; die ältesten unter ihnen gaben fast alles verloren, und erwarteten mit ängstlicher Erwartung den fürchterlichen Augenblik, wo sie sich alle bloß darum, weil sie kein Pulver mehr hätten, nicht mehr schießen könnten, den Feinden würden zu Gefangnen ergeben müssen.

Bei diesen düstern Aussichten ritt der König auf den linken Flügel zum Feldmarschall Schwerin, der bereits verwundet war. Hier standen die Sachen nicht so bedenklich, die Moräste des Lauchwizzer Baches hielten die Oestreicher entfernt, und die Preußische Kavallerie hatte jenseits des Baches sogar einige Vortheile errungen. Schwerin gab dem Könige zu erkennen, daß bis jezt noch nichts entschieden sei, daß die Schlacht noch gewonnen, aber auch eben so gut verloren werden könne. Im leztern Falle bliebe der Armee kaum etwas anders, als Gefangenschaft übrig, denn alle Retirade wäre iht abgeschnitten. Von dem Herzoge von Holstein-Beck, der ein kleines Korps von 7 Bataillonen und 4 Schwadronen befehlige, wisse man nichts, und auf dessen Hülfe sei nicht zu rechnen. Sein Rath wäre der: der König möchte jenseits der Oder auf die Polnische Seite hin eilen, den Herzog von Holstein aufsuchen, und ihn, da er schliefe, aufwekken. Er, der

Feld-

Feldmarschall, wolle alles Mögliche thun, um die Schlacht zu gewinnen. Würde sie aber doch verloren, so würde der König bei'm Holsteinischen Korps sicherer sein, als bei der so gefahrvollen Retirade, auch könnte sich die fliehende Armee dahin zurükziehen, und vielleicht ihre Rettung dadurch finden. Siegten die Preußen, so könnte jenes Korps die fliehenden Feinde völlig aufreiben. Die Gefahr nahm zu, daher wiederholte Schwerin seine Vorstellungen und Bitten, daß sich der König sogleich über die Oder begeben möchte. Friedrich ritt hierauf nach dem rechten Flügel zurük, wo es noch immer gleich hizzig herging. Eine Zeitlang blieb er unentschlossen, was er thun sollte. Endlich da es anfing, dunkel zu werden, und noch kein Anschein zum glüklichen Ausgange da war, beschloß er, dem Rathe eines so erfahrnen Mannes, als Schwerin war, zu folgen, und rükwärts nach Oppeln wegen der dortigen Oderbrükke zu reiten. Dieser Endschluß entstand keinesweges aus Furchtsamkeit, wie nur ein Thor glauben könnte, denn aus einem verzagten Manne, der vor Angst aus der Schlacht läuft, wird gewiß in ein Paar Monaten darauf nicht sogleich ein Held werden, der jeder Gefahr Troz bietet. Nur um der bedrängten Armee Hülfe herbei zu holen, nur, um den Rath eines der tapfersten und kriegsverständigsten Generals zu ehren, verließ Friedrich gegen Abend das Schlachtfeld, ritt mit einem geringen Gefolge von Officieren und Leibpagen nach Oppeln

zu,

zu, und gebot den Kabinetsräthen, daß sie ihm mit den wichtigsten Schriften und mit dem vorräthigen Gelde eben dahin nachkommen sollten.

Der König hatte sich noch nicht lange von der Armee entfernt, als sich das Glük für sie zu erklären anfing. Die Infanterie des rechten Flügels, deren Pulvervorrath nun fast erschöpft war, machte den lezten Versuch, vorwärts zu dringen, oder unterzuliegen. Sie rükte stärker an den Feind, und gewann etwas Terrain. Der Feldmarschall Schwerin bemerkte dies Zeichen zum Siege sogleich, und ob er gleich schon 2 Wunden empfangen hatte, so führte er doch in eigner Person seinen linken Flügel heran, und ließ ihn auf die rechte Seite der wankenden Oestreicher andringen. Diese gerade im entscheidenden Moment gemachte Bewegung beschleunigte den Sieg, und vollendete die Niederlage der Oestreicher. Sie flohen in der grösten Unordnung, und zerstreuten sich auf der allgemeinen Flucht. Nur die Nacht rettete ihre geschlagenen Haufen von völliger Gefangenschaft; die Preußen konnten vor jezt ihre Vortheile nicht weiter, als bis über das Dorf Lauchwiz verfolgen. Jezt kamen, aber zu spät, die 2 Küraſſier-Regimenter aus Ohlau herbei. Diese denkwürdige Schlacht, welche den Ruhm der Preußischen Armee begründete, und Oestreichs Stolz demüthigte, kostete den Oestreichern an Getödteten und Verwundeten 180 Officiere und 7000 Gemeine, und an Gefangnen, die in Preußische Gewalt geriethen,

1200 Mann, außerdem hatten sie 7 Kanonen und 3 Standarten eingebüßt. Der geringe Verlust an Kanonen rührte daher, weil sie überhaupt nur 16 Feldstükke bei der Schlacht hatten, und wenig Gebrauch davon machten. Die siegenden Preußen zählten 3000 Verwundete, und 2500 Todte, worunter außer dem General Schulenburg, der Markgraf Friedrich von Brandenburg = Schwed, des Königs Vetter, war. Am schreklichsten wurde das erste Bataillon Garde mitgenommen, auf dieses hatten die Oestreicher ihren Hauptangriff mit solchem Erfolge gerichtet, daß es die Hälfte seiner Officiere verlor, und daß von 800 Gemeinen, die in das Treffen gezogen waren, nur 180 dienstfähige Leute übrig blieben. Die andern waren verwundet, oder bedekten mit ihren Leichnamen den Wahlplaz, und stellten einen Anblik dar, den keiner ohne Thränen, und Friedrich nicht ohne Wehmuth aushalten konnte.

Diese Schlacht wurde offenbar durch den muthigen Widerstand, und das schnelle Feuern der Preußischen Infanterie gewonnen. Selbst die Oestreicher musten leztres bewundern; sie, die hierin noch weit zurük waren, weil sie lauter hölzerne Ladestökke führten, die kein anhaltendes Feuern erlauben. Ein Oestreichischer General schrieb nach der Schlacht: „Ich habe in meinem Leben nichts „vortreflicheres gesehen, als die Preußische Armee. „Sie rükte mit einer unglaublichen Ordnung an. „Ihre Glieder und Linien waren so geschlossen,

„und

„und bewegten sich so gleich, als wenn sie auf dem „Paradeplazze wären. Ihr blizzendes Gewehr „that in der Sonne seine Wirkung, und sie feuer„ten so geschwind, und so zusammen, daß es war, „als wenn es donnerte.“

Während der Zeit, daß das Preußische Heer den glänzendsten Sieg errang, hätte ein ganz eigner Unfall alle Früchte desselben zerstören können. Der König war aus Begierde, auf's eiligste das Holsteinische Korps heranzuführen, mit einer solchen Schnelligkeit nach Oppeln zu geritten, daß ihn eine Schwadron Gensd'armes, die ihm ohne sein Wissen, vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Dessau, zur Bedekkung nachgefolgt war, nicht wieder einholen konnte. Sie blieb daher die Nacht über in Löben oder Löwen, einer kleinen Stadt an der Grenze des Fürstenthums Brieg. Friedrich hatte hier nur kurze Zeit verweilt, und weil er kein zahlreiches Gefolge haben wollte, das Thor hinter sich sperren, und befehlen lassen, es für Niemanden weiter zu öfnen, als für die, welche zu ihm gehörten. Spät in der nächtlichen Dunkelheit kam er vor dem äußern Gatterthore zu Oppeln an. Macht auf! schrie man der Wache entgegen. Und da von innen gefragt wurde: Wer da? antwortete man: Preußen, auch Preußischer Kourier. Indessen das Thor ward nicht geöfnet, und eben so wenig eine fernere Antwort gegeben. Friedrich gebot deswegen einigen seiner Leute abzusteigen, und näher am Thore nach-

nachzuforschen, was dies zu bedeuten habe? Als diese nahe heran kamen, und nachfragten, so erhielten sie statt aller Antwort eine Begrüßung von Pistolenschüssen. Nun erst merkte man, daß Feinde da wären, welches man nicht wuste, weil Tages vorher noch eine Preußische Besazzung zu Oppeln lag, die sich seitdem in die Gegend des Schlachtfeldes begeben, und wegen verspäteter Ankunft zu Bewachung der Bagage hatte gebrauchen lassen. Nach derselben Abzuge waren von ungefähr 40 bis 50 Oestreicher, grösstentheils Husaren, nach Oppeln gekommen; und diese begingen die Uebereilung, daß sie auf die Preußen schossen, da sie lieber das Thor in aller Stille hätten öfnen, und die Anwesenden gefangen nehmen sollen. Welch eine That konnte diese Oestreichische Wache ausführen! welch eine Wendung dem Schikfale ihrer bedrängten Königin geben! Man kann sich leicht vorstellen, daß Friedrich mit seinem Gefolge auf der Stelle umkehrte, und den Weg nach Löben wieder einschlug. Der Morgen fing an zu dämmern, als er vor diesem Städtchen anlangte. In der Voraussezzung, daß die Schlacht verloren, und auch Löben von den Feinden besezt sein könnte, schikte er erst einen Officier voraus, um genaue Erkundigungen einzuziehen, wer und was für Leute darin wären? Hier erfuhr man denn die glüklichen Veränderungen, welche sich in Friedrich's Abwesenheit ereignet hatten. Noch war die oben erwähnte Schwadron Gensd'armes da, und außer ihr der Herr von Bülow, Adjutant des Erbprin-

zen von Dessau, welcher abgeschikt war, um dem Könige die frohe Siegesnachricht zu überbringen. Friedrich nahm ein kurzes Frühstük zu Löben zu sich, und ritt darauf nach Mollwiz, man kann denken, mit ganz andern Empfindungen zurük, als er Abends vorher von dort weggeritten war.

Diese Abschweifung nach Oppeln war ihm aber in der Folge stets höchst verdrüßlich, und er konnte es sich selber nicht vergeben, daß er Schwerin's Rath angenommen hatte. Nie erwähnte er dessen in seinen Schriften, nie redete er davon in seinen Gesprächen, und keiner der Vertrautesten durfte es wagen, ihn daran zu erinnern. Eine Schwachheit, die für seine Ehre weit nachtheiliger wurde, als ein offnes Bekenntniß des Vorfalls. Denn die geschwäzzige Fama, welche keines Königs Geheimniß ehrt, verbreitete nun tausenderlei falsche und ungereimte Erzählungen, welche erst Nikolai im 2ten Hefte seiner Anekdoten in ihrer Blöße und Nichtigkeit dargestellt, und durch eine sorgfältige Erzählung der Wahrheit ersezzet hat.

Der Herzog von Holstein, von dessen Standort man nichts wuste, und den Friedrich jenseits der Oder aufsuchen wollte, hatte am Tage der Schlacht ganz ruhig bei Strehlen, diesseit des Flusses gestanden, und sich eben nicht zu Friedrich's Vortheil thätig bewiesen. Er war nur einige Meilen vom Schlachtfelde entfernt, und konnte das Schießen hören. Dennoch forschte er nicht weiter, wo-

her

her dies rühre. Den andern Tag flohen die Oestreicher in Unordnung 1 Meile vor seinem Quartiere vorüber; er hätte dies durch ausgeschikte Patrouillen leicht erfahren, und die zerstreuten Feinde ganz aufreiben können. Aber er benuzte diese Gelegenheit zu seinem Ruhme und zu der feindlichen Armee Untergange nicht. Er ließ die Flüchtlinge ungehindert nach Neiße zu ziehen, und stieß ruhig zu dem königlichen Heere bei Ohlau. Nach der Vereinigung mit ihm, und nach Erhaltung einiger andern Verstärkungen bestand Friedrich's Armee jezt aus 43 Bataillonen und 69 Schwadronen.

Nachdem Friedrich einen großen Feind geschlagen hatte, so demüthigte er auch einen kleinen, der sich's einfallen ließ, die Rolle eines Widersachers zu spielen. Einige Tage nach der Schlacht ließ er den Bischof von Breslau, den Kardinal Sinzendorf in seinem Schlosse Ottmachau verhaften und nach Breslau führen. Er hatte diesen Prälaten mit ausgezeichneter Güte behandelt, und von ihm das Versprechen erhalten, daß er sich in den Schlesischen Krieg gar nicht mischen wolle. Dennoch hatte er einen verrätherischen Briefwechsel mit den Feinden geführt, und den Kommandanten von Neiße mit Geld und Lebensmitteln unterstüzt. Der Pabst nahm die Anlegung kezzerischer Hände an einen Purpurgekrönten Geistlichen so übel, daß er seine Galle gegen Friedrich in einer heftigen Rede bei der Versammlung seiner Römischen Kardinäle ergoß, und alle katholischen Mächte ermahnte, sich

des

des Verräthers anzunehmen. Ohne weiter nach dem ohnmächtigen Zorne des Römischen Oberhirten etwas zu fragen, hatte Friedrich den Gefangenen schon nach 5 Tagen wieder losgelassen, ihn aber zuvor versprechen lassen, daß er während des Krieges Schlesien nicht mehr betreten, und gegen Preußens Vortheil nichts unternehmen wolle. Er erlaubte ihm sogar, sich zu Wien aufzuhalten. Die Königin Marie Theresie erwiederte diese Großmuth Friedrich's dadurch, daß sie ihm seinen Präsidenten der Akademie zurükschikte. Maupertuis, welcher den König nach Schlesien begleitet hatte, bekam Lust, die Schlacht bei Mollwiz mit anzusehen. Er stieg auf einen Baum, ward aber von einigen Oestreichischen Husaren entdekt, und gefangen genommen.

Die erste Frucht des Mollwizzer Sieges war die Eroberung von Brieg. Der General Kalkstein leitete die Belagerung, und der König dekte sie, indem er sich mit der Hauptarmee bei Mollwiz lagerte. Der östreichische Kommandant Piccolomini führte anfänglich eine hochtönende Sprache, ergab sich aber ganz unerwartet schon den 4. Mai, 8 Tage nach Eröfnung der Laufgraben, ohne einen beträchtlichen Verlust erlitten zu haben. Dem Könige kostete die Einnahme dieser nicht unwichtigen Festung nur einige tausend Kugeln.

Begebenheiten bis zum Waffenstillstande zu Kleinschnellendorf den 9. Oktober 1741.

Die andre köstliche Frucht des Mollwizzer Sieges war die hohe Meinung, welche nun ganz Europa auf einmal von Friedrich's Talenten, und von der Heldenkraft der Preußischen Armee bekam. Wien erschrak, und Deutschland erstaunte, daß Oestreichs Veteranen von Neulingen überwunden worden waren, die man bisher nur für schöne Puppen mit kurzen blauen Rökken, und fein gepuderten Köpfen gehalten, und eben nicht gefürchtet hatte. Fast alle Europäischen Höfe schikten nun ihre Gesandten in Friedrich's Lager, und sein Hauptquartier wimmelte bald von Unterhändlern, die sich entweder um seine Freundschaft und sein Bündniß bewarben, oder die Neutralität suchten, oder einen Vergleich mit ihm und der Marie Thereſie stiften wollten. Doch konnte sich Oestreich seine stolze Sprache noch nicht ganz abgewöhnen. Es ließ durch den Holländischen und Englischen Gesandten Vorschläge thun, die sich eher für selbiges geschikt hätten, wenn es die siegende Partei gewesen wäre. Friedrich sollte ganz Schlesien räumen, sich in seine Staten zurükziehen, und es dann abwarten, daß man ihn wegen seiner Schlesischen Ansprüche in Güte befriedigte. Dies war die unbegreifliche Zumuthung, die man an den Sieger that, welche er aber mit alle dem Unwillen und mit

der

der Festigkeit abwies, wie es ein solches Begehren verdiente.

Weit glüklicher war der Franzöſische Botschafter, der Marschall Belle-Isle, welcher mit groſser Pracht an verschiedenen Deutschen Höfen herumreiſete, um sie für Frankreich's Interesse zu stimmen. Er kam den 26. April ins königliche Lager, und war ein Augenzeuge von der Belagerung Briegs, die gleichsam seinetwegen, um ihm ein kriegerisches Schauspiel zu geben, unternommen zu sein schien. Er blieb nur wenige Tage bei Friedrich, aber es gelang ihm, in der kurzen Zeit eine Verbindung zwischen Frankreich und Preuſsen zu Stande zu bringen. Beide Höfe vereinigten sich, feindlich gegen Marie Thereſie zu handeln. Die Hauptartikel des Bundes waren: der Kurfürst Karl von Baiern sollte zum Kaiser erhoben, die Oestreichische Monarchie zertheilt und Niederschlesien mit Friedrich's Staten verbunden werden. Dafür sollte Preuſsen allen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsagen, Frankreich aber 2 Armeen nach Deutschland schikken, eine, um den Kurfürsten von Baiern in der Eroberung Oestreichs zu unterstüzzen; und die andre, um Hannover und Sachsen zu schrekken. Friedrich bedung sich indessen noch die Geheimhaltung dieses Bundes aus, daher er ihn auch nicht gleich förmlich unterzeichnete. Er behielt sich diesen Schritt nur zum lezten Nothbehelf vor; er wollte sich nicht übereilt in einen weit ausſehenden Krieg stürzen, sondern hofte noch

immer eine baldige Aussöhnung mit Oestreich. Aber er blieb nicht lange zweifelhaft. Die Aussicht zur Nachgiebigkeit des Wiener Kabinets verschwand, und ein neues Ungewitter drohte ihm. Seine Stüzze in Rußland, der Feldmarschall Münnich war gestürzt, und die dortige Regentschaft durch Englands und Oestreich's Betrieb bewogen worden, gegen Preußen feindselige Anschläge zu fassen. Dies bestimmte Friedrichen, den Bundestraktat mit Frankreich im August zu ratificiren, jedoch noch so lange vor der Welt zu verhelen, als es seinen Vortheilen angemessen sein würde. Die Französische Freundschaft kam ihm in der Verlegenheit, worein ihn die veränderten Gesinnungen Rußlands sezten, sehr zu Statten. Die Französischen Minister wusten Schweden zum Angriffe der Russen zu bereden, wodurch Friedrich gesichert wurde.

Einige Zeit nachher schloß Friedrich auch eine besondre Verbindung mit dem Kurfürsten von Baiern, nach welcher er ihm seine Stimme zur Kaiserwürde versprach, und den Besiz von Oberöstreich, Tirol, Breisgau und Böhmen gewährte. Der Kurfürst hingegen, welcher sich schon als König von Böhmen, und folglich als Oberlehnsherr von Schlesien betrachtete, sicherte dem Könige von Preußen Schlesien zu, und verkaufte ihm die Grafschaft Glatz, die ihm nicht gehörte, für 400,000 Thaler.

Der Krieg wurde also nun von Friedrich, obwohl mit großer Langsamkeit, fortgesezt. Er

wollte

wollte erst die Folgen seiner neuen Verbindungen, die Fortschritte, welche Frankreich und Baiern im Kriege gegen Oestreich machen würden, abwarten. Er unternahm daher diesen ganzen Sommer nichts Erhebliches, die Besiznahme der Stadt Breslau ausgenommen; er wollte die Kraft seiner Truppen bis auf die Zeit sparen, wo die Königin von Ungarn durch ihre übrigen Feinde in grösseres Gedränge kommen würde. Ohnedem hatte der Feldmarschall Neuperg hinter Neiße eine so feste Stellung genommen, daß ihn Friedrich ohne die gröste Gefahr nicht angreifen konnte. Leztrer blieb nach der Eroberung Brieg's noch 3 Wochen im Lager bei Mollwiz stehen, um die Laufgraben wieder anzufüllen und Brieg mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Darnach rükte er näher an die Oestreicher in das Lager zu Grotkau. Beide Heere standen jezt nur 3 Meilen von einander. Der bessern Verproviantirung wegen änderte Friedrich aber seine Stellung bald, und bezog die Anhöhen von Strehlen, wo er 8 Wochen stehen blieb, der Infanterie neue Rekruten, der Kavallerie neue Pferde, und beständige Uebung im kleinen Kriege verschafte, und die Auswechselung der Gefangnen betrieb. Zuvörderst wurde Mann gegen Mann zurükgegeben, für die Zahl der Ueberbleibenden aber eine Auslösung in Gelde bestimmt. Man verabredete, daß ein Feldmarschall 15000 Gulden, ein Generallieutenant 5000, ein Oberster 650, ein Major 135, ein Hauptmann 80, ein Lieutenant

30, ein Unterofficier oder Gemeiner 5 Gulden Löse-geld kosten sollte.

Unterdessen daß Friedrich sein Heer verstärkte, und sich zu Unternehmung großer Kriegsthaten in einen furchtbaren Stand sezte, wäre ihm beinahe ein empfindlicher Schlag von geheimen und öffentlichen Feinden beigebracht worden. Der Feldmarschall Neuperg wollte Breslau wegnehmen, alle Verbindung zwischen der Oder und Brandenburg hemmen, und Friedrich's Heere die Magazine entreissen. Alte Damen, einige Magistratspersonen und listige Mönche waren die Triebräder des Vorhabens. Viele Officiere unter Neuperg hatten Verwandte unter angesehnen Frauen in Breslau. Diese leztern versammleten sich alle Abende in einem frommen Klub, dem Vorgeben nach, Andachtsübungen zu halten, in der That aber, um Anschläge gegen Friedrich zu schmieden. Ihre Abstammung aus Oestreich, ihre Verwandschaft mit Familien in Wien und Prag, und ihr wüthender Religionseifer für die katholische Kirche blies in ihnen die Furie der Rache gegen die kezzerischen Preußen an; sie unterhielten durch die Mönche einen Briefwechsel mit Neuperg, und in Verbindung mit einigen Vorstehern der Stadt entwarfen sie den Plan, daß Neuperg sich in starken Märschen an Breslau heranziehen, und vermittelst heimlicher Freunde in der Nacht der Stadt bemächtigen sollte. Friedrich erfuhr das Allgemeine hievon durch einen auf-

aufgefangnen Brief. Um aber genauer hinter das Geheimniß zu kommen, schob er eine Preußisch gesinnte Dame, als eine falsche Schwester in den feindseligen Klub mit unter; durch verstellten Haß gegen Friedrich gewann sie das Zutrauen der übrigen und entlokte ihnen ihre Pläne. Als Friedrich von allen Umständen benachrichtigt war, gab er dem Feldmarschall Schwerin und dem Erbprinzen von Dessau Befehl, die Neutralität von Breslau aufzuheben, und ohne alles Geräusch, um Blutvergießen zu vermeiden, die Stadt zu besezzen. Sie bedienten sich hiebei folgender List. Man ersuchte den Magistrat, einem Preußischen Regimente den freien Durchmarsch durch Breslau zu erlauben, um an's jenseitige Ufer der Oder zu gelangen. Es wurde bewilligt. Der Breslauer Stadt = Major sezte sich an die Spizze der Preußen, um ihren Zug durch die Straßen zu führen. Jedoch die Grenadiere nahmen ihren Marsch nach dem großen Marktplazze, und nicht nach der Gegend, wo ihr Führer sie hinwies. Der Major glaubte, sie verfehlten den rechten Weg aus Unkunde, wollte ihnen ihren Irrthum benehmen und sie eines bessern belehren. Aber der Prinz Leopold, welcher die Preußen anführte, bat ihn ganz dienstfreundlich, den Degen einzustekken, seine Worte zu sparen, und sich nicht weiter zu bemühen, weil die Preußen ihr Quartier in der Stadt aufschlagen würden. Nun wollten die Breslauer Regenten die Thore sperren, und die Zugbrükken aufziehen, um das Eindringen mehrerer Preußen

zu verhindern. Doch man hatte dies vorausgesehen, und daher Preußischer Seits schwere Rüstwagen auf die Brükken und unter die Thore gefahren, und sie so künstlich in einander gerükt, daß kein Thor gesperrt werden konnte. Dies benuzten noch 3 Bataillone und 5 Schwadronen, welche sich in die Stadt schlichen, die Wälle besezten und die Straßen von Uebelgesinnten frei erhielten. In einer einzigen Morgenstunde des 7ten Augusts war die ganze Besiznahme ohne die geringste Beschädigung eines Menschen vollzogen. Nach einer Viertelstunde erfuhr Friedrich diese unblutige Eroberung vermöge abgefeuerter Kanonen, welche von Breslau bis Strehlen alle halbe Meilen weit von einander aufgestellt waren. Bereits vorher hatte er 2 Syndikusse aus Breslau in sein Hauptquartier rufen lassen. Er frug sie: ob sie die Neutralität bisher genau beobachtet, oder nicht vielmehr seine Feinde unterstüzt, der Königin Marie Thereſie 140000 Gulden zugesendet, und mit Neuperg einen unerlaubten Briefwechsel unterhalten hätten? Sie konnten es nicht läugnen, weil ihnen ein Brief vorgelegt wurde, den einer von ihnen, der Herr von Guzmar, an Neuperg geschrieben hatte. Sie gestanden alles ein, und baten um Gnade, indem sie die Hauptschuld auf einige andre, weit angesehnere Personen schoben. Friedrich, der von aller Rachsucht weit entfernt war, vergab ihnen, und ließ sie des Tages nachher in Frieden ziehen. Die Neutralität, welche die Stadtvorsteher selber gebrochen hatten, erklärte er nun für nichtig, und

ließ

ließ sich als einem Landesherrn von dem Rathe, der Bürgerschaft, und dem Stadtmilitär Breslau's huldigen. Der Feldmarschall Schwerin nahm ihnen den Eid der Treue ab, und ließ ein Dankfest feiern, wozu er selber den Text gab. Er gewann das Zutrauen der Protestanten, als des grösten Theils der Einwohner dadurch, daß er die Lutherischen Prediger nach dem Gottesdienste öffentlich umarmte, den Katholischen Geistlichen aber nur die Hand reichte. Nicht Politik, sondern eigne Anhänglichkeit an die Lehren des Protestantism bewog ihn hiezu.

Neuperg ahnete von der Ueberrumpelung Breslau's nicht das Mindeste. Er rükte daher nach Frankenstein, um den König hiedurch zu lokken, nach Neiße zur Belagerung zu gehen, und sich von Breslau weiter zu entfernen, wodurch er Gelegenheit bekäme, seine geheimen Absichten auf Breslau auszuführen. Hier entdekte er denn die Vereitelung seines Plans. Um doch etwas zu thun, wollte er jezt das Preußische Magazin zu Schweidniz wegnehmen oder zerstören; er zog deswegen nach Reichenbach. Aber auch dies schlug ihm fehl. Die Preußen langten zu gleicher Zeit bei Reichenbach an, und nöthigten ihn zum Rükmarsche nach Frankenstein. Friedrich erhielt jezt wieder eine Verstärkung von 10 Dragoner- und 13 Husaren-Schwadronen neu geworbener Truppen, und beschloß, seine bisherige Unthätigkeit mit einem kühnen Angriffe Neupergs zu vertauschen.

Neu-

Neuperg hatte ein festes Lager bei Frankenstein genommen, sein linker Flügel dehnte sich auf einigen Hügeln bei Silberberg aus, und 2 Bäche machten seine Fronte fast unzugänglich; doch wollte Friedrich aller Schwierigkeiten ungeachtet, die Oestreicher in ihrem Lager überfallen, und nach Oberschlesien hindrängen.

Als er mit den Anstalten zu diesem Unternehmen beschäftigt war, kam eine sonderbare Botschaft bei ihm an. Die Franzosen hatten den Rhein überschritten, und eilten in schnellen Märschen auf Oestreich zu. Diese ernstlichen Bewegungen beugten den Wiener Stolz in so weit, daß man die Aussöhnung mit Friedrich für ein Glük zu halten anfing, und sie durch einige Aufopferungen erkaufen wollte. Der Englische Gesandte zu Wien, der Schwärmer Robinson, ein enthusiastischer Beförderer des Oesteichischen Interesse, erschien mit Vollmachten versehen, in Friedrich's Lager bei Reichenbach, und ließ sich in einer feierlichen hochstudirten Rede mit den seltsamsten Gestikulationen vernehmen, wie folget: „Die Königin „von Ungarn wolle aus angestammter Großmuth „alles Geschehene vergessen, und ihm, wenn er „Schlesien ungesäumt verließe, für seine Ansprüche „Limburg, Spanisch Geldern, und 2 Millionen Thaler geben.“ Friedrich antwortete dem eingebildeten Britten in gleichem feierlichen Tone: „Nur Fürsten ohne Ehrgefühl könnten ihre „Rechte für Geld verhandeln; diese Vorschläge

„wären

„wären für ihn noch beleidigender, als es ehedem „die stolze Verachtung der Marie Thereſie geweſen „wäre.“ Nun fuhr er in erhöhterm Tone, mit der Poſitur eines figurirenden Redners, um das Lächerliche des hochmüthigen Robinſon nachzuma-chen, alſo fort: „Meine Armee würde mich nicht „werth finden, ihr Anführer zu ſein, wenn ich „durch einen ſchimpflichen Vergleich die Vortheile „aufopfern wollte, die ſie durch ihre tapfern Tha-„ten, welche ihr die Unſterblichkeit ſichern, erwor-„ben haben. Wiſſen ſie ferner, daß ich meine „neuen Unterthanen, alle dieſe Proteſtanten, deren „Wünſche mich herbeigerufen haben, nicht ohne „die ſchwärzeſte Undankbarkeit verlaſſen kann! „Soll ich ſie etwa, wie Schlachtopfer, der Tiran-„nei und Rachſucht ihrer Verfolger Preis geben? „Sollte ich an einem einzigen Tage die Empfin-„dungen der Ehre und der Rechtſchaffenheit, die „ich mit auf die Welt brachte, verläugnen? Würde „ich einer ſo niederträchtigen, einer ſo entehrenden „Handlung fähig ſein, ſo würde ich glauben zu „ſehen, wie meine Vorfahren aus ihren Gräbern „herausſtiegen, wie ſie mir drohend zuriefen: nein, „du gehörſt nicht mehr zu unſerm Blute! Wie? „du ſollſt für Rechte kämpfen, die du von uns „geerbt haſt? und du verkaufſt ſie? du befleckſt „die Ehre, die wir dir als den koſtbarſten Theil „unſres Erbes hinterlaſſen haben? Unwürdig, „ein Prinz zu heißen, unwürdig, auf einem Kö-„nigsthrone zu ſizzen, biſt du nichts als ein ver-„ächtlicher Krämer, welcher den Gewinſt der

„Ehre

„Ehre vorzieht! — Nein, nie, nie will ich solche „Vorwürfe verdienen! Lieber will ich mich und „meine Armee unter den Trümmern von Schlesien „begraben lassen, als der Ehre und dem Ruhme „des Preußischen Namens den geringsten Schand„flek anhängen! — Dies, mein Herr, dies „ist die einzige Antwort, die ich ihnen geben „kann!“ Beschämt und zu Boden geschmettert von einer so pathetischen Rede kehrte Robinson nach Wien zurük, um diese unerwartete Zeitung zu verkünden.

Nach einiger Zeit kam der sonderbare Unterhändler mit neuen Anerbietungen zu Friedrich, er brachte eine Landkarte von Schlesien mit, auf welcher die Abtretung von 4 Schlesischen Fürstenthümern mit Dinte unterstrichen war. Aber Friedrich, welcher ein gerechtes Mißtrauen in Robinson und den Wiener Hof sezte, gab den kurzen und kaltblütigen Bescheid, daß dergleichen Vorschläge zu spät kämen. In der That ging das Wiener Kabinet nicht aufrichtig zu Werke; es suchte nur durch lokkende Versprechungen Zeit zu gewinnen, die Feinde zu entzweien, und hinterher alle zu hintergehen. Denn zu eben dieser Zeit that man dem Könige in Frankreich gleich verführerische Anerbietungen; und um diesen Hof von Friedrich zu trennen, ließ man sich merken, daß man lieber die sämmtlichen Niederlande an Frankreich zum Opfer bringen, als an Friedrich ein einziges Dorf in Schlesien abtreten wolle.

Es

Es war am 8. September, als Friedrich Neupergs Lager zu erstürmen gedachte. Der General Kalkstein wurde befehligt, mit einem Vortrabe von 10000 Mann und mit den nöthigen Pontons nach dem Dorfe Woiz zu marschiren, und über die Neiße eine Brükke zu schlagen, damit die Hauptarmee sogleich über den Fluß sezzen könnte. Dieser General machte entweder aus Langsamkeit oder aus Unkunde einen Marsch von eigner Art. Er trat den Weg mit Sonnenuntergang an, marschirte die ganze Nacht hindurch, und war am frühen Morgen nicht mehr als einen Kanonenschuß weit vom Lager entfernt. Hierdurch ging für Friedrich ein ganzer Tag verloren; Neuperg merkte unterdessen die Absicht der Preußen, er verließ daher seine bisherige Stellung bei Frankenstein, und bezog sein altes Lager auf den Anhöhen bei Bielau hinter Neiß, wo er sein aus Oestreich und Ungarn ansehnlich verstärktes Heer fast Tag und Nacht in Schlachtordnung stehen ließ. An diesem Orte hielt es Friedrich für eine Unbesonnenheit, einen Angriff zu thun, weil seine Armee im Angesichte eines stets gerüsteten, auf Bergen stehenden Feindes eine Brükke zu passiren hatte, wo sie ihren Untergang finden muste, ehe sie noch Widerstand leisten konnte.

Friedrich hatte nicht bloß Tapferkeit, sondern auch Scharfsinn und Vorsicht nöthig, um weder von Feinden, noch Freunden getäuscht zu werden. Besonders war er gegen die Französische

Schlau-

Schlauheit auf seiner Hut. In dem später geschloßnen Bunde mit Baiern hatte er sich, weil seine Aussichten günstiger wurden, mehr Vortheile ausgewirkt, als ihm Frankreich anfänglich zugestand. Er verlangte jezt, daß leztres den Baierschen Traktat genehmigte. Der Französische Gesandte Vallory, welcher diese Unterhandlung betrieb, weigerte sich, die Bewilligung seines Hofes zur Abtretung der Grafschaft Glaz und von Oberschlesien zu verschaffen. Einst fiel ihm ein Billet aus der Tasche. Friedrich's Adlerblik sahe es; schnell gefaßt trat er mit dem Fuße darauf, und verabschiedete den Gesandten augenbliklich. Der Zettel war vom Französischen Statssekretär geschrieben, und enthielt für Vallory die Anweisung, Glaz und Oberschlesien nur in dem äußersten Falle zuzugestehen, wenn die Verweigerung mißliche Umstände nach sich ziehen könnte. Friedrich drohte nun mit diesen mißlichen Umständen, und so war es ganz natürlich, daß man in seine Foderung willigen muste.

Unterdessen stieg die Gefahr für Marie Thresie mit jedem Tage. Ihre Feinde vermehrten sich, ihre Bundesgenossen fielen ab, ihre Länder geriethen in fremde Gewalt. Die Baiern und Franzosen machten reissende Fortschritte in Oestreich, sie standen schon in der Nähe von Wien. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen August III. trat den 31. August dem Bunde gegen Oestreich bei; Mähren sollte zu einem Königreiche

erho-

erhoben, und ihm zugetheilt werden. Dies war der Preis, für welchen August sein Heer nach Böhmen rükken lassen wollte. Der König von England, George II. wurde, um sein Kurfürstenthum zu retten, gezwungen, den 27. September einen Neutralitätstraktat zu unterzeichnen, worin er versprach, nichts wider Oestreichs Feinde zu unternehmen, und seine Stimme zur Kaiserwahl des Kurfürsten von Baiern nicht zu versagen. Rußland war durch Schwedens Kriegserklärung außer Stande, der bedrängten Theresia beizustehen. So von allen Freunden verlassen, von lauter Feinden umringt, von ihrer Residenz vertrieben, sah sich die Königin von Ungarn genöthigt, gegen ihren ersten und kühnsten Feind, den sie unter allen am tödtlichsten haßte, gegen Friedrich mehr Nachgiebigkeit zu beweisen. Viel trug zu diesem Endschlusse das dringende Zureden des Englischen Gesandten bei Friedrich, des Lords Hindfort, bei. Er ging in's Oestreichische Lager, und überzeugte nicht allein den Feldmarschall Neuperg, sondern von hier aus auch das Wiener Ministerium auf's deutlichste von der Wahrheit, daß man, um das Ganze zu erhalten, zu rechter Zeit einen Theil aufopfern müsse. Marie Thereste ließ durch ihn dem Könige von Preußen nun ganz Niederschlesien nebst einem Stükke von Oberschlesien anbieten, und verlangte nichts weiter dafür, als — Frieden. Der König traute jedoch der Doppelzüngigkeit der Engländer und Oestreicher nicht, er hielt dies für Fallstrikke, und foderte gewissere

Be-

Beweise der Ehrlichkeit. Man schlug eine persönliche Zusammenkunft des Königs mit den östreichischen Generalen vor, welche Friedrich annahm. Er begab sich daher den 9. Oktober heimlich, nur vom Obersten Golz begleitet, nach dem Oberschlesischen Schlosse Kleinschnellendorf, wo er den Lord Hindfort, und die Generale Neuperg und Lentulus vorfand. Hindfort führte das Protokoll. Friedrich selber unterschrieb nichts, sondern gab seine Zusage nur mündlich. Es wurde folgendes verabredet: „der Feldmarschall Neu„perg sollte den 16. Oktober mit seiner ganzen „Armee Schlesien verlassen, und sich nach Mähren „ziehen; Friedrich aber die Festung Neiße nach „einer 14 tägigen Belagerung erobern, und mit „einem Theile der Armee in Oberschlesien bis künf„tigen April die Winterquartiere halten. Ganz „Niederschlesien nebst Neiße und dem umliegenden „Gebiete würde ihm als Eigenthum auf immer ab„getreten, wogegen er weder die Königin von Un„garn, noch ihre Bundesgenossen weiter bekriegen „dürfe. Zur Täuschung des Publikums solle der „kleine Krieg zum Schein noch etwas fortgesezt, „vor Ende des Decembers aber, wo möglich, der „Definitivfriede geschlossen werden.“ Endlich musten Neuperg und Lentulus auf ihre Ehre versprechen, diese mündliche Verabredung, welche der Wiener Hof, obwohl fälschlich, hernach mit dem Namen einer förmlichen Konvention belegte, als ein unverlezliches Geheimniß verschwiegen zu halten; sie wurde von Preußen

auch

auch nicht eher, als nach 2 Jahren, bekannt gemacht.

Die mehrsten, doch nicht alle Punkte dieser Kleinschnellendorfer Uebereinkunft wurden in Erfüllung gebracht. Neuperg marschirte am bestimmten Tage den 16. Oktober nach Mähren, nachdem er zuvor das meiste und beste Geschüz aus Neiße mitgenommen hatte. Die Belagerung dieser Festung wurde nun von den Preußen unter Leitung des Prinzen Dietrich von Dessau, zwar zum Schein, aber doch ernstlich genug unternommen. Die Oestreicher hatten rings umher alles unter Wasser gesezt; die Preußen schossen 3 Tage hindurch aus 3 Batterien eine ungeheure Menge Kugeln und Bomben, mit der Vorsicht indessen, daß die Bürgerhäuser verschont, und bloß die Werke der Festung beschädigt wurden. Hiebei ereignete sich das Unglük, daß einige Pulverfässer, die zu nahe an den Batterien standen, Feuer fingen, und durch ihr Auffliegen 11 Preußische Kanoniere jämmerlich zerschmetterten. Den 12ten Tag nach Anfang der Belagerung, es war der lezte Oktober, kapitulirte der Kommandant, und erhielt freien Abzug. Die Oestreicher waren noch nicht völlig abgezogen, als schon die Preußischen Ingenieurs die neuen Festungswerke zeichneten, welche Neiße in der Folge zu einer der ersten Festungen in Europa gemacht haben. Nach der Einnahme von Neiße, dem lezten Orte in Schlesien, der bisher den Preußen widerstanden hatte, theilte sich die königliche Armee. Der Erbprinz von Dessau rükte mit 19000 Mann nach

Böhmen, besezte die Grafschaft Glatz, schloß die Festung dieses Namens ein, und dehnte sich bis in den Königsgrätzer Kreis aus. Die übrigen Truppen bezogen unter dem Feldmarschall die Winterquartiere in Oberschlesien. Der Großherzog von Toskana glaubte nun den König ganz auf seiner Seite zu haben, er ersuchte ihn daher in einem Briefe um seine Stimme zur Kaiserwahl. Friedrich, der hierüber andre Gesinnungen hatte, antwortete ihm ausnehmend höflich, aber in so dunklen und verworrnen Ideen, daß er, der Schreiber, den Inhalt seines eignen Schreibens nicht anzugeben wuste, weil er den Sinn davon nicht verstand.

Allgemeine Huldigung zu Breslau den 7. November 1741. Folgen davon.

Friedrich betrachtete nun Schlesien als sein Eigenthum, und wollte die Früchte eines 11 Monate hindurch geführten Feldzuges genüßen. Um sich der Treue seiner neuen Unterthanen zu versichern, ließ er eine allgemeine Landeshuldigung auf den 7. November ausschreiben. Die Fürsten und Standesherrn sollten sich zu Breslau in eigner Person einfinden, oder durch besondre Bevollmächtigte vorstellen lassen. Von der Geistlichkeit und dem Herrenstande eines jeden Fürstenthums wurden 4, und von der Ritterschaft 6 Abgeordnete zu erscheinen befehligt. Die Stände von Schweidniz und Jauer weigerten sich Anfangs zwar, nach Breslau zu

gehen,

gehen, und baten, daß in ihren Hauptstädten eine besondre Huldigung veranstaltet würde: aber Friedrich wies ihr Verlangen ab, und versicherte sie, daß ihre Gegenwart ihren sonstigen Freiheiten und Rechten keinen Nachtheil bringen sollte. Die Huldigung wurde am festgesezten Tage mit großer Pracht abgelegt. Es erschienen über 400 glänzend gekleidete Personen; zugleich traten die wegen begangner Treulosigkeit vertriebenen Domherrn und Kapitularen wieder ein, legten den Eid des Gehorsams ab, und erhielten ihre Güter zurük. Friedrich nahm die Huldigung in Person ab, und erneuerte dadurch eine Scene, welche Schlesien seit 130 Jahren nicht gesehen hatte. Der Kaiser Matthias war der lezte Regent vom Oestreichischen Hause, welcher sich 1611 persönlich huldigen ließ. Die prächtigen Aufzüge, und die Prunkzeremonien machten damals ein solches Aufsehen, daß die Schlesischen Schriftsteller eine lange Zeit hindurch nichts wichtigeres thun zu können glaubten, als alles bis auf die winzigste Kleinigkeit davon zu beschreiben. Matthias gab der Neigung der Schlesier zu solchen Eitelkeiten so weit nach, daß er sich bequemte, 2 Tage in einem Dorfe vor Breslau zu warten, weil noch nicht alle Anstalten zu seinem feierlichen Einzuge vollendet waren. Noch war der mit Sammet überzogne, und kostbar ausgeschmükte Thron vorhanden, auf welchem er einst die Huldigung empfangen hatte. Dieser Thron stand in dem großen Rathhaussale. Friedrich beschloß, sich eben daselbst huldigen zu

lassen. Die zweiköpfigen Reichsadler, welche in den Sammet gestikt waren, wurden in einköpfige verwandelt, und des Matthias Namen in Friedrich's Anfangsbuchstaben so gut umgebildet, daß es schien, als wäre alles vom Anfange an nicht anders gestaltet gewesen. Gegen Mittag kam Friedrich in einem 8spännigen Phaeton vor dem Rathhause an, vor welchem seine Garde paradirte. In einer schon gebrauchten Uniform, mit nachläßig frisirtem Haar, in ganz prunkloser Gestalt trat er in den mit Fürsten, Prälaten und Stadtdeputirten angefüllten Saal, und erhob sich auf des Matthias Thron, von seinen Prinzen, Generälen und Ministern umringt. Der Feldmarschall von Schwerin sollte zu seiner Rechten das königliche Reichsschwert halten, es war aber vergessen worden; Friedrich zog daher seinen eignen Degen, und gab ihn in Schwerin's Hände; so daß eben das Instrument, mit welchem er Schlesien erobert hatte, ein passendes Simbol wurde, bei welchem ihm das Land huldigte. Nachdem der Minister Podewils in einer zierlichen Rede die Absicht dieser Versammlung bekannt gemacht, und im Namen des Königs Bestätigung aller Rechte, Schuz und Vaterliebe zugesagt hatte: so wurde der Huldigungseid vorgelesen, und von allen Anwesenden nachgesprochen. Jeder einzelne trat sodann an den Thron, legte die Hand auf die Bibel, und küßte den Knopf am Degen des Königs, zum Zeichen der Treue und Unterwürfigkeit. Ein lautes Vivatrufen: es lebe der König, unser souveräner Herzog! beschloß den

Akt.

Akt. Podewils dankte, Friedrich zog den Huth, und begleitet von den Ständen ging er wieder in seinen Phaeton. Gastmale, Illuminationen und ähnliche Festlichkeiten folgten der Huldigung, wie gewöhnlich. Was aber nicht so gewöhnlich geschieht, war, daß Friedrich das übliche Huldigungsgeschenk von einer Tonne Goldes ausschlug, indem er hinzusezte: „das Land sei durch „die Kriegsübel so erschöpft, daß er ein solches „Opfer nicht annehmen könne. Er wolle vielmehr „dem Volke aufhelfen, damit es Ursache haben „möge, die Regierungsveränderung nicht zu bereuen.“ Dies waren keine leeren Versicherungen, sondern bald erfuhren die Schlesier die Wirkungen seiner Milde. Er schenkte den Bauern und Bürgern Pferde zum Akkerbau, Korn zur Saat und zum Brodte, Geld zum Bauen, und erließ vielen die Steuern. Den Adel gewann er durch Standeserhöhungen, und neugeschafne Titel, die seinem Ehrgeize schmeichelten. Es wurden Fürsten- Grafen- und Adelsdiplome ausgetheilt, Kammerherrnschlüssel verschenkt, und neue Erbämter gestiftet, die aber nur den Titel: Excellenz, und sonst keinen Sold, keine Verwaltung, keine Verantwortlichkeit zu Wege brachten. So entstand ein Erbmarschall, Erbkämmerer, Landespostmeister, Oberjägermeister ꝛc. Die Geistlichen wurden dadurch beruhigt, daß er allen gleiche Toleranz, den ungestörten Besiz ihrer Güter, Schulen, Religionsübungen ꝛc. zusagte. Die Protestanten erhielten neue Kirchen und Prediger, wenn sie es

foder-

foderten, und die Kosten aufbringen konnten. Er besuchte selbst einmal die Lutherische, und einmal die katholische Hauptkirche, und händigte dem Lutherischen Prediger für die Huldigungsrede eine goldne Denkmünze von 200 Dukaten am Werth ein. Alles Vorgänge, wodurch er sich die Zuneigung der gutmüthigen Schlesier im hohen Grade erwarb.

Bald nach der Huldigung am 12. November kehrte Friedrich mit Ruhm geschmükt, und mit der schönsten Provinz bereichert, nach Berlin zurük. Von hier aus gab er dem Justiz- und Kameralwesen Schlesiens eine neue, mit den übrigen Preußischen Staten übereinstimmende Verfassung. Es wurden zu Glogau und Breslau 2 Ober-Amtsregierungen, 2 Kriegs- und Domänenkammern, und eben so viele Oberkonsistorien errichtet, und in kurzem von dem Statsminister Freiherrn Cocceji mit aller Feierlichkeit eröfnet. Die Abgaben wurden auf einen sichern Fuß, und nicht mehr auf eine so willkührliche Art, wie ehemals, bestimmt; sie brachten ihm 3 Millionen und 600000 Thaler ein, und sezten ihn in den Stand, sein Heer ansehnlich zu verstärken, und sich im Besiz seiner Herrschaft zu behaupten. Dabei vermied er alles, was die Herzen seiner neuen Unterthanen von ihm hätte entfernen können. Alles gewaltsame Werben wurde streng untersagt, die militärische Kantons-Verfassung noch nicht eingeführt, und kein andrer, als ein freiwilliger Rekrut angenommen. Ein Of-

ficier

ficier Namens von Hohendorf, der einen Schlesier wider Willen zum Soldaten zwang, wurde sogleich in Verhaft gesezt, und erst nach langer Zeit mit der Weisung entlassen, daß er sich in Zukunft in Acht nehmen, und nicht so wirthschaften solle, als ob er in Feindes Lande lebe. Dem Rittmeister La Roche vom Bredowschen Regimente, welcher einen Ochsenknecht zum Kürassier wegen seines guten Wuchses gewaltsam stempeln wollte, und darum bei'm Könige anfragte, ertheilte er die Antwort: „geht nicht an; ich will von keinen solchen „Werbungen wissen; es verjagt nur die Leute, und „stört alles Commercium. Mit Güte können sie „mehr Leute bekommen, als sie mit Gewalt krie„gen; für jeden, den sie auf die leztre Art anwer„ben, jagen sie 10 andre weg." Unter'm 11. December erließ er von Berlin aus eine wiederholte scharfe Verordnung an den Feldmarschall Schwerin, daß er bei den Werbungen und bei dem Vorspann keine Mißbräuche gestatten, sondern ohne Ansehen der Person jeden Uebertreter ernstlich bestrafen solle. Merkwürdig ist es hiebei, daß er diesen Befehl zu Folge der schriftlichen Beschwerden eines Schlesischen Anonymus ertheilte, also nicht mit der spöttisch vornehmen Miene mancher kleinen oder großen Despoten in neuern Zeiten ausrief: es ist ein Anonymus, ein schlechter Mensch, ein unberufener Skribler, warum nennt er sich nicht, wenn er eine gerechte Sache hat? Friedrich frug nicht, wer? sondern was? jemand sagte; so untersuchte er auch hier die Sache, und fällte das Urtheil, daß

wo

wo nicht alles, doch das mehrste davon in der Wahrheit gegründet sei, und einer Abänderung bedürfe. Ueber seinen neuen Besizzungen vergaß er aber die alten nicht; er fuhr fort, heilsame Verfügungen, wohlthätige Einrichtungen für das Mutterland zu machen, und opferte mitten im Kriegsgetümmel den ernsten Wissenschaften, den feinen Künsten und edlen Vergnügungen. Noch in diesem Jahre wurde der Grundstein zu einem neuen Opernhause gelegt, und selbiges unter der Leitung des Herrn von Knobelsdorf mit aller der Pracht, und alle dem Geschmak aufgeführt, die einer Hauptstadt würdig sind. Viele um der Religion willen aus dem Zweibrükkischen, und aus der Gegend von Landau Vertriebne, oder der Theurung wegen aus den Rheinländern Geflüchtete fanden an Friedrich ihren Wohlthäter und Beschüzzer.

Kriegsvorfälle seit Anfang des Jahres 1742 bis zur Schlacht bei Chotusiz. Einfall in Mähren. Rükzug nach Böhmen.

Das Preußische Kriegsheer genoß nur einer kurzen Ruhe von 2 Monaten in den Winterquartieren; schon zu Ende des Decembers 1741 muste ein Theil desselben, durch unerwartete Umstände genöthigt, zu neuen Unternehmungen aufbrechen; und zu Ende des Januars 1742 sezten sich die übrigen Truppen gleichfalls in Bewegung. Friedrich hatte indessen mit dem noch zulangenden

Schazze

Schazze und mit der Vermehrung seiner Einkünfte durch Schlesien seine Armee so sehr verstärkt, daß sie jezt 106 Bataillonen und 191 Schwadronen enthielt. Unter den leztern waren allein 60 Husarenschwadronen. Im Anfange des vorjährigen Feldzuges machte der König wenig Gebrauch von seinen leichten Truppen, weil er ihre Kraft noch nicht kannte, ihre Wichtigkeit nicht einsahe, und noch keinen entschloßnen Anführer derselben hatte. Die Ueberlegenheit der Oestreichischen Kavallerie, und das Herumschweifen ihrer leichten Korps, die alle Wege unsicher machten, und seine Absichten erforschten, zeigten ihm bald die Nothwendigkeit und die Nüzlichkeit solcher Truppen. Und die Einsicht, der Muth, die Tapferkeit, welche der Major von Ziethen bei mehrern Gelegenheiten bewies, lehrten ihn, was solche Krieger ausrichten könnten, wenn sie gut geleitet, und vom rechten Manne angeführt würden. Er erhob diesen in der Preußischen Kriegsgeschichte unsterblich gewordnen Helden binnen einer Woche vom Major zum Oberstlieutenant und Obersten, und machte ihn zum Chef des ganzen Leibhusarenregiments, welches damals nur 6 Schwadronen zählte. Dies Regiment zeichnete sich in mehrern kleinen Gefechten, die hier aber nicht angeführt werden können, so vortheilhaft aus, daß schon damals der Name: Ziethenscher Husar, weit und breit Achtung und Schrekken erregte. Ein besondrer Vorfall mag jedoch statt der übrigen hier eine Stelle finden. Der König hatte in Preußen ein Korps Uhlanen

zu

zu Vermehrung der leichten Reuterei errichten, auf Polnische Art kleiden und mit langen Spießen oder Piken bewafnen lassen. Dies kam im Sommer 1741 bei der königlichen Armee in Schlesien an, und zog durch die Neuheit seines Aufzuges, durch die Schönheit seiner fremden Tracht, durch die Besonderheit seiner Waffen Aller Augen auf sich, und gewährte einen reizenden Anblik. Friedrich empfing sie mit dem lebhaftesten Wohlgefallen und erwartete ungewöhnliche Dinge von diesen ungewöhnlichen Soldaten. Er eilte, sie ein Probestük ablegen zu lassen. Die Uhlanen sollten in der Gegend bei Grotkau ein kleines Korps Oestreicher überfallen, und Beweise dessen geben, was sie leisten könnten. Aus Vorsicht erhielt jedoch Ziethen Befehl, mit seinen Husaren in einem nahen Gebüsche im Hinterhalte zu bleiben, um nöthigen Falls Hülfe zu leisten. Dies sollte er aber nicht eher, als bei der höchsten Noth thun. Liefe alles glüklich ab, so sollte er bloß Zuschauer ihrer Tapferkeit sein, und ihnen die Ehre des Sieges allein überlassen. Die Probe fiel jedoch sehr schlecht aus. Die Uhlanen hatten noch keinen Feind gesehen, waren fast alle junge, ungeübte Leute, und konnten mit ihren Waffen nicht recht umgehen. Sie stürzten zwar muthig und kühn auf den Feind los, aber sie wichen auch bei dem ersten Widerstande zurük, und verloren alle Fassung, als sie im Rükken und in den Flanken zugleich angegriffen wurden. Ihre langen Spieße waren ihnen hinderlich; sie rannten sie sich einander selber in den Leib, oder stießen

damit

damit in die Erde; das Pferd stolperte dann mit seinen Füßen darüber, und fiel mit seinem Reuter über den Haufen. Die Oestreicher hatten schon den vollständigsten Sieg über sie errungen, viele niedergehauen, noch mehrere gefangen gemacht, und waren im Begriffe, das ganze Regiment zu vernichten. Allein jezt in dem allerkritischsten Zeitpunkte brach auf einmal der tapfre Ziethen aus seiner Verborgenheit hervor, griff die Sieger von mehrern Seiten an, und focht mit einem solchen Erfolg, daß er ihnen den Sieg entriß, fast alle Gefangne wieder befreite, und die Feinde nach einem großen Verlust in die Flucht jagte. So kehrte er triumphirend mit seinen Leuten, und mit den übrig gebliebenen Uhlanen in's Lager zurük. Friedrich's Verdruß über diesen mißlungnen Versuch der neugestalteten Soldaten war um desto größer, je schmeichelhaftere Hofnungen er sich vorher gemacht hatte. Er hob das Uhlanenkorps sofort wieder auf, verwandelte es in ein Husaren-Regiment, und vermehrte die braven Ziethenschen Husaren bis zu 10 Schwadronen, die ihm bald bei der plözlichen Eröfnung des Feldzuges wichtige Dienste leisteten.

Der Wiener Hof erfüllte eine Hauptbedingung des Kleinschnellendorfer Vertrages nicht. Er sollte geheim gehalten werden. Dies fand Marie Theresie ihren Absichten nicht gemäß. Sie machte ihn vielmehr allenthalben bekannt, weil sie dies für das beste Mittel hielt, ihre verbündeten

Feinde

Feinde zu entzweien, mit Mißtrauen und Uneinigkeit gegen einander zu erfüllen. Es kamen eine Menge Briefe nach Dresden, welche die Sachsen warnten, nach Böhmen zu marschiren, weil der König von Preußen einen geheimen Frieden geschlossen habe, und sich nunmehr rüste, um in die Sächsische Lausiz einzufallen. Der Kurfürst von Baiern erhielt von seiner Schwiegermutter aus Wien, der Tante von Marie Thereſie, eben dieselbe Nachricht und Warnung. Er möge, hieß es darin, eilen, sich mit Oestreich zu versöhnen; denn von Friedrich habe er keine Hülfe mehr zu hoffen. Aehnliche Ausstreuungen wurden in Frankfurt bei der Wahlversammlung gemacht, wodurch besonders Frankreich höchst entrüstet über den König von Preußen wurde. Dies eben suchte und wünschte man in Wien. Indessen Friedrich ließ sich nicht verwirren. Er erklärte nun den Oestreichern, daß er die ganze Verabredung nicht mehr anerkenne; gegen seine Bundesgenossen aber läugnete er den Vergleich, welcher ohnedem nur auf einem mündlichen Versprechen beruhte.

Um den mit ihm vereinigten Mächten allen Verdacht zu benehmen, trat Friedrich schon am 1. November 1741 demjenigen Theilungsvertrage bei, welchen Frankreich, Baiern und Sachsen zu Frankfurt zur Zerstükkelung der Oestreichischen Länder geschlossen hatten. Er that noch mehr; ihnen zu Gefallen fing er mitten im Winter die Kriegs-Operationen gegen Oestreich wieder an, ungeachtet

seine

seine Truppen wohl einer längern Ruhe bedurft hätten. Aber die Noth, in welche die Alliirten unerwartet geriethen, und die dringendsten, die zärtlichsten Bitten des Kurfürsten von Baiern bewogen ihn, den Schauplaz der Zerstörung früher zu betreten, als er es sonst gethan haben würde. Wenn man die Rathschläge dieses großen, alles mit einem Blik übersehenden Königs gehörig befolgt hätte, so wäre es nicht nöthig gewesen, jezt seine Hülfe aufzurufen. Friedrich hatte bereits in einem ausführlichen Aufsazze vom 29. Juni 1741 dem Kurfürsten von Baiern seine Gedanken eröfnet, wie und auf welche Art er den Krieg führen müsse; er hatte ihm zugleich die traurigen Folgen vorausgesagt, die dann entstehen würden, wenn man anders verführe. Man befolgte diesen Rath nicht, und so traf ein, was Friedrich vorher gesehen hatte. Die Baierschen Truppen standen nahe an Wien, sie hatten noch eine kleine Anstrengung nöthig, so wäre diese Hauptstadt in ihre Gewalt gekommen. Der Kurfürst Karl ließ diese große Aussicht fahren, und schikte seine Hauptmacht von hier nach Böhmen, aus der kindischen Besorgniß, wie Friedrich erzählt, daß die in Böhmen eingerükten Sachsen zu wichtige Eroberungen machen, und das Beste dieses Königreichs für sich behalten möchten. Nun erhielt Marie Thereſie Luft. Kräftig unterstüzt von den Ungarn, bildete sie ein großes Heer in Böhmen, und ein kleineres in Oestreich; der Feldmarschall Khevenhüller, ein würdiger Nacheiferer Friedrich's, fiel gegen

Ende

Ende des Jahres 1741 über die Franzosen und zurükgebliebenen Baiern her, trieb sie aus ihren Quartieren in Oestreich, und verbreitete ein panisches Schrekken unter ihnen. In Linz wurde eine ganze französische Armee von 15000 Mann eingeschlossen, und der Krieg nach Baiern versezt. Er blieb dabei mit der Hauptarmee in Böhmen, welche nun statt des Grafen Neuperg den Bruder des Großherzogs von Toskana, den Prinzen Karl, zum Ober-Befehlshaber erhielt, in Verbindung. Und obgleich die Alliirten Prag mit Sturm erobert hatten, so befanden sie sich doch auch hier in einer mißlichen Lage. Bestürzung und Angst ergriff vor allen den Kurfürsten von Baiern, der über den Glüks-wechsel ganz betäubt wurde, und nicht aufhörte, den König Friedrich zu beschwören, alles zu seiner Rettung aufzubieten. Friedrich war völlig bereit-willig hiezu. Er entwarf den Plan, in Mähren einzudringen, die Oestreichischen Heere von einander zu trennen, die eingeschlossnen Franzosen in Linz zu befreien, und das bedrohte Baiern zu retten. Weil dieser Feldzug aber mehr zum Besten seiner Bundesgenossen, als zu seinem eignen Vortheil unternommen wurde, so wollte er auch so viel als möglich die Truppen derselben hiezu anwenden, und die seinigen nicht allein aufopfern. Er wies jedem Theile der Mitverbündeten seine Geschäfte hiebei an. Zu denjenigen Unternehmungen hingegen, die er selbst übernahm, wünschte er die Sachsen in Vereinigung seines Heeres zu gebrauchen, weil sie die Ufer der Sassawa besezt hielten,

ten, und so nahe stunden, daß sie bequem nach Mähren marschiren, und zu den Preußen stoßen konnten. Denn der Feldmarschall Schwerin hatte bereits mit demjenigen Korps, welches in Oberschlesien in den Winterquartieren lag, in Mähren festen Fuß gefaßt. Bereits am 27. December 1741 besezte er die Festung Olmütz, deren schwache Garnison kapitulirt hatte. Friedrich wollte seine siegreichen Spuren mit einer stärkern Armee verfolgen, und das übrige Mähren im Januar oder Februar erobern. Es kam nur darauf an, den Dresdner Hof zur Einwilligung in die Vereinigung der Sachsen mit den Preußen zu bewegen.

Friedrich begab sich im Januar 1742 selber nach Dresden, um die Sache zur Richtigkeit zu bringen. Die Lage dieses Hofes war so beschaffen, daß hier nicht viel Gutes gehoft werden konnte. Der König August III. besaß die Einsicht und Statsklugheit seines Vaters nicht; er lebte nur für seine Vergnügungen, und überließ die Regierung seinem Günstlinge, dem Minister Brühl, und seinem Beichtvater, einem Italienischen Jesuiten. Der Graf Brühl hatte viele Ursachen, den Wiener Hof zu schonen. Der Hauptgrund lag in Folgendem. Der vorige König und Kurfürst August II. hatte einen geheimen Theilungsplan auf den nahen Tod des Kaisers Karls VI. entworfen. Der kaiserliche Gesandte, Fürst von Lichtenstein, welcher 1735 nach Dresden kam, beredete den Grafen Brühl, der damals noch eine unter-

geord-

geordnete Rolle spielte, ihm diesen Theilungsplan abschriftlich mitzutheilen, wofür er ihm versprach, daß das Wiener Kabinet Mittel finden würde, den alles geltenden Minister Sulkowski zu stürzen, und ihn, den Grafen Brühl, an dessen Plaz zu bringen, ihn also zum eigentlichen Beherrscher Sachsens zu erheben. Brühl beging die Treulosigkeit, er übergab dem Wiener Ministerium die verlangte Abschrift, und schwang sich durch dessen Unterstüzzung zur Stelle eines Premier-Ministers empor. Jezt hatte aber auch Marie Thereſie ein Mittel in Händen, Brühlen wieder zu stürzen. Die Furcht fesselte ihn an Oestreichs Interesse. Hatte sich gleich Sachsen gegen die Königin von Ungarn erklärt, so war dies doch mit geheimen Widerwillen des Grafen Brühl geschehen, und er wartete nur auf günstige Gelegenheiten, um alles rükgängig zu machen. Eben war vor kurzem ein gewisses altes Fräulein von Kling in Dresden angekommen, eine listige, der Marie Thereſie ganz ergebne Person, welche ehemals Theil an der Erziehung der Kurfürstin von Sachsen, einer kaiserlichen Prinzessin gehabt hatte, und in dieser Rükſicht Eingang am Dresdner Hofe fand. Dies Fräulein schrekte den Grafen von Brühl dadurch, daß sie ihm die verrätherische Abschrift des oben genannten Theilungsentwurfes zeigte, und die Drohung hinzufügte, sie wolle seine Untreue aufdekken, und seinen Sturz veranlassen, wenn er nicht dafür sorgte, daß die Sachsen Böhmen verließen, und die Feindseligkeiten gegen Oestreich einstellten.

In

In der Angst versprach Brühl alles, was sie von ihm foderte. Ungeachtet dieses Versprechens hatte er doch nicht das Herz, sich den Preußischen Absichten gerade zu zu widersezzen, als der majestätische Friedrich vor ihm stand. Er überließ ihm nach mancherlei gemachten Winkelzügen die Sächsischen Truppen, mit dem geheimen Vorsaz, sie, sobald als möglich, wieder zurükzuziehen. In einer Konferenz auf dem Schlosse, bei welcher sich Friedrich, 2 Französische Gesandten, Graf Brühl, Graf Moriz von Sachsen und Graf Rutowski befanden, wurde der Plan zur Rettung der Bundesgenossen in Ueberlegung genommen. Friedrich hatte eine Karte von Mähren auf den Tisch ausgebreitet, um die Führung des Feldzuges genau zu entwikkeln. Während der Berathschlagung trat endlich auch der König August III. in's Zimmer. Friedrich glaubte, daß es der äußerliche Anstand erfodere, ihm wenigstens zu sagen, wozu man seine Truppen gebrauchen wolle. Er foderte dem Grafen Brühl die Landkarte, welche dieser eben weggeworfen hatte, wieder ab; und nun wendete er alle seine Beredsamkeit an, dem Könige August die Vortreflichkeit des Plans anzupreisen; er spielte, wie er sich selber hierüber ausdrükt, die Rolle eines Theriakkrämers, welcher seine Waare als die köstlichste zu erheben pflegt. Niemals, sezte er hinzu, würde er Mähren bekommen, wenn er sich nicht die Mühe gäbe, es zu erobern. August sagte zu allem: Ja, und verging fast vor Langerweile. Brühl wünschte dieser troknen Unterhandlung ein Ende

zu machen, und erinnerte plözlich, daß die Opernstunde geschlagen habe. Nun hätten zehn Königreiche zu erkämpfen gewesen sein können, alle würden für August nicht so viel Reiz gehabt haben, als die Oper. Friedrich verlangte aber von Brühl einen entscheidenden Endschluß, welchen man ihm nicht abschlagen konnte. Um jedoch ganz sicher zu gehen, ließ er am folgenden Morgen den Jesuiten Guarini zu sich einladen. Dieser Mann, Beichtvater, Hofnarr und Günstling August's theilte die Regierung mit Brühl, und hatte in die Geschäfte gleichen, oft grösern Einfluß, als jener erste Statsminister. Friedrich schmeichelte der Eitelkeit Guarini's, und brachte ihn ganz auf seine Seite. Der Beichtvater eilte von Friedrich sogleich zu seinem Herrn, und bestärkte ihn vollends in dem Vorsazze, seine Armee den Preußen zu überlassen. Dies wurde dem Könige Friedrich auf's bestimmteste zugesagt.

Friedrich reisete zu Ende des Januars 1742 von Dresden über Prag in die Grafschaft Glaz, wo er die Standquartiere seiner dortigen Truppen besuchte; von hier ging er nach Schlesien, wo er sich an die Spizze von 15000 Mann stellte, mit denen er im Anfange des Februars in Mähren eindrang. Den 7. Februar stießen 19 Bataillone und 26 Schwadronen Sachsen bei Großmeseriz in Mähren zu ihm. Friedrich beklagt sich in seinen hinterlaßnen Werken bitterlich über die Langsamkeit und und Unwillfährigkeit des Sächsischen Hülfskorps.

Wo

Wo es den Generalen gefiel, zögerten sie mehrere Täge lang, und verschwendeten eine kostbare Zeit mit Ergözzungen, welche zu lebhafter Verfolgung des Feindes hätte angewendet werden sollen. Bloß diese Sächsische Weichlichkeit war es, die dem Oestreichischen Fürsten Lobkowiz Frist genug gönnte, seine Magazine zu Iglau zu retten, und sich in Ordnung fortzubegeben, da er bei mehr Thätigkeit der Sachsen hätte abgeschnitten werden können. Eben so ließen sie sich durchaus nicht bewegen, bis an die Ufer der Teya in Mähren, oder bis Horn in Oestreich vorzurükken, um den bedrängten Baiern Luft zu machen. Friedrich muste, um dieser Unfolgsamkeit willen, seinen ganzen Kriegsplan ändern. Er wies den Sachsen ihre Quartiere an der Böhmischen Grenze an, und ließ seine Truppen die Teya von Znaim bis Göding nahe an Ungarn besezzen. Hierdurch wurde Niederöstreich bedroht. Friedrich war mit dem Bedrohen aber nicht zufrieden. Er ließ in der Mitte des Februars einen wirklichen Streifzug nach Oestreich unternehmen. Ein Vortrab von 5000 Mann, bei welchem sich der Oberste von Ziethen befand, rükte in die Erbländer des Erzhauses ein. Das Regiment Ziethen wagte sich so tief in's Land hinein, als in allen folgenden Kriegen unter Friedrich kein Preußisches Korps mehr gekommen ist; es kam bis Stokkerau, der lezten Station vor Wien, und versezte diese Residenz in Angst und Schrekken. Schon glaubten die Wiener, welche von den Ziethenschen Husaren die fürchterlichsten Vorstellungen

hatten, diese Unholde in ihren Mauern zu erblikken; schon rufte der Hof 10000 Mann aus Baiern zur Dekkung der Hauptstadt herbei; doch es blieb bei der bloßen Furcht. Friedrich wurde von den Alliirten nicht gehörig unterstüzt, und sahe sich genöthigt, seinen Vortrab zurükzurufen. Die Versorgung der Preußen mit Lebensmitteln aus dem Oestreichischen war der einzige Vortheil, welchen sie von diesem Zuge hatten.

Bald hernach zu Anfange des Märzes erfuhr Friedrich durch aufgefangne Wiener Briefe, daß die Ungarn ein Heer zusammenzögen, um durch die Jablunka in Schlesien einzufallen, und die Preußen im Rükken anzugreifen. Schon standen bei Skaliz an der Mährischen Grenze 8000 National-Ungarn. Es war nothwendig, diesen Haufen zu zersprengen, ehe er stärker anwuchs. Dem Prinzen Dietrich von Dessau wurde das Geschäft hievon aufgetragen. Er führte mit 10 Bataillonen, eben so viel Schwadronen, und mit 1000 Ziethenschen Husaren des Königs Willen glüklich aus. Er eroberte 3 Quartiere der Ungarn, warf ihre Magazine in's Wasser, machte 1200 Gefangne, und verbreitete ein solches Schrekken in Ungarn, daß ein großer Theil der aufgebotnen Mannschaft aus einander ging, und Friedrich von hier aus nichts mehr zu besorgen hatte. Der Prinz Dietrich zog sich nach vollzogner Verjagung der Ungarn wieder zur königlichen Armee hin, welche seit dem 7. März in die Gegend von Brünn gerükt war, um diese Festung zu belagern.

Un-

Ungeachtet Brünn einen Monat lang eingeschlossen war, so konnte es doch nicht erobert werden. Hieran waren Friedrich's Feinde und Freunde gleich Schuld. Die Festung hatte 7000 Mann Besazzung, und den General Seher zum Kommandanten, einen Mann, welcher Einsicht, Muth und Thätigkeit in sich vereinigte, die Preußen unaufhörlich beunruhigte, durch verkleidete Leute fast alle Nächte Feuer anlegen, 16 Flekken, Dörfer und Weiler in Brand aufgehen ließ, und den Belagerern auf alle Art Abbruch that. Ein weit größeres Hinderniß wurde den Preußen von ihren Bundesgenossen, den Sachsen, in den Weg gelegt. Der König von Polen sollte zur Beschießung von Brünn Kanonen hergeben; er entschuldigte sich aber mit Mangel an Gelde, und doch hatte er eben 400000 Thaler zum Ankauf eines großen grünen Diamants verwendet. Auf die Treue der Sachsen konnte nicht viel gerechnet werden; Friedrich hatte Ursach zu fürchten, daß sie ihn beim ersten ernsten Gefechte verlassen möchten. Einst an einem schönen Tage stürzten sie sich, vom panischen Schrekken ergriffen, auf die Preußischen Quartiere, und baten, ihre Standörter, welche dem Feinde zu nahe lägen, verändern zu dürfen. Bloß 1000 östreichische Husaren hatten ihnen eine solche Furcht eingejagt. Es wurden ihnen daher andre Quartiere angewiesen. Indessen dieses Verhalten scheint mehr von den Anführern und den geheimen Anreizzungen Brühl's, als von Verzagtheit der Gemeinen hergerührt zu haben. Denn

auch

auch hier gaben die Sachsen Beweise, daß es ihnen keinesweges an Entschlossenheit und Muthe fehle. Einer ihrer Unterofficiere sollte einmal mit 8 Mann nach einem gewissen Dorfe marschiren; unterweges wurde er von einem Schwarm von 100 feindlichen Husaren angefallen. Ob hier nun gleich alle Gegenwehr unnüz zu sein schien, so versuchte sie der heldenmüthige Unterofficier doch; und es gelang ihm; er stellte sich mit seinen wenigen Leuten an eine Mauer, und vertheidigte sich so lange, bis er Hülfe erhielt.

Unterdessen rükte der Prinz Karl mit einer auserlesenen Armee von 40000 Mann zum Entsaz von Brünn herbei. Friedrich beschloß, bei dem Städtchen Bohorliz an der Iglawa, wo ein bequemer Lagerplaz war, alle Truppen zusammenzuziehen, die Oestreicher daselbst zu erwarten, und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Aber der Sächsische Oberbefehlshaber, der Ritter von Sachsen, bezeigte sich den Absichten Friedrich's nicht willfährig, und gab lauter zweideutige, unzuverläßige Antworten. Das Preußische Heer belief sich auf 26000 Mann, und konnte dem Prinzen Karl allein keinen Widerstand leisten. Ohnedem hatte Friedrich kein besonderes Interesse, Mähren zu behaupten, zu dessen Eroberung die Sachsen, denen es bestimmt war, so wenig Ernst bewiesen. Friedrich faßte unter diesen Umständen den Endschluß, Mähren zu verlassen, und sich nach Böhmen zu dem Korps des Erbprinzen von Dessau zurükzuziehen.

zuziehen. Ein Theil seiner Truppen sollte jedoch zur Dekkung von Olmüz und von Oberschlesien unter dem Prinzen Dietrich von Anhalt hier stehen bleiben. Der regierende Fürst von Dessau, dessen Heer bei Brandenburg jezt keinen Nuzzen mehr brachte, erhielt Befehl, selbiges zu theilen; die eine Hälfte sollte er nach Chrudim in Böhmen, die andre, 17 Bataillone und 35 Schwadronen stark, sollte er selber zu seinem Sohn Dietrich durch Schlesien nach Olmüz hinführen. Der Aufbruch aus Mähren wurde nun fest beschlossen, und vom 7. April an ausgeführt. Der König marschirte mit 12 Bataillonen und 15 Schwadronen durch Zwittau und Leitomischl nach Chrudim, wo er sich am 17. April mit dem Erbprinzen von Dessau vereinigte, welcher unterdessen die Festung Glatz erobert hatte. Er verlegte darauf seine Truppen in gute Kantonirungsquartiere, um sie von den ausgestandenen Mühseligkeiten etwas ausruhen zu lassen. Der Sächsische Minister von Bülow frug ihn bei'm Abzuge: aber, Sire, wer wird nun meinem Herrn die Krone von Mähren aufsezzen? Friedrich antwortete trokken: mein Herr, man gewinnt eine Krone nicht anders, als mit grobem Geschüz, und es ist der Sachsen eigne Schuld, wenn es zur Einnahme Brünn's daran gefehlt hat. Die Sachsen zogen gleichfalls am 7. April aus Mähren ab. Sie marschirten in den Leitmerizzer und Saazer Kreis, und nahmen in demselben nicht weit von den Sächsischen Grenzen ihre Quartiere.

Indem sich die Preußen in Böhmen erholten, und die Sachsen der Gefahr des Krieges ganz entzogen, rükte Prinz Karl mit seiner großen Armee in Mähren ein. Ob er gleich dem bei Olmüz stehenden Prinzen Dietrich an Truppenzahl sehr überlegen war, so wagte er es doch nicht, die Schlacht anzunehmen, welche ihm Dietrich anbot. Freilich aber hatten auch die Preußen eine feste, vorsichtig gewählte Stellung, und sie würden sich hier behauptet haben, wenn der Feldmarschall Schwerin bei Zeiten für hinlängliche Lebensmittel gesorgt hätte. Aus Mangel an Unterhalt müste sich der Prinz Dietrich endlich zurükziehen, welches er jedoch nicht eher that, als bis die lezte Tonne Mehls verzehrt war. Er marschirte nun nach Troppau und Jägerndorf, ohne daß er im geringsten von den Oestreichern beunruhigt wurde.

Friedrich foderte sodann den Marschall Broglio auf, die Französische Armee, welche in Böhmen stand, zu der seinigen stoßen zu lassen. Dieser entschuldigte sich damit, daß er keinen Befehl von seinem Hofe hiezu habe, und selbigen erst einholen müsse. Allein er war bereits aufs bestimmteste angewiesen, sich durchaus nicht mit den Preußen zu vereinigen, auch nichts Bedeutendes zu deren Vortheil zu wagen; er sollte sich immer auf die Seite ziehen, wo die Preußen nicht wären; er könnte zwar bei Belagerungen oder bei einer Schlacht mit höchstens 25000 Mann Friedrich's Armee von weitem dekken, aber er sollte sich unter

dem

dem Vorwande, daß die Französischen Hülfstruppen noch erwartet würden, in keine Gefahr begeben. Diese Hofbefehle fielen dem Könige Friedrich in der Folge in die Hände, und er ließ sie in Versailles durch seinen Gesandten bekannt machen. Zugleich erfuhr er, daß Frankreich geheime Unterhandlungen zu Wien betriebe, wo man ihn aufzuopfern bereit wäre, wenn man sonst seine Vortheile dabei fände.

Da Friedrich deutlich sahe, daß einer seiner Bundesgenossen (Sachsen) gar nichts, der andre (Baiern) nichts kluges, und der dritte (Frankreich) nichts aufrichtiges that; so sehnte er sich ernstlich nach einem friedlichen Vergleich mit der Königin von Ungarn. Der Englische Hof wünschte dies ebenfalls aus mehrern Ursachen; er hatte den Lord Hindfort deswegen bevollmächtigt, die Vermittelung zu übernehmen. Friedrich fand ihn daher, und auch aus dem Grunde, weil er sich's zur Ehre rechnete, ein solches Werk zu vollbringen, sehr bereitwillig, den Faden der Unterhandlung mit dem Wiener Kabinet wieder anzuknüpfen. Der einsichtsvolle Statsminister Podewils wurde aus Berlin in's Lager berufen, um mit Hindfort hierüber Abrede zu nehmen. Aber Marie Theresie zeigte sich jezt viel gleichgültiger gegen eine Aussöhnung, als im Oktober des vorigen Jahres. Ihre Lage hatte sich merklich gebessert. Die Eroberung von Linz, die Gefangennehmung einer Französischen Armee; die Besitznahme von Baiern, deren Hauptstadt

stadt München gerade an dem Tage in ihre Gewalt gerieth, als der Kurfürst Karl zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde; die Räumung der Markgrafschaft Mähren und der Abzug der Sachsen hatten ihr den vorigen Stolz wiedergegeben, und ihre besondern Unterhandlungen mit Frankreich ihre Blikke höher erhoben. Man hat immer bemerkt, sagt Friedrich in seinen Werken, daß die Gemüthsstimmung des Wiener Hofes den rohen Eindrükken der Natur folgte: aufgeblasen im Glükke, kriechend bei Widerwärtigkeiten; nie wuste er die weise Mäßigung zu treffen, welche die Menschen mit Gleichgültigkeit gegen die vom Zufall beschiednen Glüksgüter oder Unfälle wafnet. Oestreich verstand sich jezt zu nichts, als dem Könige von Preußen einen kleinen Strich in Schlesien, und etwas in den Niederlanden abzutreten. Friedrich wollte sich auf die Annahme eines so entfernten Stük Landes, das er nicht gehörig beschüzzen konnte, durchaus nicht einlassen; sondern foderte seine Entschädigung, die durch den lange entzogenen Genuß der Einkünfte der 4 bekannten Fürstenthümer und durch die aufgelaufenen Kriegskosten jezt um so höher in Anschlag zu bringen sei, einzig und allein in Schlesien. Dies verweigerte Marie Theresie für jezt schlechterdings. Ihr Schwager, der Prinz Karl, so antwortete sie dem Lord Hindfort, befände sich an der Spizze einer zahlreichen und muthvollen Armee, und würde durch die Erfahrung

und

Klugheit des alten Feldmarschalls Königsegg unterstüzt. Eine Schlacht müsse den fernern Gang der Unterhandlungen bestimmen. Würde sie von Oestreich gewonnen, so wäre es wohl natürlich, daß Friedrich seine Foderungen herunterstimmen müsse; würde sie verloren, so könnte er seine Bedingungen unmöglich höher treiben. Nur über Leichenhaufen sollte der Weg in den Friedenstempel geführt werden. So geschahe es in kurzem. Es kam zur

Schlacht bei Chotusiz oder Czaslau den 17. Mai 1742.

Voll hohen Muthes, voll kühner Entwürfe rükte die östreichische Armee, von Prinz Karl und Königsegg geführt, in 2 Abtheilungen durch Deutschbrod und Zwittau in Böhmen ein, und hatte nichts Geringeres zur Absicht, als die Preußen nur ganz im Vorbeigehen zu schlagen, und sodann Prag den Franzosen und Baiern zu entreissen. Der Feldmarschall Königsegg stellte sich diesmal den Sieg über Friedrich als etwas ganz Leichtes vor, weil er sein Heer bloß für 15000 Mann stark hielt, indem er wuste, daß er bei'm Ausmarsch aus Mähren seine Truppen getheilt, und nur die kleinere Hälfte mit sich genommen hatte. Allein Königsegg brachte bei seiner Rechnung nicht in Anschlag, daß schon vorher viele Preußen unter dem Erbprinzen von Dessau in Böhmen standen, und daß der König von dem Beobachtungskorps des alten Fürsten von

Dessau

Dessau neue Verstärkungen an sich gezogen hatte. Friedrich's Heer in Böhmen, welches er in's Feld stellen konnte, bestand nach seiner eignen Angabe aus 33000 Mann, diejenigen Bataillone, welche Glaz bewachten, und die Magazine dekten, noch ungerechnet. Außerdem war eine Verstärkung von 8 Bataillonen und 30 Schwadronen, die ihm der General Derschau aus Oberschlesien zuführte, unterwegens; sie kam aber zu spät an. Der Irrthum, in welchem Königsegg über die geringe Anzahl der Preußen schwebte, und die übertriebene Meinung, welche er von der Stärke und Tapferkeit seines Heeres hatte, hielt ihn ab, die gehörige Vorsicht zu gebrauchen, und gründliche Erkundigungen einzuziehen. In der Nacht vom 16. zum 17. Mai besezte er die Stadt Czaslau (Tschaslau) in der Nähe der Preußen, mit dem Vorhaben, sie am Morgen anzugreifen. Er beging aber hiebei das große Versehen, daß er seinen leichten Truppen befahl, sich bis zum Anbruche der Morgenröthe mit den Preußischen Vorposten herumzuschlagen, wodurch er seine Feinde wach erhielt, und sie von seiner Ankunft benachrichtigte, anstatt, daß er sie unvermuthet hätte überfallen sollen. Er verschob hierauf den Angriff, den er schon früh um 4 Uhr, wo die Preußen noch unvorbereitet waren, hätte beginnen sollen, bis um 8 Uhr, und verfiel also in eben den Fehler, welchen Friedrich bei Mollwiz begangen hatte, daß er zu lange wartete. Außerdem vernachläßigte er seinen linken Flügel aus zu großer Fürsorge für den rechten zu

sehr.

sehr. Friedrich war anfänglich bei seinem Heere nicht zugeg[illegible] sondern er hatte den Oberbefehl dem Erbprinz[illegible] Leopold übergeben, und war mit einem Vorrathe von 10 Bataillonen und 20 Schwadronen 2 Tage vorher in die Gegenden, wo die Oestreicher l[illegible] marschirt, um Rekognoscirungen anzustellen. Als er über ihre wahren Absichten unterrichtet wa[illegible] und ihre Anstalten zur Schlacht merkte, so schikte er dem Prinzen Leopold den Befehl zu, sogleich nach der Anhöhe hinter dem Flekken Chotusiz zu marschiren, und sich zwischen den 2 kleinen Flüssen, die rechts und links bei Czaslau vorbei gehen, und ihre Gewässer in die Elbe ergießen, in Schlachtordnung zu stellen, wobei er in dem 2ten Treffen so viel Plaz lassen sollte, daß Friedrich seinen Vortrab hinein rükken lassen könnte. Leopold ließ sich hiebei nach Friedrich's Urtheile mancherlei Fehler zu Schulden kommen. Er befolgte die erhaltnen Befehle nicht genau, weil er den Oestreichern den Muth nicht zutraute, einen Angriff zu wagen. Er wählte nicht den bequemsten Boden für die Preußische Schlachtordnung aus, und weil er mit dem Ordnen der Treffen zu lange zögerte, hatte er nicht Zeit, den linken Flügel hinlänglich anzulehnen und zu dekken. Er besezte den Marktflekken Chotusiz mit 2 Bataillonen, aber ganz schlecht und untaktisch, sein eignes Regiment stand zur linken Seite des Ortes zu wenig gestüzt. Friedrich langte einige Zeit vor Anfang der Schlacht an, konnte jedoch Leopolds Anordnung nicht mehr verbessern, weil es zu

spät war, und die Oestreicher ihm gegen über vor Czaslau schon in Schlachtordnung aufmarschirt waren. Beide Heere hatten beinahe gleiche Stärke an Truppenzahl, jedes 60 Schwadronen Reuterei, das östreichische 36 Bataillone, das Preußische aber 32 Bataillone, jenes ohnedem noch 4 Husaren-Regimenter und viel andre leichte Truppen, dieses hingegen bloß 10 Eskadrons Husaren.

Die Oestreicher rükten zuerst vor, wurden jedoch, als sie in der Nähe eines Kanonenschusses standen, von einem starken Feuer der Preußen aus 82 Kanonen begrüßt. Pochend auf ihre Kavallerie, welche sich bei Mollwiz so siegreich bewiesen hatte, ließen die Befehlshaber ihre sämmtlichen Husaren mit Hizze auf die Preußische Reuterei anprellen; aber sie erfuhren es augenbliklich, daß Friedrich seine Kavallerie merklich verbessert habe; denn die Husaren wurden so nachdrüklich zurükgewiesen, daß sie sich mit Unordnung in ihre Infanterie hineinzogen. Hiebei machte der Prinz Leopold die Beobachtung, daß der östreichische linke Flügel zu weit auf die rechte Seite hin gedrängt stand, und von der Preußischen Kavallerie um 5 Schwadronen überflügelt war. Er befahl daher, dem General Buddenbrok, dem Anführer der Preußischen Reuterei auf dem rechten Flügel, daß er in die östreichischen Reuter von forne und von den Flanken her einhauen sollte. Dies geschahe mit einem so guten Erfolge, daß die erste Linie der Oestreicher zum Weichen gebracht wurde. Jedoch a-

un-

unglükliche Umstände entrissen den Siegern ihre Vortheile. Durch das Anrennen der Pferde erhob sich ein so gewaltiger Staub, daß man nicht mehr vor sich hinsehen konnte. Sodann schloß sich hier ein neues Preußisches grün gekleidetes Husaren-Regiment an ihre Reihen an, welches bei der Armee noch nicht bekannt war. Die Preußen hielten ihre Kameraden wegen der grünen Farbe für Oestreicher, und schrien unwillkührlich: „wir sind abgeschnitten.“ Dieser Schrekkensruf wurde das Zeichen zur unordentlichen Flucht. An einer andern Stelle hatte zu gleicher Zeit der tapfere General Rothenburg, Friedrich's besondrer Günstling, mit den Dragonern des 2ten Treffens ein großes östreichisches Korps ihres linken Flügels niedergeworfen, war schon bis zum Fußvolke gedrungen, und würde alles, was hier vor ihm stand, ganz niedergehauen haben, wenn ihm nicht ein neuer Haufen östreichischer Kürassiere und Husaren in den Rükken und in die Seiten gefallen wäre. Er selber ward schwer verwundet, seine Abtheilung, welche von den entflohnen Preußischen Reutern nicht gedekt wurde, kam in Unordnung, und konnte sich nur mit Verlust aus dem Gedränge herausziehen. Jezt waren die Oestreicher offenbar im grösten Vortheile; die ganze Preußische Kavallerie des rechten Flügels befand sich in Unordnung, und ihre Infanterie entblößt. Diese kostbare Zeit hätten die östreichischen Reuter benuzzen, und in das feindliche Fußvolk eindringen sollen. Statt dessen erwachte ihre Raubbegierde; sie sprengten in das

Preu-

Preußische Lager, und plünderten es. Als sich der Staub gelegt hatte, erblikten die Preußen mit Verwunderung an dem Orte, wo so vieles Schlachtgetümmel gewesen war, nur noch 5 feindliche Schwadronen. Dies alles gab ihren Befehlshabern Zeit, ihre zerstreuten Reuter wieder zu sammeln, in Reih und Glied zu ordnen, und ihren vorigen Posten auf's neue einzunehmen. Während dieser Gefechte hatte sich der Feldmarschall Königsegg bemüht, mit seinem besonders gut geordneten rechten Flügel gegen den etwas vernachläßigten Preußischen linken anzudringen. Aber der Muth der Preußen ersezte das, was ihnen an vortheilhafter Postirung abging. Die Reuter ihres linken Flügels zogen sich mühsam durch Chotusiz und über Brükken weg, um sich vor dem Flekken in Schlachtordnung zu stellen. Hier trafen sie die wohlgerüstete östreichische Kavallerie an. In diese hieben 3 Preußische Kürassier-Regimenter, Prinz von Preußen, Waldau und Bredow so gewaltsam ein, daß sie durch das erste und zweite Treffen bis zu dem Ungarischen Fußvolke drangen, von welchem sie 2 Reserve-Regimenter unter ihren Todesstreichen niederwarfen. Da sie von ihrer Hizze verleitet, sich zu weit gewagt hatten, und abgeschnitten werden konnten, so hieben sie sich durch das zweite, und dann durch das erste Treffen der feindlichen Infanterie wieder durch, und kehrten siegreich zu ihrer Armee zurük. Nicht so glüklich war das zweite Treffen der Preußischen Kavallerie von diesem Flügel; so wie es in einzel-

nen Haufen aus Chotusiz ausrükte, wurde es von einer Abtheilung Oestreicher angefallen, und in Unordnung geworfen, ehe es noch Zeit hatte, sich zu stellen. Durch diesen Unfall wurde das Regiment des Prinzen Leopold aller Unterstüzzung beraubt, und von dem Fußvolke des Grafen Königsegg zum Weichen gebracht. Dies benuzten die Oestreicher, um den Flekken Chotusiz in Brand zu stekken. Aber eben dadurch begingen sie einen Hauptfehler, und schadeten ihrem Vortheile außerordentlich. Denn sie konnten nun durch die lodernden Flammen nicht auf die Preußen eindringen. Das Feuer stellte jezt eine Scheidewand vor, welche die beiden Heere trennte. Die Oestreicher machten hierauf einen Umweg um die rechte Seite des Flekkens herum, und versuchten von hier aus den linken Flügel der Preußen anzugreifen. Da sie es ihnen im Schießen nicht gleich thun konnten, so zogen sie ihre Degen, und wollten mit diesen in der Faust durch ihre Reihen dringen. Aber dieser Versuch fiel höchst unglüklich aus. Ein Ungarisches Infanterie-Regiment wurde von den Preußischen Bataillonen so niedergeschossen, als wenn es das Gewehr gestrekt hätte. Eben das wiederfuhr dem Regimente Leopold Daun. So groß und so fürchterlich war die Wirkung des schnellen und wohlgeleiteten Preußischen Flintenfeuers! Diesen Augenblik benuzte der König, um die linke Seite des östreichischen Fußvolks mit rascher Schnelligkeit anzufallen. Er ließ seinen rechten Flügel vorrükken; und durch seine taktischen Künste, durch

die Fertigkeit, die Richtung seiner Linien geschwind zu verändern, griff er die Feinde von der Seite an; und sie, denen die Kunst schneller und doch ordnungsmäßiger Veränderungen in der Bewegung noch fremd war, waren über den Haufen geworfen und in Unordnung gebracht, ehe sie sich umkehren und auf die Seite hinwenden konnten, wo der Angriff her kam. Friedrich's unvermuthete Schwenkung entschied den Sieg. Die Oestreicher warfen sich voll Bestürzung auf ihren rechten Flügel zurük, wo sie im Rükken von einem Bache eingeschlossen und eingeengt wurden. Sie stunden jezt so gepreßt und gehäuft an einander, daß sie keinen Raum mehr zum Fechten hatten, und nichts weiter thun konnten, als sich durch die Flucht zu retten. Das ganze Feld war mit Flüchtlingen bedekt, die von dem Feldmarschall Buddenbrok mit 10 Bataillonen und 40 Schwadronen eine Meile weit vom Schlachtfelde auf's lebhafteste verfolgt wurden. Das Treffen hatte von 8 Uhr Morgens bis gegen Mittag gedauert. Der Verlust der Oestreicher zusammen bestand nach Friedrich's Angabe in 7000 Mann. Die Preußen machten 1200 Gefangne, und erbeuteten 18 Kanonen und 2 Fahnen; sie hätten viele Standarten erobert, wenn nicht die Oestreicher selbige unter einer Bedekkung von 300 Mann hinten zurükgelassen hätten. Der Prinz Karl giebt seinen Verlust an Todten und Verwundeten nur auf 2500 Mann, folglich mit 1200 Gefangnen nur auf 3700 an. Sie hatten besonders viel Officiere, und auch 2 getödtete Ge-

nerale

nerale eingebüßt. Die Preußen erkauften ihren Sieg theuer genug. Friedrich zwar rechnet die Todten bei der Infanterie auf 700, und bei der Kavallerie auf 900, zusammen auf 1600, die Verwundeten hingegen auf 2000, welches 3600 Mann betragen würde. Aber andre Berichte weichen hievon ab, sie bestimmen die Todten zu 2013, die Verwundeten zu 1461, die Vermißten zu 710, und die Gefangnen, von welchen Friedrich gar nichts meldet, zu 2000, in allem zu 6184 Mann. Die Generale Werdek und Wedel, und 4 Obersten verloren ihr Leben; und 11 Standarten fielen in feindliche Hände. Sollte die Zahl der Gefangnen, welche die Sieger einbüßten, auch von einigen zu hoch angegeben sein, so ist es doch gewiß, daß sie über 1500 Mann betrug, und größer war, als die Menge der Gefangnen, die sie von den Feinden machten. Dieser Verlust ereignete sich vornämlich bei'm Angriffe auf das prinzlich Leopoldische Regiment, und beim Anzünden des Flekkens Chotusiz. Dennoch ist der Sieg nicht zweifelhaft. Die allgemeine Flucht der Oestreicher, das Zurükziehen ihrer zerstreuten Haufen bis 3 Meilen vom Schlachtfelde, und die Vernichtung ihrer eingebildeten, stolzen Entwürfe sind ein offenbares Bekenntniß von ihrer Seite, daß sie überwunden wurden. Der Prinz Karl wollte diejenigen Kavallerie-Schwadronen bestrafen, welche durch die Plünderung des Preußischen Lagers die Früchte ihres glüklichen Angriffes zerstört hatten: er besänftigte seinen Zorn aber,

und erließ die Strafe, weil die Thäter die lebhafteste Reue über ihre Ausschweifung zu erkennen gaben. Bei dem Dorfe Haber sammlete er seine Flüchtlinge; weil indessen die Preußen, durch ein vom alten Fürsten Leopold abgeschiktes Korps von 6000 Mann verstärkt, bis hieher vorrükten, so zog er sich weiter nach Deutschbrod und Ptrkow unweit Mähren zurük, um neue Verstärkungen aus Ungarn zu erwarten. Die Preußen konnten ihn aus Mangel an Lebensmitteln nicht weiter verfolgen. Sie gingen daher wieder nach der Gegend des Kampfplazzes hin, und lagerten sich in dessen Nähe bei Kuttenberg, um aus den dortigen Magazinen versorgt werden zu können.

Nach dem Siege bezeigte Friedrich seinen Officieren und Soldaten seine Zufriedenheit und seinen Dank, und er rühmt in seinen Schriften von ihnen, daß ihr Muth, ihre Tapferkeit und ihre Disciplin über die Kraft der Feinde, über die Hindernisse des Bodens, und über die Fehler ihrer Anführer gesieget haben. Den Erbprinz Leopold, dessen Versehen im Anordnen er zwar in seinen Werken scharf rügte, dessen Heldengeist und Feldherrntalente er aber nach Verdienst ehrte, umarmte er noch auf dem Schlachtfelde, und ernannte ihn hier auf dem Schauplazze seines Muthes zum Feldmarschall. Alle Generale und Kommandanten der Regimenter wurden außer der Ordnung befördert, oder mit dem Orden pour le Mérite belohnt. Von der Wahlstatt schikte er den Herrn von Bork an den König von Frankreich mit diesem

ächt

ächt lakonischen Briefe: „Sire, der Prinz Karl „von Lothringen hat mich angegriffen, und ich habe „ihn geschlagen.“ Der Kurfürst von Baiern, oder nunmehrige Kaiser Karl VII. hatte über diesen Sieg eine solche Freude, daß er den Ueberbringer der Nachricht, den Baron Schmettau, nebst dessen Bruder und 5 Vettern in den Reichsgrafenstand erhob.

Folgen des Sieges bei Chotusiz.

Breslauer Friede.

Die schönste Folge der siegreichen Schlacht für Friedrich und sein Land war der Abschluß des Friedens. Er sehnte sich eben so ernstlich darnach, als Marie Theresie. Sein Schaz war fast erschöpft, er enthielt nur noch 150000 Thaler, eine unbedeutende Summe, die zur fernern Führung des Krieges nicht lange ausdauern konnte. Auf die Tapferkeit seiner Bundesgenossen konnte er sich so wenig, als auf ihre Redlichkeit verlassen. Er klagt in seinen Briefen über die Trägheit der Franzosen, über den Stolz des Marschalls Broglio, und über die Ungeschiklichkeit des Baierschen Feldherrn, Grafen von Thörring. „Die verdammten Franzosen, schreibt er, verderben alles, was ich in Ordnung bringe. Da haben der Kaiser und der König von Frankreich mit vieler Sorgfalt 2 wahre Gänse zu ihren Generalen ausgesucht. Es ist unmöglich, alle Fehler zu zählen, welche sie gemacht haben.“ Die Absonderung der Sachsen ist bekannt;

kannt; und die Gleichgültigkeit Augusts III. fast ohne Beispiel. Er bekümmerte sich so wenig um den Zustand seiner Truppen, daß er nicht einmal wuste, wo sie standen. Als ihm der Graf Wartensleben den Sieg bei Chotusiz meldete, fragte er: ob sich seine Sachsen denn auch recht brav gehalten hätten? Er erstaunte über die Antwort, daß sie schon seit vielen Wochen von den Preußen getrennt nicht weit von den Kurlanden in ruhigen Quartieren lägen. Er machte seinem Minister Brühl einige Vorwürfe, ließ sich aber durch schlechte Gründe wieder besänftigen. Noch mehr wurde Friedrich's Unwille durch die Falschheit des Versailler Hofes aufgeregt. In der Chotusizzer Schlacht war der östreichische General Pollandt tödtlich verwundet, und dann gefangen worden. Friedrich besuchte und tröstete ihn mit herzlicher und einnehmender Freundlichkeit. Diese seltne königliche Milde rührte den sterbenden General so sehr, daß er ihm aus Dankbarkeit die hinterlistigen Anschläge Frankreichs entdekte, wie es einen geheimen Frieden schließen, ihn, den König, aufopfern, und auf keine Art nachdrüklich unterstüzzen wolle. Seine Aussage bestätigte er durch Wiener Briefe. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der Französische Gesandte zu Petersburg erklärt habe, das beste Mittel, Rußland mit Schweden auszusöhnen, wäre dies, daß man lezterm eine Entschädigung in Pommern auf Kosten von Preußen ertheilte. Sodann hatte ein Französischer Kardinal den Pabst, welcher über Preußen's Glük unruhig wurde, damit getrö-

tröstet: er solle hierüber nicht verlegen sein; Frankreich würde zu seiner Zeit diese Kezzer schon wieder erniedrigen, wie es sie erhöhet hätte. Friedrich bewies aber den Franzosen bald, daß er ihnen eben so an Staatsklugheit im Kabinette, als an Heldenkraft im Felde überlegen sei. Endlich hatte auch Friedrich bei Führung des Krieges keine andre Absicht, als seine Rechte auf Schlesien geltend zu machen. Die gänzliche Zertheilung der Oestreichischen Monarchie, der Lieblingswunsch der Franzosen seit Jahrhunderten, lag außer seinem Plane.

Bald nach der Schlacht wurden die Unterhandlungen zwischen dem Preußischen Minister Podewils und dem Englischen Gesandten Lord Hindfort zu Breslau wieder angeknüpft. Marie Thereſie sahe jezt die Nothwendigkeit, einen so furchtbaren Feind, als Friedrich, vom Kampfplazze zu entfernen, deutlich ein. Die Beredsamkeit des Lords Hindfort besiegte ihre noch etwanigen Bedenklichkeiten, und der Verlust der Czaslauer Schlacht beugte vollends ihren Stolz. Sie gab dem Lord gehörige Vollmacht zur Abtretung Schlesien's, und so wurden unter Englischer Gewährleistung eben so heimlich, als schnell, folgende Friedenspunkte den 11. Juni 1742 zu Breslau unterzeichnet: 1. Marie Thereſie tritt an Friedrich ganz Nieder- und Ober-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz ab, wovon aber das Fürstenthum Teschen, die Städte Troppau, Jägerndorf, das was jenseits der Oppa, und was von Mährischen Zubehör im Preußischen Bezirke liegt,

liegt, ausgenommen werden. 2. Der König von Preußen läßt die katholische Religion in ihrer Verfassung, doch der Gewissensfreiheit der Protestanten und den landesherrlichen Rechten unbeschadet. 3. Eben derselbe übernimmt die Bezahlung von 1,700,000 Thalern Oestreichischer Schulden, welche pfandweise auf Schlesien von England geliehen sind. 4. In diesen Frieden soll England, Rußland, Holland, Braunschweig und Sachsen mit eingeschlossen sein. Gleich nach Auswechslung der Ratifikationen zogen die Preußen aus Böhmen ab; ein Theil ging durch Sachsen nach Brandenburg zurük, ein andrer rükte nach Schlesien, um diese neu eroberte Provinz zu beschüzzen. Friedrich machte den geschloßnen Frieden mit ehrenvoller Erwähnung des Lords Hindfort seinen Truppen im Lager zu Kuttenberg selber bekannt, und schrieb darauf an den Geheimenrath Jordan von eben dem Orte folgendes: „ich habe gethan, was ich der „Ehre meiner Nation schuldig zu sein glaubte; „und thue jezt, was ihr Glük von mir fodert. „Das Blut meiner Truppen ist mir theuer; ich „verschließe alle Kanäle, aus denen es in einem „stärkern Strome hätte fließen können. Nun soll „sich mein Leib auf's neue den Vergnügen, und „mein Geist der Philosophie überlassen. Leb wohl, „höchst friedlicher Jordan! Dein Freund Eisen„fresser wird Dich bald in dem bescheidnen und „einfachen Anzuge eines Philosophen grüßen.“ —

Die einseitige Schließung des Breslauer Friedens, wodurch er sich von seinen Bundesgenossen los-

losſagte, erwekte ihm manche Unruhe. Da er die Grundſäzze der Ehre und der Redlichkeit für heilig hielt, ſo ſchien ihm die Verlaſſung von Bundesgenoſſen, die die Gefahren des Krieges mit ihm getheilt, die ihm zu Erwerbung fruchtbarer Provinzen hülfreiche Hand geleiſtet hatten, gleichſam etwas Verrätheriſches zu ſein. Er ſuchte daher alle möglichen Gründe der Philoſophie und Statsklugheit hervor, um dieſe Verlezzung der Traktaten bei ſich ſelber zu rechtfertigen; er hielt es für nöthig, ſich darüber gegen ſeine Freunde in Privatbriefen zu verantworten; er unterließ nichts, um ſeinen Karakter bei ſeinen Bundesgenoſſen zu vertheidigen; und in ſeinen Werken bemühet er ſich mit einer recht ängſtlichen Sorgfalt, die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit ſeines Verfahrens in's Licht zu ſezzen. Schon am 10. Juni, noch einen Tag vor dem wirklichen Abſchluſſe des Friedens, erließ er ein weitläuftiges Schreiben an den Franzöſiſchen Miniſter, Kardinal Fleury, worin er ihm den Schritt, den er zu thun im Begriffe ſtand, meldete, und durch alle möglichen Gründe als vernünftig, billig und traktatenmäßig darzuſtellen ſuchte. Der Kardinal bezeigte ihm unter'm 20. Juni ſeinen tiefen Schmerz, und ſeine groſſe Niedergeſchlagenheit über dieſe Nachricht, verſicherte aber doch mit vieler Höflichkeit, daß er ihm ſeine Handlungsart nicht verargen könne, und bat ihn, ſich das Intereſſe ſeiner Alliirten bei'm Frieden, den nun auch ſie ſchlieſſen müſten, ferner anzunehmen. Friedrich giebt durch ſeine Art, über

Krieg und Frieden zu urtheilen, zu erkennen, daß Fürsten hiebei von andern Standpunkten ausgehen, als Privatleute. Ihm dünkt ein Friedensbruch, ein plözlicher Angriff eines vermutheten Feindes, die Besiznahme eines Landes auch bei streitigen Rechten, lange nicht so etwas Bedenkliches, das Gewissen Belastendes zu sein, als das Zurükziehen von einem Bundesgenossen, dem man versprochen hat, Länder zerstören und Blut vergießen zu helfen. Und in dieser Absicht äußerte er Grundsäzze, die, wenn gleich von der Politik gebilliget, doch von der Uebermacht leicht gemißbraucht werden, und die kaum in ihrer Allgemeinheit vor der Moral bestehen können. Eine Privatperson, meint Friedrich, habe ganz andre Bewegungsgründe, ein ehrlicher Mann zu sein, als ein Regent. Ein Bürger müsse die Moral strenge beobachten, und seinen Vortheil dem Wohle der Gesellschaft aufopfern. Ein Souverän aber habe das Glük eines ganzen Volks zum Ziele, und um dahin zu gelangen, müsse er seine Verträge aufopfern, wenn sie dem Wohle der Nation entgegen stünden. Bei solchen Meinungen kann kein Friedensschluß dauerhaft, kein Königsversprechen sicher, keine Völkerruhe festgegründet sein. Denn eine Partei muß bei einem Friedensschlusse immer etwas verlieren; ihr Vortheil würde sie also rechtfertigen, wenn sie den heiligst beschwornen Traktat am morgenden Tage wieder bräche. Ganz anders denkt der philosophirende Privatmann über diese Gegenstände. Da ihm Ruhe, ungestörter Besiz und Genuß des

Ei-

Eigenthums und des Lebens weit kostbarere Güter sind, als Vergrößerungen des Stats, die oft nur seine Lasten vermehren: so wird er jeden Friedensbruch, den nicht die Nothwehr entschuldigt, jede Verlezzung vorhergegangner Verträge, so scheinbar auch der Vortheil sei, und jede Abweichung von der strengsten Gerechtigkeit, für offenbares Unrecht, für ein Verbrechen, für eine Uebertretung der Rechte der Natur und der Völker halten. Hingegen die Wiederbringung des Friedens, das Aufhören des Blutvergießens, die Versezzung der gewaltsamen Lage der Länder in die natürliche und ruhige, scheint ihm immer gut und löblich, und auf keinen Fall vor dem Gewissen strafbar zu sein. Die Verbindung mit andern Staten zum Kriegführen kommt ihm nicht so heilig und unverlezlich vor, als das Versprechen, Friede zu halten, weil das erste ein Bund wider das Glük der Menschheit, das andre ein Vertrag zu dessen Wohl ist. So urtheilt im Geiste der wahren Philosophie der edle, wakkere Garve in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen; und es schien nicht unzwekmäßig, seine Gedanken hier einzuschalten, da einseitige Grundsäzze leicht als Aussprüche der vollkommensten Weisheit angestaunt und befolgt werden, wenn sie das Ansehen großer Männer, das Ansehen eines Friedrich's für sich haben.

Am 30. Juni rief ein besonders dazu ausgeschmükter Wappenherold den Frieden auf den Straßen Berlin's aus, und im Juli wurde er im

gan-

ganzen Lande mit vielen Festlichkeiten gefeiert. Der König wohnte selber dem Gottesdienste in Breslau mit bei, und hörte die Friedenspredigt mit an, welche der zurükgekommne Kardinal und Bischof von Sinzendorf daselbst hielt. Friedrich begab sich nicht sogleich in seine Hauptstadt, sondern bereisete zuvor die Schlesischen Städte, und machte überall die heilsamsten Anstalten, die neue Justiz- und Oekonomie-Verfassung in Gang zu bringen. Fünf Plätze, nämlich Glogau, Brieg, Neiße, Glatz und Kosel ließ er neu befestigen, mit Magazinen versehen, und in einen solchen Stand sezzen, daß sie der Gewaltthätigkeit jedes Feindes widerstehen könnten. Das Land selbst wurde von 35000 Streitern beschüzt, welche für die Erwerbung desselben gekämpft hatten. Nachdem Friedrich alle nöthigen Befehle, Einrichtungen und Anordnungen, die neue Provinz gut zu verwalten und nachdrüklichst zu behaupten, veranstaltet hatte, ging er wieder in seine alten Staten, und meldete dem Geheimenrathe Jordan seine neue Ankunft von Breslau aus mit diesen Worten: „ich habe mein „Tagewerk ganz erfüllt, alle meine Geschäfte „vollendet, und kehre nun in mein Vaterland mit „der Beruhigung zurük, daß ich mir seinetwegen „keinen Vorwurf machen darf.“ Heil jedem Fürsten, der so denkt! Heil jedem Volke, dessen Regent so handelt!

An-

Anhang

zur

Geschichte Friedrich's II.

ein Schreiben

des Herrn Obersten und Johanniterritters

von Münchow

an

Herrn Buchhändler

Friedrich Nikolai

enthaltend.

Digitized by Google

Vorbericht des Herausgebers.

Vielleicht wird es nicht bloß Herrn Nikolai, sondern auch jeden andern, dem diese Geschichte vor die Augen kommt, befremden, hier ein Schreiben abgedrukt zu sehen, dessen Aufschrift nicht an mich gerichtet ist. Hoffentlich aber wird folgende Nachricht jeden billigen und unbefangnen Leser überzeugen, daß ich auf die rechtmäßigste Art in den Besiz der Handschrift gekommen, und zur Herausgabe derselben vollkommen befugt bin. Die Nothwendigkeit, diesen Beweis zu führen, mag es entschuldigen, daß ich mehr von meinem Ich rede, als es meine Bescheidenheit wünscht, da ich eben so wenig ein Freund vom Ich — Sprechen, als ein Anhänger vom Ich — Philosophiren bin. — Vom Jahre 1785 bis fast zu Ende 1794 verwaltete ich das Amt eines Konrektors in der Stadtschule zu Krossen. Während der leztern Jahren meines dortigen Aufenthaltes ließ sich der Herr Oberste

von

von Münchow, welcher wegen seines Alters, und wegen der beständigen Krankheit seiner Gemalin den Abschied vom Militärdienste genommen hatte, in dieser angenehm gelegnen, und von geselligen Menschen bewohnten Stadt häuslich nieder, kaufte sich darin eine eigne Wohnung, und brachte seine Zeit zwar in Ruhe, aber nicht in träger Unthätigkeit, sondern im Umgange mit erheiternden Gesellschaftern, mit der Pflege der Wissenschaften, mit der Lektüre vornämlich historischer Schriften, und mit Verfassung eigner Aufsäzze zu. Es gehört beim Andenken an Krossen's gute Einwohner, welches mich nie, so lange ich noch ein Gedächtniß habe, verlassen wird, zu meinen frohesten Erinnerungen, daß auch ich in die Bekanntschaft des Herrn Obersten von Münchow gerieth, und manche lehrreiche und vergnügte Stunde in seinem Hause und in seiner Gesellschaft zubrachte. Gleicher Geschmak an der Geschichte, besonders an der vaterländischen, leitete unsre Unterredungen am öftersten auf historische Gegenstände, und auf Preußen's damals erst kürzlich verstorbnen großen König, welcher so oft in Krossen verweilt, und 1785 kurz vor der lezten Schlesischen Musterung, die seine Todeskrankheit veranlaßte, oder doch vermehrte und zum Ausbruche beförderte, zum lezten Male übernachtet hatte.

Bei

Bei einer solchen Unterhaltung entdekte mir dieser würdige Mann, und große Bewundrer des grösten Königs, daß er einen schriftlichen Aufsaz an Herrn Nikolai verfaßt, aber noch nicht ganz vollendet habe, von welchem er gewünscht hätte, daß ihn selbiger in seine Aneldoten = Sammlung völlig, oder theilweise einrükken möchte. Weil aber die Hefte geschlossen, und zur Fortsezzung der Aneldoten keine Hofnung vorhanden wäre, so wolle er mir seine Handschrift als Eigenthum übergeben, und mir die öffentliche Bekanntmachung davon auf beliebige Art gestatten, in so fern ich, sezte er bescheiden hinzu, es nicht für unnüz hielte. Er hatte indessen die Papiere verlegt, und konnte mir sie nicht augenbliklich in die Hände übergeben. Erst nach mehrern Monaten schikte er sie mir mit einem freundschaftlichen Billet in meine Wohnung, da ich eben mit Anstalten zu meiner Abreise von Krossen im December 1794 beschäftiget war. Da ich also hierdurch rechtmäßiger Besizzer des nachstehenden Schreibens wurde, der Herr Oberste die Herausgabe desselben beabsichtigte, und es dem Publiko gewiß einerlei ist, durch wen es nüzliche Nachrichten erfährt: so glaube ich, nichts Unrechtes oder Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn ich es als Anhang zur Geschichte Friedrich's abdrukken

lasse. Es fehlt der Schluß; aber der Herr Oberste versicherte mich, daß er eben nicht viel mehr als eine gewöhnliche Endigungsformel der Briefe habe hinzusezzen wollen, die sich jeder leicht selbst hinzu denken kann. Friedrich's Zeitgenossen, und die Augenzeugen seiner Thaten gehen allmählig zu Grabe; es wird daher gewiß jedem Verehrer desselben, jedem Freunde der Geschichte, wenn mich nicht mein Gefühl betrügt, Vergnügen gewähren, den Aufsaz eines Mannes zu lesen, der diesem Prinz als Kind im Gefängnisse die Trauerstunden erleichterte, als Jüngling ihm im Königsglanze so nahe stund, und als Mann ihn zu beobachten so viele Gelegenheiten hatte. Sollte übrigens jemand in die Richtigkeit der von mir angeführten Thatsachen den geringsten Zweifel sezzen, so wird ihm auf seine Anfragen, wenn er sie für nöthig erachtete, der noch lebende 80 jährige Greis, der Herr Oberste von Münchow, die bekräftigende Antwort ertheilen, und die Bedenklichkeiten heben können.

Gallus.

Wohl=

Wohlgeborner Herr,

Hochgeehrter Herr!

Es ist merkwürdig, daß just in denen Tagen, in welchen ich in Begriff stand, Ew. Wohlgebr. nicht nur einige dunkle Stellen in Deroselben Anekdoten vom seligen Könige aufzuklären, sondern auch neue unbekannt gebliebene zu melden, dieselben den Beschluß davon anzeigen und meinen Namen und Person im lezten Heft *) nennen. Da ich Ew. Wohlgebr. für einen eben so großen Verehrer dieses seligen großen Mannes halte, als ich es zu sein mich fühle, so will ich, bloß zu Dero eignen Genugthuung, einiges bisher unbekannt gebliebenes anzeigen, und einiges angezeigte Dunkle einigermaßen aufklären. Ich muß von mir selbst anfangen und anzeigen, daß ich als jüngster Sohn des Präsidenten von Münchow 1723 zu Küstrin geboren worden, also sieben Jahre alt war, als der damalige Kronprinz im Schlosse daselbst, in einer Stube, die mein Vater von seiner Wohnung abtreten mußte, den Arrest erhielt. Ich habe mit

*) Nikolai Anekdoten von Friedrich II. Heft 6. S. 196.

meinen Augen das Blut von Katte's Enthauptung in die Höhe spritzen sehen; der Eindruk war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtniß zu erlöschen. Der König Friedrich Wilhelm, Vater des Prinzen, hatte die Speisen für denselben in Zahl und Eigenschaften karg bestimmt, und vergütigte täglich darauf 8 Groschen. Mein Vater wollte der Entrepreneur sein; es ward ihm aber verboten; ein gewisser Hofrath Blokmann, nachheriger dirigirender Bürgermeister in Breslau, mit dem Titel Geheimer Rath, wurde zum Speisewirth angenommen. Da aber das Essen immer erst zum Gouverneur General von Löpel gebracht und visitirt werden mußte, so konnte und durfte man nicht dem Prinzen, wie man wünschte, in diesem Wege helfen. Meine Mutter aber fand in ihrer Weiberlist ein anderes Mittel. Ich mußte es sein; ich mußte den längst abgelegten langen Rock wieder anlegen; man verfertigte einen solchen mit tiefen und weiten Taschen; man verfertigte einen Nachtstuhl mit verborgenen Taschen; in diesen waren die verbotenen Messer, Gabeln, Tinte, Federn, Papier, Bücher, und meine Taschen wurden mit Obst, Delikatessen, Briefen, und allem, was verlangt ward, gefüllt. Der Capitaine du jour und 2 vor der ersten Thüre stehende Unterofficiere liebten den Wein, und dieser ward in solcher Fülle gereichet, daß meines Vaters Keller mit dem Ende des 6 wöchentlichen engen Arrestes völlig ausgeleert war. Auf ein Kind von sieben Jahren ward nicht reflektirt, alle 3 Stunden ward die Thüre geöffnet, und ich wuschte hinein,

ein, ward oft mit verschlossen; und weil ich Französisch plappern konnte, so war es leicht, den allzeit trunkenen Hauptmann Namens Graurock und seine Unterofficiere zu bereden, daß der Prinz mich zu seinem Amusement verlangte. Der Nachtstuhl ward alle Woche 2 mal ausgetragen, die Taschen aber immer mit Büchern neu gefüllet, und Wachslichter, die auch verboten waren, fanden ihren Raum eben darin.

Ehe ich von Anekdoten etwas anführe, muß ich noch mehr von mir selbst reden, um Ew. Wohlgeb. zu zeigen, daß ich mehr als viele andere wissen kann.

Ich bezog im 16ten Jahre die Universität, weil man damals dafür hielt, daß, sobald ein junger Mensch den Curtium exponiren könnte, er die Universität beziehen könne. Kaum war ich 6 Monat in Frankfurt, als der Kronprinz mich zu sich verlangte. Mein Vater antwortete, er habe mich dem Studiren gewidmet. Der Kronprinz schrieb gleich wieder, (diese Briefe habe ich noch alle): er wolle mich studiren lassen, aber unter seinen Augen. Mein Vater, der mich gar nicht dahin wünschte, erwiederte: da ich die reformirte Religion annehmen solle, und in derselben niemand unter 18 Jahren zum Abendmal angenommen werde, er auch selbst wünsche, daß es nicht eher geschehe, so möchte der Prinz mich bis dahin ihm lassen. Se. Hoheit antworteten: sie würden für meine Seele, wie für meinen Körper sorgen. Mein Vater schwieg und schickte mich nicht. Nach einigen

Mona-

Monaten schrieben Se. K. Hoheit, (auch diese Briefe habe ich noch): Wenn was aus ihrem Sohn werden soll, so schikken Sie mir ihn bald. Nun glaubte mein Vater, mich nicht zurük halten zu können. Ich mußte fort. Se. K. Hoheit erfüllten ihr Versprechen; Sie lasen mir selbst ein Collegium über die Metaphisik. Jordan mußte mich in der Logik unterrichten. Der alte Hofprediger Sack hatte das jus Naturae zu dociren und in der Religion Unterricht zu geben. Dies war recht schön, nur zu bedauern, daß der Prediger Ancillon mich die Geschichte lehren sollte, und weniger davon wußte, als ich. Dies war 1739, und dauerte bis zum Antritt der Regierung 1740 den 31sten Mai. Nun ward ich Leibpage; die Stunden in der Metaphisik wurden häufig ausgesetzt, alle übrigen fielen ganz weg. Der Krieg ging an. Ich wohnte der Schlacht bei Molwitz und dem Ritt nach Oppeln bei. Ich blieb 4 Jahre Page; sahe, hörte alles, und mehr als alle meine Kameraden, die nicht Französisch verstanden. Ich ward endlich Lieutenant in der Garde. Das metaphisische Collegium wurde im Frieden fortgesezt, das heißt, die Woche 1 oder 2 mal, immer über Locke. So hätte ich Stoff zu einem Folianten von Anekdoten sammlen können, wenn nicht Jugend mich verhindert hätte, einzusehen, daß ich den größten Mann, der je gelebt, zum Lehrer, und sieben Jahre, vom Morgen bis zum Abend, ja selbst oft in der Nacht vor Augen und Ohren hatte.

Als dieser große Mann Küstrin verließ, gab er an meinen Vater seinen Lebenslauf mit Bleistift geschrieben. Er hatte denselben im Anfang des engen Arrestes, wo ihm Feder und Dinte verboten waren, geschrieben. Mein Vater bewahrte es als ein Heiligthum. Nach dessen Tode, (17 Jahre hernach,) kam es in die Hände meines Schwagers. Dieser, der es schon sehr unleserlich fand, übermahlte es mit Tinte; ich habe es mit meinen Augen, in Bleistift geschrieben, gesehen, aber nicht gelesen. Mein Schwager, nachmaliger Präsident in Küstrin, (von Birkholz,) ehrte es ebenfalls als ein Heiligthum versiegelt in seiner Bibliothek, und diese verbrannte bei dem Bombardement in Küstrin mit samt dem Heiligthum, und seinen ganzen Mobilien.

So viel ich aber von meinen Vater gehört zu haben mich erinnere, war es nicht eine Englische Prinzessin, sondern bloß eine Begierde zum Reisen, und Verlangen aus der Gêne, in der er gehalten ward, zu sein, als er von Wesel aus entfliehen wollte.

Eine Anekdote hätte ich in ihre Feder diktiren mögen, die niemand hat berühren und anführen können, weil ich nur allein lebe, der sie weiß.

Da mein Vater aus vorstehend angeführtem schriftlichen Lebenslauf und durch vertrauten Umgang in Küstrin mit dem Prinzen alle Vorfallenheiten wuste, so nahm er sich die Freiheit bei Gelegenheit eines Balles, den mein Vater 2 Tage vor der Abreise des Kronprinzen von Küstrin gab, ihm

die

die dreiste Frage zu addressiren: was er, wenn er zur Regierung komme, mit denen machen werde, die ihn verfolget und so hart gegen ihn gesprochen hätten? (Mein Vater zielte hiemit auf den Feldmarschall von Grumbkow). Der Kronprinz antwortete mit diesen Worten: Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammlen. Ich habe es gesehen, daß er dies erfüllet hat; denn so bald er zur Regierung kam, distinguirte er Alles, was Grumbkow hieß, bis sie sich selbst seiner Gnade unwürdig machten.

Sie haben vollkommen Recht, wenn sie sagen, daß in den vielen Bänden der Anekdoten, die im Publiko erschienen sind, viele Unwahrheit, viel Zugesetztes, aber auch viel Weggelassenes ist. Sie selbst korrigirten einige, die doch noch nach der Korrektion selbst nicht vollkommen richtig sind. Es sind höchst wichtige ganz ausgelassen. Z. E. ein Urtheil, welches von einem Justizkollegium gesprochen ward, und einen Vater zum Tode verurtheilte, weil er seine eigne Tochter geschwängert hatte, ward vom seeligen König, der da behauptete, das Verbrechen sei wider die Natur, als unwahrscheinlich verworfen. Er ließ mit Extrapost die Mutter nach (wo ich nicht irre) Leipzig kommen, im 7jährigen Kriege, redete ihr leutselig und drohend zu, ihm die reine Wahrheit zu bekennen. Sie gestand, daß die Tochter nicht von ihrem Manne, sondern von einem Unterofficiere sei. Nun hatte die Sache eine ganz andere Gestalt. Der Unterofficier ward

auch

auch mit Extrapost geholt. Er gestand eben dies: und nun bediente sich der verurtheilte Vater der Gelegenheit, und sagte, er hätte dies lange gewust, und würde ohne diese Kenntniß gewiß nicht Blutschande getrieben haben. Der gute König fällte das Urtheil: Der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, soll dem von ihm geschwächten Mädchen 1000 Rthl., deren Kinde 500 Rthl. zahlen, und die Mutter als seine Frau, soll wegen des Ehebruchs, den sie mit dem Unterofficier getrieben, 6 Wochen Arrest haben. Die Regierung bekam aber eine drohende Zurechtweisung. Dieses Salomonische Urtheil hätte warlich einen Raum in den Anekdoten-Sammlungen verdient.

Ew. Wohlgebr. haben über einige Anekdoten in jener weitläuftigen Sammlung Zweifel bezeigt, wo ich ihnen widersprechen und sagen muß, die Sache ist wahr, nur Zeit und Ort ist verwechselt.

Sie haben beschlossen, nichts mehr hierüber dem Publiko mitzutheilen. Ich habe mich ihnen also zu spät gemeldet, denn von 1739 bis 1743 bin ich, vom Morgen bis zum späten Abend, um und bei ihm gewesen; von 1743 bis 1746 aber, als ich bei der Garde stand, sehr viel, und fast alle Nachmittag in seinem Zimmer oder Zelte gewesen. Ich habe ihn im Glükke und Unglükke gesehen und gesprochen, und ihn im leztern mehr als im ersten bewundert.

In Küstrin war ein Kammer-Direktor Namens Hille, dessen älteste Tochter war groß und

bild-

bildschön. Wenn mein Vater Feten und Bälle während des Auscultator-Standes des Kronprinzen gab, muste diese Person allzeit zugegen seyn. Sie heirathete, nach der Abwesenheit des Prinzen, einen Kriegsrath Namens Hampf, welcher, so bald der Kronprinz die Regierung angetreten hatte, als Geheimer Finanzrath nach Berlin berufen ward. Von dem unglüklichen Schnitt, dessen Hr. von Zimmermann in seinen Fragmenten erwähnt, ist mir nichts bekannt; wohl aber kann ich von den Jahren 1739 an, das, was Hr. von Zimmermann als Folge jenes Schnittes vorbringt, mündlich widerlegen.

Der König liebte einen meiner Brüder, der dirigirender Etats-Minister in Schlesien war, als Freund. Derselbe muste stets während des Karnevals in Berlin sein. Hier schenkte ihm der König einstens ein Buch in rothen Saffian gebunden; es war ohngefähr im Jahre 1748 oder 1749. Es war nicht in dem Format des Philosophen von Sans Souci, nicht in dem der Memoires de Brandebourg; denn beide, die der König meinem Bruder auch schenkte, besitze ich noch. Mein Bruder hielt es ausnehmend geheim in seiner Schatulle verwahrt. Als er starb, und ich sein Universalerbe war, suchte ich dieses Buch vergebens; der Sekretär meines Bruders, den ich danach fragte, hatte, wie ich, dieses Buch einmal gesehen. Ich erfuhr endlich vom Kammerdiener, daß mein Bruder 4 Tage vor meiner Ankunft, und also 6 Tage vor

sei-

seinem Tode, im Jahre 1753, einen starken Brief, in welchem ein Buch zu sein geschienen, unter der Addresse des Königs, durch ihn, den Kammerdiener auf die Post tragen lassen, mit dem expressen Befehl, diesen Brief nicht, wie sonst gewöhnlich, durch den Kammerboten dahin zu schikken. Der General Fouquet soll ein ähnliches Buch gehabt, und mit dem Anfange des siebenjährigen Krieges an den König remittirt haben. Ich vermuthe, daß dieses Buch die oben erwähnte mit Bleistift geschriebene Lebensgeschichte in sich faßte, und verbrannt worden ist, weil man gar nichts davon nach dem Tode des Königs entdeckt hat. Der seelige General Kyau hat auch dieses Buch einmal bei meinem Bruder, als er ihn des Morgens überraschte, und im Lesen desselben fand, gesehen. Desgleichen der Feldmarschall Boddenbruk, beide fragten mich danach und wünschten, wie ich, vergeblich, es zu lesen.

Es ist falsch, daß der König Friedrich Wilhelm dem Prinzen in Rücksicht des Hauses Oestreich vergeben habe. Der alte Fürst von Dessau und Feldmarschall Bork und Natzmer waren die Erretter seines Lebens; dies hat mir mein Vater mehr als einmal gesagt, und dieser konnte es aus mehr als einem Kanale wissen; denn Bork und Natznuer waren mit meinem Vater verwandt; auch konnte letzterer es aus dem mit Bleistift geschriebenen Lebenslaufe, gewiß auch aus dem Munde des Prinzen selbst wissen. Ueberhaupt aber war der damalige

Ge-

Gesandte Sekkendorf bei unserm Hof ohne Zutrauen, und in Mißkredit wegen der durch ihn rükgängig gemachten Vermählung mit der Maria Theresia *).

Ich habe im Jahre 1742 diesen Feldmarschall Seckendorf mit unserm seel. König, als erster die Bayern kommandirte, beisammen gesehen. Sekkendorf schien mir schüchtern, und der König kalt gegen ihn. Ich habe oft unsern seeligen König von Seckendorf sprechen hören. Er schilderte ihn als einen ausnehmend falschen, bis zur Niederträchtigkeit interessirten und geizigen Mann.

Ob der seelige König im siebenjährigen Kriege Gift bei sich getragen, weiß ich nicht; aber im allererstен Kriege 1741 habe ich höchst wahrscheinliche Gründe, es für wahr anzunehmen. Der bekannte Fredersdorf sagte es mir einmal selbst, als ich ihm erzählte, der König sei so weit vor die Armee geritten, daß wir um ein Haar wären gefangen worden.

Des Eides, den der Kronprinz ablegen mußte, erinnere ich mich. Feldmarschall Grumbkow war zugegen, und bediente sich harter Ausdrükke, als ich, von Prinz und Mutter wohl instruirtes Kind, durch die Stube lief; da mich der Prinz immer sehr karessirte, wenn ich mit gefüllten Taschen dem Kapitän zwischen den Füßen durchlief, so oft die Thür aufgeschlossen ward, so liebte ich

*) Dieses ist eine Sage, die keinen Grund hat.
Anmerk. d. Herausgebers.

ich den Prinzen ausnehmend, und werde also wohl den harten Ausdruck ihm warm referirt haben. Ich weiß ihn noch heute; hier ist er: Der junge Herr wird nicht eher ruhen, bis Meister Hammerling wird über ihn kommen. Ich erinnere mich nicht, ob ich es dem Prinzen zugeplappert habe; es ist aber bei der Liebe, die ich für ihn hatte, sehr wahrscheinlich.

Dieser große Mann fand Vergnügen daran, seine kleinen Ausschweifungen, Belustigungen und Leichtfertigkeiten, auch seine Fehler als General in den ersten Feldzügen, seinen Lieblingen zu erzählen; niemals aber hörte ich ein Wort von dem Küstrinschen Aufenthalte, und von dem Ritte nach Oppeln.

Herr Ritter von Zimmermann hat mich geärgert, als ich die Lüge vom unglüklichen Schnitt und dessen Folgen las. Es ist nicht ein Gegenstand, über den man schreiben kann; aber ich getraue mir, dies als Unwahrheit eidlich zu widerlegen; ich, und viele, die wie ich von 1739 bis 1746 um und bei dem Könige waren, müssen dies besser wissen. Sollten denn nicht noch Kammerfrauen der Königin von der Zeit leben? Diese müssen, so gut als ich, das Gegentheil der Zimmermannischen Supposition wissen. Ich habe einmal ein halbes Jahr im Vorzimmer des damaligen Kronprinzen schlafen müssen. Wenn Sie einen Ladendiener haben, der neben ihrem Zimmer schläfet, wenn aus ihrem Zimmer eine verstekte Trepp-

zu dem Zimmer ihrer Gemalin gehet; wenn ihr Ladendiener höret, daß Sie aus ihrem Bette mitten in der Nacht aufstehen, jene Treppe hinauf steigen, und nach etwa einer Stunde zurük kommen, wird dieser ihr Diener glauben, daß sie etwa zum Abendgebete die Treppe herauf gegangen sind? Dies ist der Fall, den ich beschwören kann.

Eine andere Anekdote soll mit mir sterben, es wusten sie noch zwei, der damalige Regimentsfeldscheer von der 2ten Garde Pröbisch, er ist todt; und ein Kammerlakei, ob dieser noch lebt, weiß ich nicht. Da ich niemals davon reden gehört, so vermuthe ich, daß der Lakei das Geheimniß gehalten habe, oder gestorben sei. Sie ist von einer andern Natur, und mag mit mir vollends ersterben. Aber auch diese beweist, daß Herr von Zimmermann die Quellen, aus denen er geschöpfet, nicht sehr geprüfet hat.

Möchte doch ein rechtschaffner Mann die Geschichte dieses großen Königs im Zusammenhange schreiben. Er selbst mochte es im Geheim wohl wünschen, und ich bin immer geneigt gewesen, zu glauben, daß in den ersten Zeiten, ein Voltaire nicht bloß in der Absicht zur Unterhaltung und Zeitvertreib, sondern um eine dergleichen Geschichte zu schreiben, gehalten ward. Da der häßliche Charakter dieses Mannes ihn dazu untüchtig machte, so hofte ich, Marquis D'Argens werde es thun, oder gethan haben.

Wissen

Wissen Ew. Wohlgeb. denn ganz gewiß, daß Voltaire der Autor der Matinées sei? Ich möchte es gern gewiß wissen, denn ich habe einen andern Mann im Verdacht gehabt, und habe ihn noch darin. Es ist nicht Voltäres Stil, und es sind Facta aufgeführet, theils erdichtete, theils halb wahre, die Voltaire gar nicht wissen konnte. Wenn Ew. Wohlgeb. es nicht ganz gewiß wissen, so will ich Ihnen einen Verstorbenen nennen, wenn sie es wünschen, dem ich dieses Pasquill zuschreibe.

Man lernt einen großen Mann nur dann genau kennen, wenn man ihn in seiner Kontusche eine Zeit lang täglich siehet, wenn man ihn an der Spizze der Armee, wenn man ihn im Prunk auf dem Throne siehet, in allen diesen Fällen genau beobachtet, und Facta sammlet. Er hatte nicht gern in seinem Haus- und Stubendienst Leute, die Französisch verstanden. Er überraschte mich einmal, da ich im Vorzimmer im Plutarch von Dacier las. Von dieser Zeit an dispensirte er mich zuweilen von der Aufwartung bei Tafel, wenn er gewisse Gesellschaften gewählet hatte. Um mich aber hierdurch nicht zu beleidigen, sagte er es mir mit einer Schonung, die mich oft rührte, obschon ich den Grund recht wohl wuste: und ich konnte sicher rechnen, daß ich in den ersten folgenden Tagen kleine Aufträge erhalten würde, die ein Zutrauen bezeichneten. Hierin hatte er noch den ihm so ganz eigenen Schnellblik, in der Regierung seiner häuslichen Diener überaus viel Stärke.

Die

Die Ausführung seiner Befehle, und selbst die gewöhnliche Aufwartung wuste er zu einem Vorzug dergestalt einzuleiten, daß der, welcher ein bischen Ehrliebe hatte, sich äußerst kränkte, wenn er nicht selbst zu den fatigantesten Diensten gebraucht ward. Erfuhr der König durch einen Dritten eine jugendliche Leichtfertigkeit, oder kleine Nachläßigkeit eines seiner Leibpagen, so sagte er diesem kein Wort, aber bei den ersten 5 bis 6 Mittagstafeln, wenn er einen Teller weggeben wollte, und dieser Page auf der rechten Seite hinter ihm stand, so zog er den Teller zurük, und gab ihn auf der andern Seite. Wollte er Wein oder sonst etwas haben, welches er immer sachte in's Ohr sagte, und es stand ein Page, der, wie vorerwähnt, etwas versehen hatte, allda, so wendete er sich halb auf dem Stuhle um, und winkte einem andern. Dies drang durch Mark und Bein, alle an der Tafel, alle Lakeien, Laufer, alle sahen es. Es ist mir in 4 Jahren 2 mal geschehen. Ich versichere ihnen, ich hätte im Geheim lieber 50 Fuchtel ausgehalten. Als er mich das erste mal bei einer Abendtafel von der Aufwartung, die ich und der jezzige Generallieutenant Wartenberg durch 2 Jahre ganz allein verrichten müssen, entfernen wollte, ritt er Nachmittags aus, und befahl, ich sollte allein mit reiten; den Abend sagte er mir: Du hast Nachmittags geritten, Du wirst müde sein, du sollst dafür heute nicht aufwarten. Als das Essen aufgetragen ward, trat ich in's Zimmer, er erblikte mich, schüttelte den Kopf und verrieth einen

kleinen

kleinen Verdruß. Ich trat ab, und erfuhr bald, daß kein deutsch Wort geredet worden; ich merkte also die Ursache. Es ist hernach noch 6 mal geschehen; so oft es geschahe, konnte ich in den folgenden Tagen auf eine kleine Auszeichnung dieser Art sicher rechnen.

Ew. Wohlgeb. verneinen in ihren Berichtigungen eine in der Anekdoten-Sammlung angeführte Unterhaltung zwischen dem Könige und einem östreichischen General *). Sie haben Recht, wenn sie sagen, es könne nicht der General von Römer gewesen sein. Sie haben aber Unrecht, wenn sie an der Wahrheit dieser Unterhaltung zweifeln, der Autor hat nur die Schlacht unrichtig angegeben. Es war nach der Bataille **) bei Strigau, und wo ich nicht irre, General St. Ignon, mit welchem diese scharfe Unterredung vorfiel. Ich war selbst mit an der Tafel zugegen.

Sie sagen in dem lezten Hefte, der König habe nicht Champagner Wein mit Wasser getrunken. Ich aber versichere ihnen, daß er bis kurz vor dem siebenjährigen Kriege immer Champagner Wein, großentheils Oeil de Perdrix mit und ohne Wasser, sehr selten einmal ein einzig Glas ungarschen Wein getrunken hat. Ich könnte darüber Zeu-

*) Nikolai Anekdoten Heft 4. S. 90.

**) Hier hat der Herr Oberste einen seltsamen Gedächtnißfehler begangen. Der Anekdotensammler nennt die Schlacht bei Hohenfriedberg; aber diese ist mit der Schlacht bei Strigau eine und dieselbe.

Zeugen aufstellen, wenn sie noch alle lebten. Die Generale Möllendorf, Wartenberg, Knobelsdorf, die alle mit mir zugleich Pagen waren, müssen es bezeigen.

Es ist in der Anekdoten-Sammlung falsch, wenn daselbst gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants von Katte mit ansehen. Er ist nicht aus dem Zimmer des Schlosses gekommen, welches mein Vater zu diesem Arrest abgetreten hatte. Aus diesem Zimmer aber konnte nicht der Richtplaz gesehen werden; eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht dahin. Katte ward durch eine militärische Wache zum Richtplaz auf den Wall geführet; der Zug ging vor dem Schlosse, und also vor den Fenstern des Prinzen vorüber; der Prinz, in dessen Zimmer der Kommandant General Löpel und mein Vater in diesem Augenblik, ich weiß nicht, ob auf Befehl oder aus eigner Fürsorge gegenwärtig waren, drängte sich zum Fenster, öfnete es, als der Zug ankam, und rufte laut diese Worte: pardonnez-moi, mon cher Katte! Dieser antwortete: la Mort est douce pour un si aimable Prince. Nun trat der Prinz vom Fenster mit thränenden Augen ab, und sezte sich auf einen Lehnstuhl; eine Ohnmacht wollte ihn anwandeln, mein Vater hatte sich mit Schlagwasser versehen, nöthigte ihn zum Einnehmen, und ehe dies vollzogen ward, lag Katte's Haupt schon vom Körper getrennt auf dem Sandhaufen, der von der Ekke des Schlosses, oder

des

des Prinzen Arrestzimmer, etwa 30 bis 50 Schritt entfernet, aber durch eine alte hohe Mauer dergestalt separiret war, daß er nicht gesehen werden konnte. Der Kommandant verließ den Prinzen; mein Vater ließ sich mit verschließen, und ein Arzt und ein Feldscheer wurden den Tag über im Schlosse von meiner Mutter insgeheim behalten; mein Vater verließ den Prinzen erst tief in der Nacht, als derselbe eingeschlafen war. Wäre ein Befehl gewesen, daß der Prinz die Enthauptung ansehen solle, so hätte es der oft benannte Kommandant, der sehr pünktlich alle Befehle vollzog, um so gewisser gethan, da es sehr leicht war, denn aus dem Arrestzimmer ging eine Thüre und Treppe nach einem am Schlosse, zur Defension desselben angebauten erhabenen Orte, den man den Weißkopf nannte, und welcher ehemals unter dem Markgrafen Hans zu einem Richtplaz für Statsverbrecher angeleget worden war. Er durfte ja Katten nur daselbst richten, oder den Prinzen zum Zusehen dahin führen lassen. Ich selbst, der dieses schreibet, habe von diesem so genannten Weißkopf, den mir meine Eltern zum Garten und Spielplazze erlaubt hatten, das Blut von Katte in die Höhe sprizzen sehen. Es war auch nur zufällig, daß der Prinz diese traurige Prozession nahe vorbei ziehen sahe. Denn es hing bloß von meinem Vater ab, ob er dieses, oder ein anderes seiner Wohnzimmer, oder gar keines abtreten wollte. Die wahren Arrestanten-Stuben waren gar nicht in diesem 2ten, sondern im 3ten Stokwerk des Schlosses. Mein Vater

erbot sich nicht allein dazu, sondern er muste sich Mühe geben, den Kommandanten zu überreden, den Prinzen nicht in jene kleine Arrestantenstube zu sezzen. Aus dieser hätte er gar nichts von Katte's Zug sehen können. Mein Vater aber hätte es gewiß nicht gethan, wenn er hätte vermuthen können, daß der Ort zur Enthauptung in dieser Gegend gewählt werden würde. Dieser enge Arrest hat nur 6 Wochen gedauert; alsdann bezog der Prinz ein Quartier in der Stadt, und wohnte als Auscultator den Sessionen der Kriegs- und Domainenkammer bei. Er muste in der Folge Referate machen, mit meinem Vater die Königl. Aemter bereisen, und Anschläge davon verfertigen. Man hatte noch einen von ihm verfertigten Anschlag des Amtes Himelstädt und viele Vota von seiner Hand bei der Kammer aufbewahrt, welche aber durch das Bombardement mit verbrannt sind. Der ganze Aufenthalt des Prinzen in Küstrin hat nur 1 Jahr gedauert, und nicht einmal ganz voll. So viel ich mich erinnere, etwa 8 bis 9 Monate.

Erst lange, nachdem ich vom Hofe entfernt war, überdachte ich so manches, was ich von ihm gesehen hatte, und fand Weisheit und Vorsicht in Handlungen, die ich vorhin als Spielwerk und Scherz beurtheilt hatte.

Man hat in den Anekdotenkram die in Dresden durch den Kammerhusar projektirte Vergiftung mit Kaffee, welche der seelige Mann durch das scharfe Ansehen des Husaren entdeckt haben soll, als Wunder aufgenommen. Sie ist gewiß nichts als

eine

eine natürliche Folge seiner Vorsicht, die er als Scherz, als Spielwerk geltend machte. Es war immer einer seiner Kammerlakeien, den er selbst wählte, bestimmt, ihm den Kaffee zu kochen. Als ich Leibpage bei ihm war, hatte der hier *) lebende Proviant-Kommissarius, Herr Haase, dieses Amt. Ich rufe diesen zum Zeugen auf. Der seelige König hatte den Gebrauch, wenn der Kaffeekocher ihm den Kaffee in der Schale brachte, ihm einen Löffel voll davon in den Mund zu stekken: und wollte der Ueberbringer den Mund nicht gleich dazu öfnen, so goß er den Löffel voll Kaffee demselben in oder auf die Busenkrause oder Manschetten des Hemdes. Dies geschahe nicht immer oder alle Tage, auch nicht immer dem Kaffee-Verfertiger, sondern oft einem andern, bald Page, bald Kammerdiener, bald Lakeien. Es ist mir selbst geschehen, am öfterſten aber dem Kaffeekocher. Wir hielten es für Spielwerk, als zu welchem er in dem Zimmer des Ankleidens mit seinen Leuten überaus geneigt war. Wahrscheinlich aber ist es, daß er hier mit dem Scherz eine sehr ernſthafte Absicht verband. Und so ist es denn höchst wahrscheinlich, daß er jenem Kammerhusaren eben den Löffel voll eingießen wollen, und dieser sich ungewöhnlich gesträubt habe, wodurch denn der Verdacht entstanden ist.

v. Münchow.

*) Nämlich in Krossen, wo ich diesen nunmehr verstorbnen Mann persönlich gekannt habe.

Der Herausgeber.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mark
Mark
Mark

Verbesserungen.

Seite 29 Zeile 5 ist ein ganzer Saz ausgelassen, wodurch die Stelle völlig unverständlich wird. Nach dem Worte Bullenbeißer ist zur Schilderung des Fürsten von Dessau noch folgendes hinzuzusezzen: Nichts war dem Fürsten schmeichelhafter als dieser Titel; auf nichts war er stolzer, als auf diese Benennung.

— 51 — 7 von unten an, statt wurde lies: würde und st. muste l. müste.

— 90 — 5 st. Freiheit l. Feinheit der Sitten.

— 104 — 1 Boßewiz l. Baßewiz; und so in dem folgenden, wo dieser Name vorkommt.

— 119 — 7 von unten. st. Insel Rügen l. Rüden.

— 143 — 1 st. der Jahreszahl 1728 l. 1727.

— 154 — 12 st. Giekel l. Ginkel; so auch in der Folge, wo dieser Name noch oft angeführt wird.

— 182 — 16 st. Bergen l. Berg. So noch oft im Folgenden.

— 193 — 2 st. des den Sinn ganz entstellenden Wortes Hülfe l. Höfe.

— 195 — 11 Erlischung l. Erlöschung.

— 197 — 1 talentreichen l. thatenreichen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google